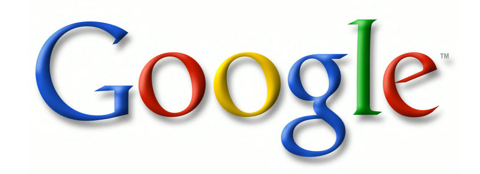


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

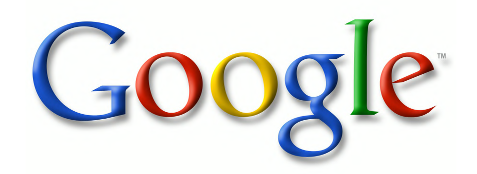
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





[illegible]

Briefe

berühmter

christlicher Zeitgenossen

über die

JUDENFRAGE.

Nach Manuscripten gedruckt und mit Autorisation der Verfasser zum ersten Male herausgegeben, mit biographischen Skizzen der Autoren und einem Vorworte versehen

von

J. Singer.

Mit zwei Cabinetsschreiben: Seiner Majestät des Königs von Württemberg und Seiner Hoheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

Wien, 1885.
Verlag von Oskar Frank.
(I. Kärntnerring Nr. 6.)

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Seiner Excellenz

dem ehemaligen französischen Minister des Auswärtigen

Herrn

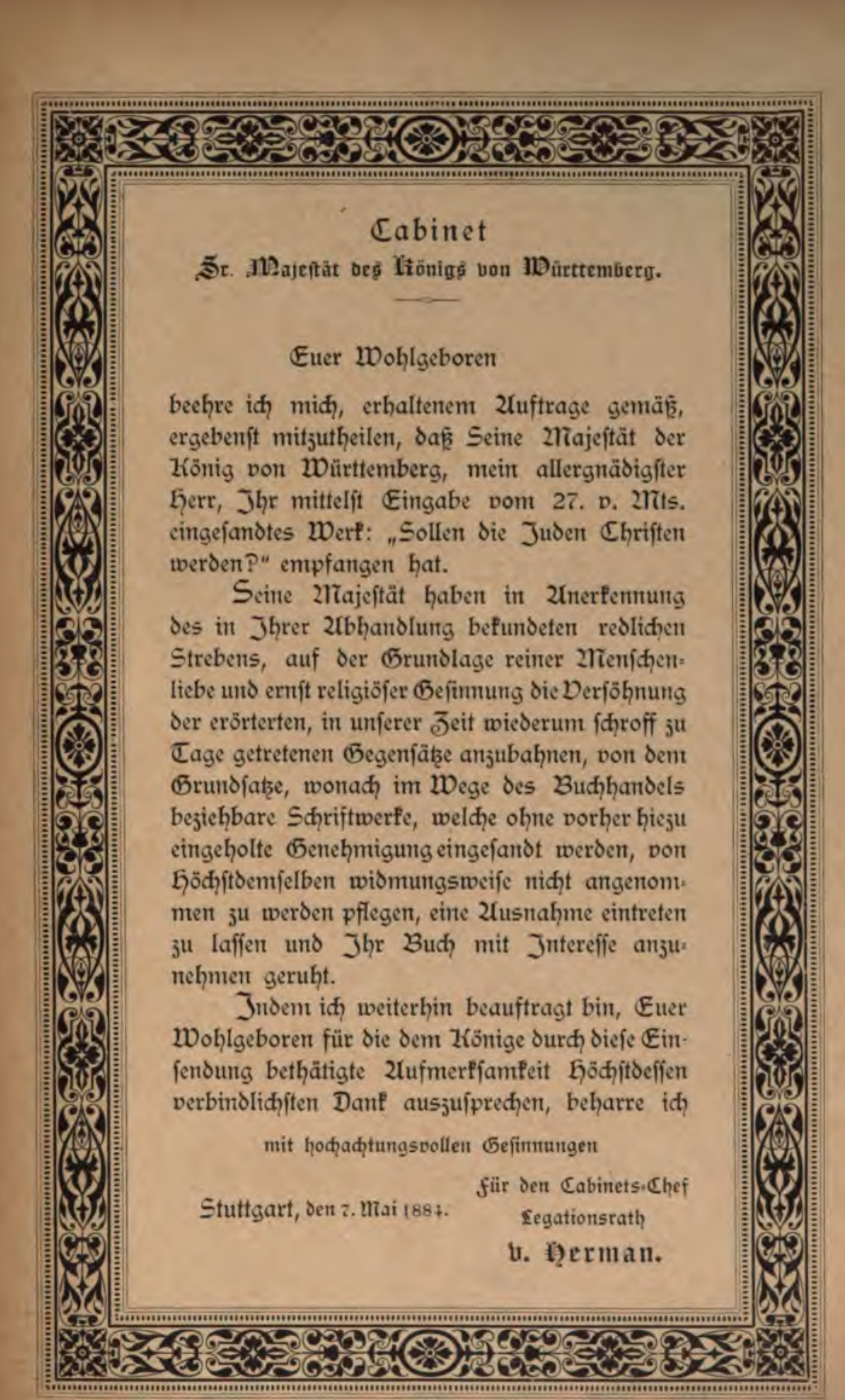
BARTHÉLEMY St. HILAIRE

Mitglied des französischen Senates, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris etc. etc.

in aufrichtiger Verehrung

gewidmet vom

Herausgeber.



Cabinet
Sr. Majestät des Königs von Württemberg.

Euer Wohlgeboren

beehre ich mich, erhaltenem Auftrage gemäß, ergebenst mitzutheilen, daß Seine Majestät der König von Württemberg, mein allergnädigster Herr, Ihr mittelst Eingabe vom 27. v. Mts. eingesandtes Werk: „Sollen die Juden Christen werden?“ empfangen hat.

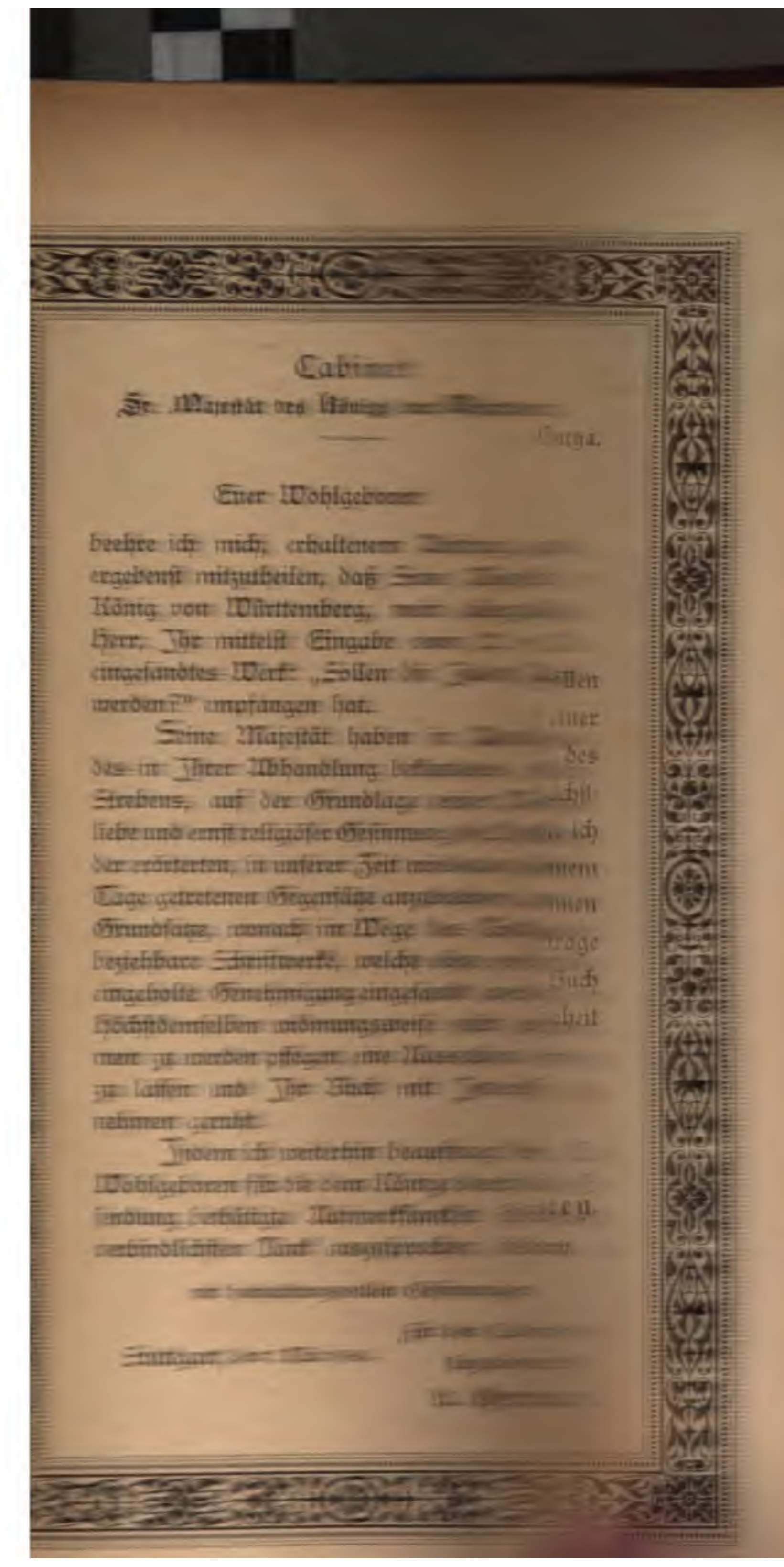
Seine Majestät haben in Anerkennung des in Ihrer Abhandlung bekundeten redlichen Strebens, auf der Grundlage reiner Menschenliebe und ernst religiöser Gesinnung die Versöhnung der erörterten, in unserer Zeit wiederum schroff zu Tage getretenen Gegensätze anzubahnen, von dem Grundsatze, wonach im Wege des Buchhandels beziehbare Schriftwerke, welche ohne vorher hiezu eingeholte Genehmigung eingesandt werden, von Höchstdemselben widmungsweise nicht angenommen zu werden pflegen, eine Ausnahme eintreten zu lassen und Ihr Buch mit Interesse anzunehmen geruht.

Indem ich weiterhin beauftragt bin, Euer Wohlgeboren für die dem Könige durch diese Einsendung bethätigte Aufmerksamkeit Höchstdessen verbindlichsten Dank auszusprechen, beharre ich

mit hochachtungsvollen Gesinnungen

Stuttgart, den 7. Mai 1884.

Für den Cabinets-Chef
Legationsrath
v. Herman.



Cabi[illegible]

Sr. Majestät des Königs [illegible]

[illegible]

Euer Wohlgebo[illegible]

beehre ich mich, erhaltenem [illegible] ergebenst mitzutheilen, daß [illegible] König von Württemberg, [illegible] Herr, Ihr mittelst Eingabe [illegible] eingesandtes Werk: „Sollen [illegible] werden?" empfangen hat.

Seine Majestät haben [illegible] des in Ihrer Abhandlung [illegible] Strebens, auf der Grundlage [illegible] liebe und ernst religiöser Gesinnun[illegible] der erörterten, in unserer Zeit [illegible] Tage getretenen Gegensätze [illegible] Grundsatz, wonach im Wege [illegible] beziehbare Schriftwerke, welche [illegible] eingeholte Genehmigung eingesan[illegible] Höchstdemselben [illegible] men zu werden pflegen, [illegible] zu lassen und Ihr Buch mit [illegible] nehmen geruht.

Indem ich weiterhin [illegible] Wohlgeboren für die dem Könige [illegible] sendung bethätigte Aufmerksamkeit [illegible] verbindlichsten Dank [illegible]

[illegible]

Stuttgart, [illegible]

[illegible]



Geheim-Cabinet

Sr. Hoheit des Herzogs v. Sachsen-Coburg-Gotha.

Hochgeehrter Herr!

Ihre freundlichst eingesandte Schrift: „Sollen die Juden Christen werden?" traf während einer mehrmonatlichen Abwesenheit Sr. Hoheit des Herzogs hier ein und ist erst spät von Höchstdemselben gelesen worden. Jetzt nun verfehle ich nicht, Ihnen mitzutheilen, daß die Lectüre meinem gnädigsten Herrn ein großes Interesse abgewonnen hat und daß ich Ihnen im höchsten Auftrage für den humanen Geist, von dem Ihr Buch erfüllt ist, die aufrichtige Anerkennung Sr. Hoheit aussprechen soll.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Coburg, den 4. August 1884.

Dr. Tempeltey.

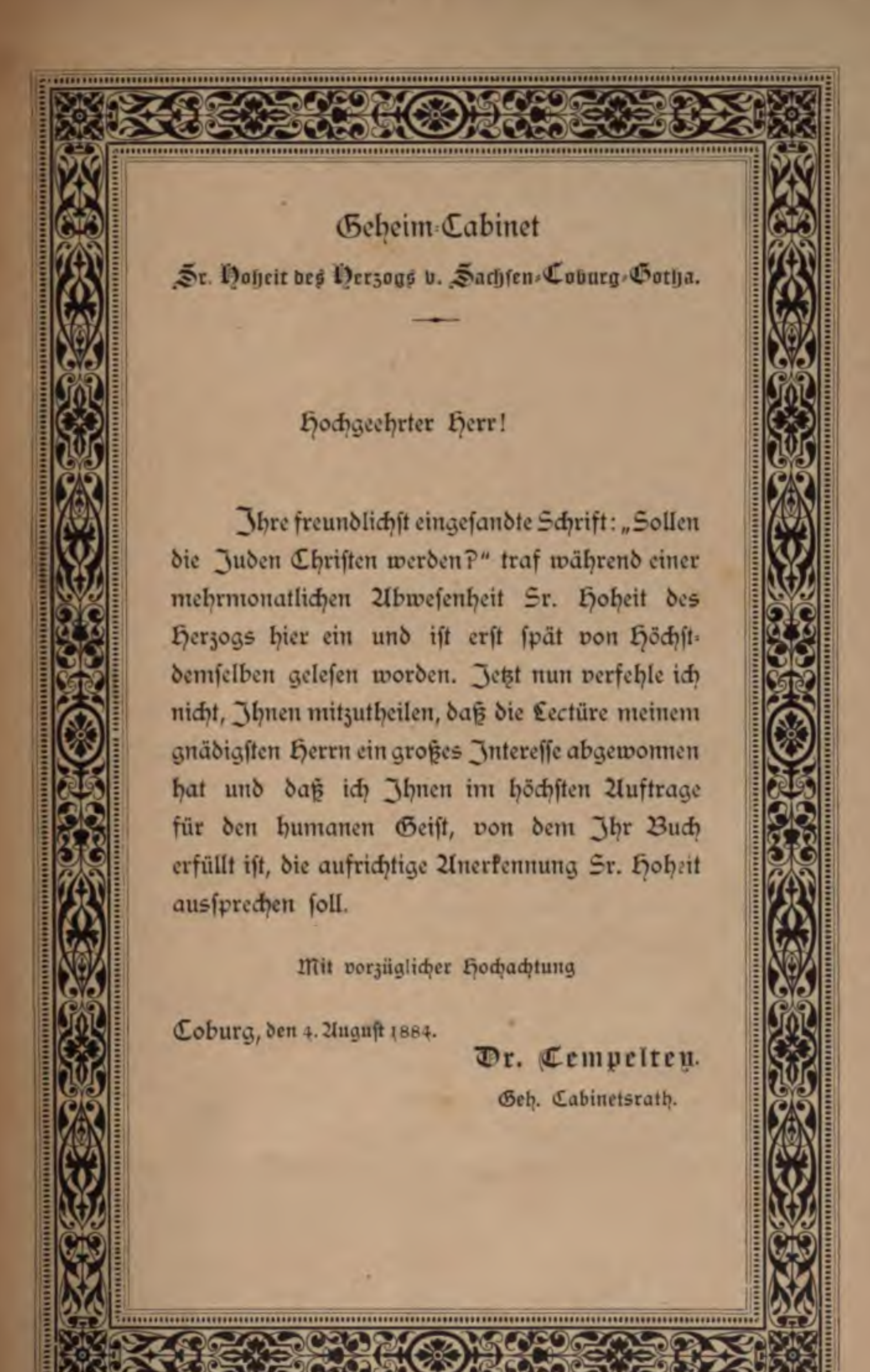
Geh. Cabinetsrath.

Vorwort.

Sine ira et studio.

Die Schutzwälle, welche die Vormänner des Judenthums gegen die immer heftiger werdenden gemeinsamen Angriffe des Muckerthums und der ungeheueren Schaar der durch die heutigen misslichen Gesellschaftszustände geschaffenen Unzufriedenen, zu errichten sich bemühen, drohen der wider sie anstürmenden physischen Uebermacht gegenüber ohnmächtig zu werden. Denn wenn auch die »Hepp-Hepp«-Rufe gegenwärtig nicht mehr, wie zu Beginne der Bewegung, laut auf den Strassen vernehmbar werden, so kann sich der tiefer Blickende trotzdem der traurigen Wahrnehmung nicht verschliessen, dass heute das schleichende Fieber des Antisemitismus bis in die tiefsten Poren der Gesellschaft gedrungen ist und bereits Volkstheile zu inficiren beginnt, deren gesunder Kraft man eine grössere Widerstandsfähigkeit gegen den Krankheitskeim zugemuthet hätte: Ich meine die intelligenten Kreise der Bevölkerung. Dieser Umstand gibt Jedem, der sich nicht befangen in einen bestimmten Ideenkreis eingesponnen hat, viel zu denken. Muss man nämlich da nicht unwillkürlich fragen: Hat der Antisemitismus denn doch vielleicht eine gewisse Berechtigung und tragen die Juden, gegen welche die Bewegung gerichtet ist, nicht selbst die grösste Schuld an derselben? — Ich habe in meiner letzten, die Frage des Antisemitismus behandelnden Schrift,*) ohne Rücksicht

*) »Sollen die Juden Christen werden?« 2. Aufl. 1884.



Geheim-Cabinet

Sr. Hoheit des Herzogs v. Sachsen-Coburg-Gotha.

Hochgeehrter Herr!

Ihre freundlichst eingesandte Schrift: „Sollen die Juden Christen werden?“ traf während einer mehrmonatlichen Abwesenheit Sr. Hoheit des Herzogs hier ein und ist erst spät von Höchstdemselben gelesen worden. Jetzt nun verfehle ich nicht, Ihnen mitzutheilen, daß die Lectüre meinem gnädigsten Herrn ein großes Interesse abgewonnen hat und daß ich Ihnen im höchsten Auftrage für den humanen Geist, von dem Ihr Buch erfüllt ist, die aufrichtige Anerkennung Sr. Hoheit aussprechen soll.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Coburg, den 4. August 1884.

Dr. Tempeltey.

Geh. Cabinetsrath.

heissen und mit dem Stichworte »Reaction« wird ein schwarzer Ritter, mit ehernen, mittelalterlichen Waffen bekleidet, auf die Bühne der Gegenwart treten. Eingeschläfert durch den socialen und politischen Frieden der 60er und 70er Jahre wähnten wir nämlich den eisernen Ritter längst bei den Todten: Der Gedanke war so schön! So mancher deutsche Geschichtsforscher mag schon das Material zu einer »Geschichte der Reaction in Mitteleuropa« gesammelt haben. Lege deinen Kiel wieder nieder, thörichter Idealist! Denn noch immer umflattern die schwarzen Raben den Kyffhäuser, und der lichte Genius der Menschheit, der tief unten im Berge nur von Zeit zu Zeit fröhlich lächelnd aufblickt, um die unter ihrem Joche schwer seufzende Menschheit wenigstens für Augenblicke zu erheitern, droht wieder einzuschlummern. Doch verzagen wir nicht; trösten wir uns mit der erhebenden Hoffnung, dass denn doch einmal der Tag kommen müsse, wo Ahriman von Ormuzd niedergeworfen, in die Unterwelt zu den Todten wandern werde.

Jawohl; man kann es nicht oft genug wiederholen: Hinter den Antisemiten stehen die Schwarzröcke mit ihrem Gefolge, den bürgerlichen Reactionären und den adeligen Feudalen. Haben einmal Jene durch ihr Treiben den Samen der Unzufriedenheit unter das Volk gestreut, dann kommen die »Diener Roms« hervor, waschen ihre Hände in Unschuld und predigen dem »gottverlassenen« Volke Umkehr in den »Schooss der Kirche«, die doch allein im Stande sei, Kummer und Sorge zu verscheuchen und die Wunden des Herzens zu heilen. Und das arme Volk wird wieder seinen Nacken demuthsvoll unter das »sanfte Joch« Roms beugen; Papst und Bischof werden Hirtenbrief auf Hirtenbrief erlassen, um auch nicht eines der in den letzten Jahrzehnten verlorenen Schafe draussen in der feindlichen Umgebung des Liberalismus zurückzulassen; Domherren, Pfarrer und Kapläne werden im Chorus, treu der Weisung Roms folgend, auf allen Kanzeln der Metropolitan-, Stadt- und Dorfkirchen den Kampf gegen die geistige Freiheit des Individuums und die Wissenschaft

beginnen.*) Und die Antisemiten, die im Grossen und Ganzen keineswegs der Kirche und deren Vertretern hold sind, werden verdutzt dastehen und zu spät zur Erkenntniss gelangen, dass sie nur den »Dienern Roms« die Kastanien aus dem Feuer geholt haben.

»Die Judenfrage ist gelöst,« sagt Robert Hamerling**) mit vollem Recht, »endgiltig gelöst vom Standpunkte des modernen Völker-, Bürger- und Menschenrechtes. Die moderne

---

*) Wie sehr den »Dienern Roms« bereits der Kamm geschwollen ist, mag aus der sofort mitzutheilenden Zuschrift ersehen werden, welche der Linzer Bischof, Franz Josef Rudigier, vor kurzer Zeit an einen berufseifrigen, staatlich angestellten Lehrer in Oberösterreich zu erlassen sich herausnahm. Die für die gegenwärtige reactionäre Strömung sehr charakteristische Zuschrift, die uns ein helles Licht darüber anzündet, wie es bei uns aussähe, wenn die Herren Bischöfe wieder die Obermacht im Staate erlangten, lautet wörtlich wie folgt:

»An Herrn . . . ., Lehrer an der Volksschule in Leonfelden!

Sie sind angeklagt, dass Sie Ihr Lehramt zur Gefährdung des katholischen Glaubens bei den Schulkindern missbrauchen. Die Anklage war mit Gründen belegt, deren Gewicht nicht verkannt werden kann. Nachdem der k. k. Landes-Schulrath, der vom bischöflichen Ordinariate bereits am 8. Mai d. J., Z. 100/Sch., dieserhalb zum Einschreiten gegen Sie ersucht wurde, bisher lediglich nichts erwidert hat, bleibt mir nichts Anderes übrig, als dass ich, im Hinblick auf meine Pflicht, die »gute Hinterlage« bei meiner Heerde, zumal bei dem edelsten Theile derselben, den Kindern, den besonderen Lieblingen Jesu Christi, des »Einen Lehrers« zu bewahren, Sie in Untersuchung ziehe und eventuell das kirchliche Strafverfahren dann gegen Sie einleite, wenn der k. k. Landes-Schulrath auch in der nächsten Zukunft nichts gegen Ihr Vorgehen verfügt.

Kraft meiner bischöflichen Amtsgewalt über alle katholischen Christen der Diöcese fordere ich Sie daher auf, am 12. d., Abends, im Pfarrhofe zu Leonfelden sich zur Vernehmung mir vorzustellen. Ich wünsche aufrichtigst, dass sie mich durch eine Erklärung, die eines katholischen Mannes und Lehrers würdig ist, der peinlichen Nothwendigkeit entheben, eine Strafe gegen Sie zu verhängen.

Linz, am 6. September. Franz Josef, Bischof.«

**) »Briefe«, p. 85.

Gesellschaft, die moderne Civilisation, hat sich für volle politische und sociale Gleichstellung der Rassen in Europa entschieden; jede Art von Proscribirung, von Verfolgung, von Rechtsverkürzung einer solchen ist im modernen Staate undenkbar. Ein Rütteln an dieser Thatsache kann nur zu Ausschreitungen führen, denen der Staat doch immer wieder entgegentreten muss. Gäbe es wirklich ein Parlament, das eine bürgerliche und sociale Rechtsverkürzung der Juden decretirte, so hiesse das eine unterdrückte Rasse schaffen, damit die nächste Revolution wieder eine zu befreien finde.« So und nicht anders verhält es sich in der That.

Denn mögen doch einmal die Antisemiten Rückschau halten über die factischen Erfolge ihrer bisherigen mehrjährigen Thätigkeit. So viel im Allgemeinen bekannt ist, fand sich bis nun kein österreichischer oder deutscher Jude veranlasst, der allerdings etwas stürmischen Einladung der Antisemiten Folge zu leisten und nach Palästina auszuwandern; weder Deutschland noch Oesterreich haben bis auf den heutigen Tag einen jüdischen Staatsbeamten wegen seiner Stammesangehörigkeit seines Amtes enthoben — die hie und da noch vorkommende Zurücksetzung jüdischer Candidaten hinter gleichwerthigen Candidaten christlicher Confession ist mehr auf erbgesessenen clericalen, als auf antisemitischen Einfluss zurückzuführen; die Herren Ludwig Löwe und Bamberger bilden noch immer Zierden des deutschen Parlaments, und selbst Fürst Bismarck konnte es nicht verhindern, dass die Vereinigten Staaten von Nordamerika dem todten Juden Lasker fürstliche Ehren erwiesen; Strassmann bekleidet noch immer, trotz des »Hofderwisches« Stöcker in der Metropole Deutschlands das Ehrenamt eines Stadtverordneten-Vorstehers; die Tisza-Eszlaerer Angeklagten wurden, trotzdem die Antisemiten aus aller Herren Ländern alle Hebel in Bewegung setzten, in sämmtlichen Instanzen freigesprochen; die wenigen Spiritus- und Branntweinfässer aber, die statt in die stets durstigen Kehlen des russischen und ungarischen Pöbels auf die Strassen flossen; die Fensterscheiben, die einigen Juden eingeschlagen

wurden, schadeten wahrlich dem Judenthum und den »reichen« Juden sehr wenig: Diese Acte stellten nicht die Juden, sondern lediglich die Anstifter jener Excesse vor aller Welt bloss.

Eines nur hat die Antisemitenbewegung bewirkt, was sie gewiss nicht beabsichtigte: die Stärkung der Solidarität unter den Juden. »Die Annäherung,« sagt darum Alfred Meissner*) sehr richtig, »war schon auf dem besten Wege. Eine rückläufige Strömung hat seit einigen Jahren wieder viel verdorben. Das Judenthum, das eine hoffnungsvolle Reformirung eingeschlagen hatte, hat sich wieder fester zusammengeschlossen.« Es ist dies jedoch nur zu natürlich, wenn man eben alle Juden für ein Individuum aus ihrer Mitte verantwortlich macht.

Der Antisemitismus für sich allein, d. h. weder in Verbindung mit der Reaction, noch in einer solchen mit der Socialdemokratie, ist somit in seinen Folgen unter den jetzigen socialen und politischen Verhältnissen für die Juden von keiner grossen Gefahr begleitet. Die Socialdemokratie aber will — wie die Vertreter derselben es so oft und so feierlich ausgesprochen haben — von dem Antisemitismus nichts wissen. Andererseits will, wie wir schon bemerkt haben, der Antisemitismus als solcher mit der Reaction nichts gemein haben. Und es ist dies sehr begreiflich: Denn die Partei der Antisemiten setzt sich nicht zum geringsten Theile aus Gewerbetreibenden, die sich durch die angeblich vorzüglich durch die Juden vertretene Grossindustrie in ihrer Existenz bedroht fühlen — als ob, wie ein blosser Blick nach den grossen Fabriksstädten leicht lehren könnte, nicht neun Zehntel der Fabriksherren der christlichen Confession angehörten — und den Amtscandidaten zusammen, die sich durch die oft geistig überlegenen Candidaten jüdischer Confession gefährdet fühlen. Aber gerade diese Elemente, welche ja die Intelligenz der Bevölkerung bilden, stehen bekanntlich auf einem dem kirchlichen entgegengesetzten Standpunkte.

---

*) »Briefe«, p. 83.

Unsere Aufgabe kann nun aber, wie wohl aus den vorausgegangenen Erörterungen ersichtlich sein dürfte, nur darin bestehen, eben jene intelligenten Kreise der Bevölkerung, welche kraft ihrer höheren Bildung Vernunftgründen noch zugänglich sind, durch wissenschaftliche und unparteiische Darstellung der Verhältnisse darüber aufzuklären, dass sie auf einem Irrwege sich befinden, der sie nothwendig an einen tiefen Abgrund führen muss, vor dem sie dann selbst schreckerfüllt ihr Auge abwenden werden.

Die geistigen Führer des Judenthums haben es seit dem Augenblicke, wo »Hofderwisch« Stöcker an der Spree das Banner des Antisemitismus entrollt hatte, gewiss nicht an gutem Willen und redlicher Mühe fehlen lassen — Zeuge dessen mag die recht beträchtliche Literatur sein, die durch den Antisemitismus auf unserer Seite hervorgerufen wurde — um auf dem Wege wissenschaftlicher Darlegung die gegen das Judenthum und dessen Bekenner erhobenen ungerechten Vorwürfe zu entkräften. Doch blieb die Wirkung all' dieser Plaidoyers — wie leicht begreiflich, in den meisten Fällen eine mehr oder minder akademische: Die Gegner mussten natürlich in dem Anwalte zugleich die Partei selbst erblicken.

Einen grossen und wohlthuenden Eindruck riefen dagegen die Stimmen hervor, die aus dem Lager der Nicht-Juden zu Gunsten der Angegriffenen sich erhoben. Ich erinnere nur an das grossartige Protest-Meeting der Lords und Kirchenfürsten Grossbritanniens zur Zeit der russischen Judenverfolgung, an die Vertheidigungsschriften eines Theodor Mommsen, Schleiden, Döllinger, Delitzsch und anderer hervorragender christlicher Männer.*)

*) So konnte ja auch das im Jahre des Heils 1882 aus dem tiefen Abgrunde des Mittelalters hervorgeholte thörichte Ammenmärchen von dem Gebrauche des Christenblutes seitens der Juden zu rituellen Zwecken erst durch öffentliche Erklärungen hervorragender christlicher Gelehrten und Theologen zum Stillschweigen gebracht werden. Vgl. die von Emanuel Baumgarten herausgegebene vortreffliche Schrift: »Die Blutbeschuldigung gegen die Juden. Von christlicher Seite be-

Von diesem Gesichtspunkte geleitet, fasste ich den Entschluss, aus dem Lager der Nicht-Juden die Besten unserer Zeit auf dem Gebiete der Poesie und Literatur, der Philosophie, Nationalökonomie und anderer Wissenschaften aufzurufen, damit sie durch ihr schwerwiegendes Votum das Judenthum gegen die gehässigen, falschen Anschuldigungen vor aller Welt vertheidigen möchten. Doch es war mir — ich bekenne es offen — in erster Linie nicht darum zu thun, durch meine Schrift eine Apologie des Judenthums zu schaffen, sondern mein Streben ging vor Allem dahin, in die grosse und schwierige sociale Frage, in »die Lebensfrage der modernen Civilisation« — wie Paul Heyse die Judenfrage in einem Schreiben an mich sehr treffend nennt — nach meinen Kräften Licht zu bringen. »Es ist Zeit,« schrieb mir Martin Greif, als ich ihm von meinem Vorhaben Mittheilung machte, »dass Philosophen und Denker sich über eine so ernste Materie vernehmen lassen!« Und in der That scheint es höchste Zeit zu sein, dass die Discussion über jene ernste Frage aus den Händen der Halb- und Ungebildeten in die von Männern gelegt werde, deren reiche Lebenserfahrung und hervorragende Stellung in dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur sie vollauf dazu berechtigt, in einer in das gesammte sociale Leben so tief eingreifenden Frage das letzte Wort zu sprechen. Nicht so sehr als Jude also (im religiösen Sinne des Wortes), sondern vielmehr als begeisterter Verehrer der Freiheit des Geistes und der Humanität wollte ich mein Scherflein dazu beitragen, die »Diener Roms« in ihrem ruchlosen Versuche

urtheilt«. (Wien Verlag von Alfred Hölder 2. Aufl. 1883.) Wir hätten diese Schrift nicht erwähnt, wenn es nicht zur Schande unseres Jahrhunderts noch heute Leute gäbe, die, ohne dass sie selbst daran glaubten, jenes Gespenst wieder für einige Zeit an die Tageshelle citiren wollten. Für Solche aber, die noch immer daran glauben, dass das jüdische Ritualgesetz den Juden auftrage, Mörder an ihren Mitbürgern zu werden, empfehlen wir obige Schrift und das von demselben Autor herausgegebene Werk: »Carolus Fischer über den Talmud der Hebräer.« (Wien, ibid. 1883.) Es ist wahrhaft traurig, wenn man sich im Jahre 1884 noch ernsthaft mit solchen Dingen beschäftigen muss.

aufzuhalten, das Volk wieder am römischen Gängelbande zu führen und Europa wieder ins Mittelalter zurückzustossen. Denn vae victis! Wehe uns Allen, den Christen und Juden, wehe der Cultur und dem Fortschritte, wenn die schwarze Kutte wieder zu ihrem alten Ansehen gelangt! Die Principien der Kirche sind heute dieselben wie vor tausend Jahren. Besässe Rom heute die physische Macht dazu, die Männer der Wissenschaft, die sich unterfingen, Lehren auszusprechen, die den Vortheilen der Kirche zuwiderliefen, würden heute ebenso wie Galilei und so viele Hunderte anderer Märtyrer der Wissenschaft in härenem Gewande in den unterirdischen Gemächern vor den Inquisitoren bei Todesstrafe wider ihre innerste Ueberzeugung Widerruf leisten müssen.*) Leo XIII. denkt nicht um ein Haar anders, als alle seine Vorgänger auf dem Stuhle Petri über den angeblichen Beruf der Kirche.**) Die Folterwerkzeuge sind für diese nur auf die Seite gestellt, nicht für immer der Vergessenheit übergeben. Die Jesuiten lauern nur auf den Augenblick, wo die socialen und politischen Weltverhältnisse ihnen wieder die Macht in die Hände spielen werden. Dann würden sie, wie wir gegenwärtig an einem deutlichen Beispiele in Belgien sehen können, wo die Clericalen — hoffentlich jedoch nur für eine kurze Zeit — das Ruder der Regierung ergriffen haben, die Schulen sperren und mit ihren ruchlosen Händen die so schwer erworbenen Errungenschaften des Fortschrittes und der Aufklärung mit

*) Ich bedauere Raummangels wegen das äusserst interessante Urtheil der Inquisition gegen Galilei und dessen ihm dictirte Abschwörungsformel hier nicht zum Abdrucke bringen zu können. Dieselben sind in der auch sonst äusserst interessanten Schrift Frohschammer's »Christenthum und Naturwissenschaft«, p. 43 ff. abgedruckt.

**) Vgl. darüber das geistvolle Werk des genannten Frohschammer: »Die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart.« (1875), ferner das in diesen Tagen (bei Karl Konegen, Wien 1884) erschienene inhaltsreiche und äusserst interessante Buch des berühmten Orientalisten und ehemaligen österreichischen Handelsministers, Alfred Frh. v. Kremer-Aenrode (p. 173 f.), dem man doch gewiss nicht factiöse Opposition gegen das Papstthum wird vorwerfen können.

einem Schlage zu nichte machen. Auf der Erde würde wieder »Oede und Finsterniss« herrschen und der Geist Roms würde seine schwarzen Fittige über die Welt breiten.

Ich frage nun die intelligente Bevölkerung Deutschlands und Oesterreichs — denn zunächst an diese sind meine Worte gerichtet — ob sie zu Gunsten Roms und der Jesuiten auf die Errungenschaften der Cultur verzichten wollen. Ich glaube nicht. Denn welcher wahrhaft Gebildete wünscht nicht sehnsüchtig den Augenblick herbei, wo die Menschheit von dem Joche Roms, das wie ein Alp die Welt zu erdrücken droht, endlich wird befreit werden?

»Die Juden sind ganz besonders dazu berufen,« sagt der grosse schweizerische Dichter Josef Victor Widmann,*) »das Contingent der Freidenker im modernen Staate zu verstärken; haben sie doch von Spinoza bis Heine demselben hervorragende Führer gegeben!« Der Jude sieht eben, nicht gebunden durch lästigen Dogmenglauben, mit hellem Auge in die Welt; er braucht sich nicht erst von der Vernunft widersprechenden Traditionen loszusagen, die dem christlichen Kinde mit der Muttermilch eingepflanzt zu werden pflegen; der Jude glaubt nur, was er zu begreifen vermag, und es gibt keine Macht im Judenthum, welche es sich herausnähme, die Gewissensrichterin über dessen Bekenner spielen zu wollen. Und darum, weil wir Juden durch unsere dogmenfreie Religion, durch unsere Geschichte und unseren nach persönlicher und geistiger Selbstständigkeit strebenden Charakter dazu berufen sind, im Kampfe gegen religiösen Zelotismus und geistige Knechtung noch wichtige Dienste der Menschheit zu leisten — und das scheint mir die Mission der Juden in der Gegenwart zu bilden — so sollte die Intelligenz Europas, die doch in diesem Punkte mit uns eines Herzens und eines Sinnes ist, nicht wider, sondern mit uns sein. Nicht gegenüber, sondern Schulter an Schulter sollten wir im Kampfe gegen jene Nachtgeburten des mensch-

*) »Briefe«, p. 123.

lichen Geistes stehen und dann — ich bin dessen gewiss — wird es nicht lange mehr währen und die Macht Roms wird für immer gebrochen sein.

Mögen auch die Pfaffen und deren Vasallen im Bürgerrocke vor Wuth schäumen, dass ich hier vor aller Welt ihre Karten aufgedeckt — mich kümmert's wenig. Wir leben auf der Scheide zweier der gewaltigsten Perioden in der Welt- und Culturgeschichte: Das Mittelalter mit seiner Intoleranz und seiner Knechtung der Geister soll für immer zu den Todten geworfen werden, damit die neue Zeit mit ihrem Geiste der Freiheit, der Aufklärung und der Humanität ungehindert unter dem Jubel der Menschheit ihren Triumphzug durch die Lande der neuen und alten Welt halten könne. Liberalismus und Reaction stehen heute im heftigen Entscheidungskampfe auf Leben und Tod einander gegenüber. Wir, die Söhne des Tages, werden so lange mit den Geistern der Nacht kämpfen, bis die Morgenröthe in herrlichem Glanze vor uns aufsteigen wird. Erst dann, wenn wir nach siegreicher Schlacht auf dem grossen Leichenfelde die Leiber unserer Gegner tief in die Schichten der Erde werden gebettet haben, damit ihr Moderduft nicht wieder zu den Lebendigen emporsteige — wenn statt der schwarzen, unsere, die weisse Fahne, überall auf der weiten Erde sich erheben wird, dann erst können wir die Waffen mit ruhigem Gewissen an die Wand hängen. Wir Söhne der gegenwärtigen Generation werden diesen schönen Moment vielleicht nicht selbst erleben; nun dann mögen sich dessen wenigstens unsere Enkel freuen. Aber trotzdem ist es unsere Pflicht als Pionniere der Cultur dieser den Weg durch die Welt zu bahnen.

Sehr treffend bemerkt daher Richard Schmidt-Cabanis,*) »dass im Sprösslinge des 19. Jahrhunderts immer wieder das Gefühl aufrichtiger Beschämung wach werden müsse, wenn in unserem Zeitalter noch immer über mittelalterliche Nachtgestalten nicht nur die Discussion offen

*) »Briefe«, p. 126 ff.

zu halten sei, sondern jenes »sagenhafte« Drachengeschlecht sogar wieder sichtbar und greifbar, feuerspeiend und gifthauchend zu Tage komme und die Schaar der Georgsritter des Humanismus zu hartem Kampfe in die Schranken fordere. Aber so niederdrückend auch das Bewusstsein von der Nothwendigkeit solchen Kampfes sein möge: Zweifel an derselben seien ja wahrlich nicht mehr zu hegen; und so möge er denn mit den wuchtigsten — geistigen — Waffen weiter zu baldigem, glücklichem Ende geführt werden. Denn passiver Widerstand und Falstaffs-Tapferkeit, deren besserer Theil bekanntlich Vorsicht sei, könnten die Widerwärtigkeit aber auch die Gefährlichkeit dieses Kampfes nur erhöhen.« »Und wir streiten,« fährt Cabanis fort,*) »und müssen meiner Ueberzeugung nach streiten — unter dem nämlichen Banner, für die nämlichen Farben, zur Durchführung der nämlichen Idee — nicht als Eingeborne dieses oder jenes Landes, nicht als Vertreter dieses oder jenes Volkes, sondern als selbstdenkende, vernunftbegabte Geschöpfe. Denn hier handelt sich's nicht um die Vertheidigung der Güter einer einzelnen Nation, sondern derjenigen der gesammten Menschheit!«

Und deshalb rufe ich aus voller Ueberzeugung der gleichgesinnten Intelligenz in der europäischen Gesellschaft zu: Handelt wie edle Menschen, nehmet nicht immer das Mikroskop zur Hand, wenn Ihr hie und da Fehler und Gebrechen an uns Juden gewahret; auch Ihr habt — man braucht nicht erst die Sonde gar so tief zu senken — deren genug. Rufet es durch Euer Benehmen uns nicht immer wieder in's Gedächtniss zurück, dass Eure Vorfahren es waren, die uns durch Jahrhunderte gedrückt und unter das Sclavenjoch gebeugt haben. Wir richten unsere Gestalten allmälig wieder auf und wollen gerne unserer traurigen Vergangenheit vergessen; wir wollen nicht mehr fragen, wer uns durch fast zwei Jahrtausende auf das schwere Krankenlager geworfen

*) a. a. O.

hat, wir wollen uns, mit einem Worte, der Gesundung ohne jedes bittere Nachgefühl erfreuen. Habt doch Geduld! Es sind noch kaum drei Jahrzehnte her, dass der holde Genius der Freiheit uns erschien und die Thore der Ghettos öffnete, in dem unsere Väter und Vorväter wie Aussätzige von der übrigen Bevölkerung abgesperrt, in steter Todesangst schwebend, ihr elendes Leben dahinlebten. Ein Volk von sieben Millionen kann sich von einer schweren, fast zweitausendjährigen Krankheit nicht völlig an einem Tage erholen. Seht Euch doch die südslavischen Völker an, die, wie wir Juden, in unserer Zeit ebenfalls von einem Sclavenjoche — dem türkischen — befreit wurden. Es wird nach menschlicher Berechnung mehr als ein Jahrhundert vergehen, bis die Bosniaken und Herzegowzen, die Serben und Montenegriner, im Allgemeinen auf derjenigen hohen Culturstufe sich befinden werden, auf der wir Juden in Mitteleuropa heute nach kaum dreissigjähriger geistiger Befreiung stehen.

Schleudere man uns ferner nicht mehr, wie es jetzt so gerne zu geschehen pflegt, den Vorwurf entgegen, als ob wir Juden Schuld trügen an den misslichen socialen Zuständen der Gegenwart. Denn »nichtig ist der Vorwurf,« sagt Ludwig Büchner*) sehr treffend, »als ob die Juden die Schuld an den vielen wirthschaftlichen und socialen Schäden der Zeit trügen; es sind vielmehr die auf die Spitze getriebene Concurrenz, der zur Unerbittlichkeit gesteigerte Kampf um das Dasein und der durch unsere gesellschaftlichen Zustände mit Gewalt grossgezogene Egoismus, welche dafür verantwortlich gemacht werden müssen. Das Ganze aber ist das Resultat eines langen, seit Jahrhunderten mit Nothwendigkeit sich abspielenden Processes — eines Processes, der es weder jüdischer, noch christlicher Menschen- und Bruderliebe möglich macht, sich zu entwickeln oder Geltung zu verschaffen. Die christliche Kirche,« fährt dann Ludwig Büchner fort,**) »hat trotz ihres halb communistischen Ursprunges nicht nur nichts

*) »Briefe«, p. 139 ff.

**) Vgl. Rob. Springer. »Briefe« p. 61.

gethan, um dieser Herrschaft entgegenzuwirken; sie hat dieselbe vielmehr gefördert und unterstützt und Knechtsthum, Leibeigenschaft, Feudalismus, Bauernelend und Aehnliches auf jede Weise begünstigt — abgesehen davon, dass sie jeder Befreiung der Geister durch Intelligenz und Wissenschaft als Todfeindin gegenüberstand. »»Wo der christliche Socialismus zur Herrschaft gelangt, wird die Wissenschaft verkümmern und die Cultur zum Stillstand gelangen.«« Wenn die »Stöckeriade« gelänge oder gelingen könnte, würde nach der Judenhetze die Hetze der Liberalen und nach dieser der Krieg gegen jedes Aufklärungs- oder Besserungsstreben an die Reihe kommen. Mit der Verfolgung, dem Ausschluss oder gar der Vertreibung der Juden würde also an unseren gesellschaftlichen Schäden nicht das Geringste gebessert, sondern das Uebel nur ärger werden. An die Stelle jedes jüdischen Börsianers oder Wucherers würde ein christlicher treten, und das Brechen der jüdischen Capitalmacht würde nur der ihr Concurrenz machenden christlichen zu Gute kommen.«

Man wirft uns Juden ferner vor, dass wir uns im Allgemeinen im Besitze grosser Reichthümer befänden. Wie oft noch soll man diese immer wieder und wieder auftauchende blödsinnige Behauptung zu widerlegen versuchen?*) Hören wir darum, was der doch gewiss unparteiische berühmte englische Nationalökonom Max Culloch**) darüber sagt: »Es ist behauptet worden, dass die Juden das Beispiel eines Volkes böten, dessen Eigenthum einer Reihe fast beständiger Unbilden und Angriffe ausgesetzt war, und dass sie eben darum nie aufhörten, reich und arbeitsam zu sein. Prüft man indessen die Thatsache aufmerksamer, dann überzeugt man sich bald, dass die Juden keine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen. Die Vorurtheile, welche von einer grossen Anzahl von Völkern gegen sie gehegt und genährt wurden, verboten ihnen den Erwerb von liegenden Gründen, auch untersagten sie ihnen gleicher-

*) Vgl. die in diesen Tagen erschienene treffliche Schrift: »Der Antisemitismus in Ungarn« von Coloman v. Krajcsovich. (Budapest 1884.)

**) Principles of political economy« Bd. I, Abth. 1, p. 1 f.

weise jede Unterstützung von Seiten der Wohlthätigkeits-Anstalten. Da sie also auf keinen weiteren Beistand rechnen durften, im Falle sie arbeitsunfähig oder bedürftig wurden, so hatten sie einen neuen und triftigen Grund zum Sparen und Einsammeln; und da sie auch vom Ackerbau ausgeschlossen wurden, waren sie eben gezwungen, sich der Industrie und dem Handel zu widmen. Daher geschah es denn auch, dass sie zu einer Zeit, wo der Handelsstand allgemein als ein niedriger und unedler betrachtet wurde, und wo sie in Folge dessen nur wenige Concurrenten haben mussten, unstreitig bedeutenden Gewinn hatten; doch sind diese Vortheile auch sehr übertrieben worden. Es war ja natürlich, dass die Schuldner der Juden die Vortheile derselben als übermässig darstellten; es war dies ein bequemes Mittel, die schon vorhandenen Vorurtheile gegen sie zu vermehren und einen elenden Vorwand zu haben, sie dessen verlustig zu machen, was den Gegenstand ihrer gerechten Forderungen bildete. Wohl gibt es einzelne sehr reiche Juden in der Mehrzahl der grösseren europäischen Städte, doch ist der grössere Theil dieses Volksstammes zu jeder Zeit ebenso arm gewesen, wie die übrigen Mitbewohner der betreffenden Länder, auch ist er es jetzt noch immer.«

Also ein Ende mit dem unnützen, aufreibenden Kampfe, der weder uns noch unseren Gegnern frommt. Denn, wie Adolf Bastian sagt:*) »Welch willkommeneres Geschenk könnte der Culturmenschheit entgegengebracht werden, als ein anderes Edelreis, ein altgepflegtes, das in seiner jahrtausendjährigen Geschichte alle Stürme siegreich überdauert hat. Je unverwüstlicher seine Resistenzfähigkeit sich bereits erwiesen hat, desto härter würde der Bissen sein, freilich ein desto nahrhafterer auch, nachdem durch die Verdauungskraft bewältigt. »Wir und die Gleichgesinnten derer«, fährt der grosse Ethnologe fort, der den grössten Theil seines Lebens der

*) »Briefe«, p. 93.

Erforschung fast der gesammten Erde und dem Studium der Menschheit gewidmet hat und dessen Stimme darum vollwichtig in die Wagschale fällt, »die wir uns als Aufgeklärte rühmen, in jüdischen und in christlichen Kreisen — wir, wenn im Conclave zusammensitzend, würden rasch genug zu einem Einverständnisse kommen. Denn was kümmert's gross, ob der Nachbar, der Freund, der Studiengenosse die Synagoge besucht oder die (aus der Basilika aufgebaute) Kirche? (oder welches Conventikel vielleicht) oder das Laboratorium oder eine Bibliothek zum täglichen Brot, im »nutrimentum spiritus«. Für uns Zeitkinder (die wir es wenigstens zu sein glauben) liegt die Toleranz in Fleisch und Blut des Zeitgeistes selbst. Damit jedoch ist es noch nicht gethan. Denn unter uns wogt es in tiefdunkelnden Schichten, in den Millionen und Milliarden der grossen Massen mit oft unklar (wenn aus naturgesunder Wurzel auch) emporquellenden Gefühlsströmungen. Hier nun zu klären und zu belehren, ist die Aufgabe der »Uppertenthousand«. Nachdem Jahrhunderte lang von oben herab darauf hingearbeitet war, dem Volke seine Abtrennungsscheidewand von den Juden bis auf äusserliche Zeichen, in Kleidung, Wohnung u. s. w., deutlichst vor Augen zu führen, wird es jetzt, wenn auch (im schnelleren Tempo der Gegenwart) nicht mehr Jahrhunderte, doch möglicherweise Jahrzehnte bedürfen, um einen gegentheiligen Satz zu vollem Durchbruch zu bringen. Seitens des Staates ist neuerdings mancherlei geschehen für Wegräumung der früheren Barrièren, und wenn jetzt von Seiten der Juden ebenfalls eine freisinnige und weitblickende Reformbewegung (wofür es an Befähigten dort am wenigsten fehlt) entgegen kommen sollte, um den noch übrigen Rest verwischen zu helfen, dann dürfte bald freie Bahn eingeleitet sein, auf der sich die Strömung des Zeitgeistes den ihm einwohnenden Idealen allgemeiner Humanität gemäss für gleichartige Nivellirung würde verbreiten können.«

Doch die Stimme eines Einzelnen, wenn es nicht die Stimme eines Reformators ist, verhallt, wie Friedrich Fried-

rich*) sehr richtig bemerkt, in einem Culturkampfe, wie er um die Judenfrage entbrannt ist, wirkungslos. Ich habe darum einen gewaltigen Chorus von Stimmen um mich gesammelt, die nach Zahl und Kraft weit hinaus tönen werden in die ferne Welt. Doch nicht die grossen Volksmassen hatte ich damit im Auge. Denn diese stehen in einer zu weiten Entfernung von jenem Chore, als dass sie aus demselben mehr als dunkles Stimmengewirre vernehmen sollten. Die »oberen Zehntausend«, d. i. die Intelligenz der Gesellschaft, wünschte ich mir in erster Linie zu aufmerksamen Zuhörern. Denn nur sie werden die Worte jener grossen Männer vollauf verstehen, zu denen jeder Gebildete mit Ehrfurcht und Bewunderung emporblickt.

Wir leben, Gott sei Dank, nicht zur Zeit einer Revolution, auf dass der Instinct der grossen Volksmassen über die wichtigsten politischen und socialen Fragen entscheiden sollte. Das Volk überlässt zur Zeit der inneren Ruhe die Entscheidung in diesen Dingen vertrauensvoll den intelligenten Kreisen der Bevölkerung, ausgenommen, wenn diese direct an das Votum der Massen appelliren. Wir konnten es aber vor nicht gar so langer Zeit in Russland und in Ungarn schaudernd miterleben, was es zu bedeuten habe, wenn die Lösung der Judenfrage dem Strassenpöbel überantwortet wird.

Nicht die Strasse also und nicht die rauchigen Bierlocale, wohin die Führer der Antisemitenbewegung ihre buntgemischte Schaar zu versammeln und auf ihre — besser gesagt auf Kosten der »Partei« — zu bewirthen pflegen, sondern die Berathungszimmer der Gelehrten und Staatsmänner sind der Ort, wo »die Lebensfrage der modernen Civilisation« zu entscheiden ist.

Mit vorliegender Schrift eröffne ich einen solchen Berathungssaal, dessen Eingang eine Inschrift ziert, die in goldenen Lettern das kleine, aber segensreiche Wort »Friede« enthält. Da sitzen sie in langen Reihen beisammen, die ehrwürdigen Männer, die im Staatsdienste, im Dienste der Wissen-

---

*) »Briefe«, pag. 135.

schaft und Literatur ergraut sind und deren Wirken wir einen grossen Theil der gegenwärtigen europäischen Cultur zu danken haben.

Auch eine Frau, die hervorragende dänische Schriftstellerin Elfriede Fiebiger, hat in der erlauchten Männerversammlung Platz genommen. Möchte doch ihr Wunsch, »dass das Symbol der Taube mit dem Oelblatte sich zum Heile der Menschheit bald als deren Glaube verbreiten möge«, namentlich zu den Herzen der gebildeten Frauen dringen, die ebenfalls begierig waren, den Worten jener grossen Männer zu lauschen! Und gerade die Frauen, glaube ich, können durch ihren zum Frieden und zur Sanftmuth hinneigenden Charakter viel dazu beitragen, um der wieder eingetretenen Verrohhung und Verwilderung der Gemüther das Herbe zu benehmen.

Wie bei jeder Conferenz, wo die Theilnehmer selbstbewusst, jeder auf seinem Standpunkte verharrend, von einander unabhängig ihren Anschauungen Ausdruck verleihen, differirende Ansichten zu Tage treten, so geschieht dies auch in unserem Falle. Aber Alle, von dem grossen Sprach- und Religionsforscher Max Müller angefangen, der den Reigen eröffnet, bis herab zu dem berühmten Rechtsgelehrten Holtzendorff, der den Reigen würdig schliesst — alle sind sie in der rückhaltslosen Verdammung der rohen Ausbrüche des Antisemitismus ebenso wie in dem Wunsche einig, dass durch beiderseitiges Entgegenkommen zum Heile des bürgerlichen Friedens die leidige Judenfrage einer baldigen friedlichen Lösung entgegengehen möge.

Und wir hören in dieser Conferenz nicht nur Stimmen aus **Deutschland** und **Oesterreich**, den Centren der antisemitischen Aufwiegelungen, die, um mich der Worte Alfred v. Kremer's zu bedienen,*) den traurigen Beweis liefern, »wie viel mittelalterliche Rohheit noch immer in gewissen Volksschichten unter der modernen Culturverkleidung versteckt sei,«

*) In seinem bereits genannten, geistvollen und mit seltenem Freimuthe für die liberalen Ideen einstehenden Werke: »Die Nationalitätsidee und der Staat«, p. 4.

sondern auch Stimmen aus Ländern, deren Vertreter von der Judenfrage frohen Herzens sagen können: Chez nous, elle n'existe pas.

Der schier 80jährige Barthélemy St. Hilaire, dem als ehrwürdigen Nestor der erlauchten Versammlung dieses Buch gewidmet ist, ist ein Sohn des liberalen **Frankreich**, des Landes, dem die Menschheit und namentlich die so lange unterdrückt gewesenen Rassen und geknechteten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft nie den Dank dafür vergessen werden, dass es 1789 zum ersten Male die Ideen der Freiheit und Humanität aus dem Reiche der Gedanken in das Gebiet der Wirklichkeit übertrug und das, wie Barthélemy in gerechtem Stolze auf sein freies Vaterland in einem Schreiben an mich sagt, »das erste Land im modernen Europa war, das die Juden emancipirt und ihnen ihre Menschen- und Bürgerrechte zurückerstattet hat, die ihnen so lange von den christlichen Völkern vorenthalten wurden«; das schöne **Belgien** ist durch zwei seiner besten Söhne, durch die beiden berühmten Gelehrten, François Laurent und Emil de Laveleye vertreten; die **Schweiz** schickte vier ihrer grössten Gelehrten, Johannes Scherr, Carl Vogt, Jacob Honegger und Jacob Mähly und einen ihrer bedeutendsten Poeten, Josef Victor Widmann, in die Versammlung; das freie **Norwegen** entsandte Lorenz Segelke Dietrichson, einen der grössten Kunsthistoriker Skandinaviens, dessen künftige Königin seine Schülerin war; **Dänemark** wird durch die oben genannte berühmte Schriftstellerin Elfriede Fiebiger vertreten; aus **England** kam über den Kanal der grosse Sanskritforscher Max Müller herüber; die uralte Hauptstadt **Italiens** aber schickte einen ihrer berühmtesten Gelehrten, den hochangesehenen Senator Jacob Moleschott zur Conferenz, aus dessen Worten deutlich der beleidigte Stolz des Deutschen vernehmbar ist, der schmerzvoll aus seinem geliebten Vaterlande die Rufe des Hasses und der Verfolgung in seine neue, freie Heimat herüberklingen hört.

Auch einer der intelligentesten slavischen Stämme, der Stamm der **Czechen,** ist durch einen seiner besten Söhne, den hervorragenden Schriftsteller Erwein Spindler, vertreten. Wie dieser edelgesinnte Freund der geistigen und religiösen Freiheit, so denken viele der Besten seiner Nation. Und darum ist es für Denjenigen, der auf kosmopolitischem Standpunkte stehend, das Wohl der gesammten Menschheit im Auge hat, schmerzlich zu beobachten, dass dasjenige Volk, das fast allein unter allen slavischen Völkern seine Theilnahme an den gewaltigen geistigen Kämpfen kundgab, die zur Zeit der Reformation das westliche und mittlere Europa bewegten, dessen Literatur die einzige slavische Literatur geblieben ist, die der Geist des Protestantismus erfüllt hatte,*) das einen Huss und Comenius hervorgebracht hat — geblendet durch kleinliche nationale Interessen seine liberale Vergangenheit verleugnet und sich zum Knappen Roms herabwürdigt.

Ich hätte an dieser Stelle nicht die Tagespolitik aufgerollt, wenn nicht Spindler uns österreichischen Deutschen jüdischer Confession den schweren Vorwurf entgegengeschleudert hätte,**) dass wir »trotz der Leutseligkeit, Nachsicht und Verträglichkeit, die wir bei dem slavischen Stamme fänden, uns gegen das Interesse des czechischen Volkes um das Banner des mächtigen Deutschthums schaaren.« Ich fühle mich verpflichtet, den gegen uns erhobenen Vorwurf wegen angeblicher Undankbarkeit, bei allem Respecte, der dem Manne gebührt, von dem jener Vorwurf ausging, auf's Entschiedenste zurückzuweisen.

Wir Juden sind ein dankbares Volk; wir bleiben stets der Dienste eingedenk, die Jemand uns erwiesen hat, mag er nun die Sprache Teut's oder Libussa's sprechen. Ich will hier nicht statistisch nachrechnen, wie viele Millionen Juden in den vergangenen Jahrhunderten von germanischer, wie viele von slavischer Hand umgekommen sind; ich über-

*) Vgl. Adolf Stern. »Geschichte der neueren Literatur« (1882—84) I., p. 347.

**) »Briefe«, p. 46 ff.

lasse dieses unangenehme Rechenexempel dem Historiker; ich aber stelle mich hier auf den Standpunkt der gegenwärtig bestehenden Thatsachen.

Sprechen wir offen. Die von Spindler so sehr gerühmte »Leutseligkeit und Verträglichkeit« der Czechen gegen die unter ihnen wohnenden Mitbürger jüdischer Confession ist nur eine Leutseligkeit und Verträglichkeit auf Kündigung. Denn wenn ein jüdischer Mitbürger, um nicht seiner innersten Ueberzeugung zuwider zu handeln, einem czechischen Landtags- oder Reichsraths-Candidaten seine Stimme verweigert, der nachher in Brünn, Prag oder Wien, ob mit und wider seinen Willen, ein Handlanger Roms wird — so wird allsogleich der Spiess umgekehrt und der Jude, den man bisher gehätschelt hat, als »Feind der Nation« auf die Proscriptionsliste geschrieben.

Warum ist denn der Jude in Deutschland ein Deutscher, in Frankreich ein Franzose, in England ein Engländer, in Italien ein Italiener und — um innerhalb der Grenzen der österreichischen Monarchie zu bleiben — in Ungarn zum grössten Theile ein leidenschaftlicher, nationaler Ungar mit Leib und Seele? Wenn's die Führer der czechischen Nation noch nicht wissen, so will ich ihnen das grosse Räthsel zu lösen versuchen.

Wenn im grossen Ganzen — denn es ist eine unbestreitbare Thatsache, dass sehr viele Juden in Böhmen und zum Theile auch in Mähren fanatische Anhänger der nationalczechischen Idee sind und darin nicht selten sogar die echten Söhne Libussa's hinter sich lassen — der in den slavisch-deutschen Theilen Oesterreichs geborene und wohnende Jude, ich möchte sagen, fast instinctiv auch dann deutsch denkt und fühlt, wenn seine »Umgangssprache« die czechische ist, so geschieht dies nach meiner Ansicht aus zwei gar schwerwiegenden Gründen.

Einmal ist der Jude überall, zumal aber in dem Lande, dessen Regent und Gesetze ihm unbeschränkte Freiheit und Gleichheit gewähren, mit allen Fibern seines Seins ein begeisterter Patriot und ein hingebungsvoller Verehrer der

Dynastie seines Vaterlandes. An dieser von zahlreichen Monarchen in feierlichster Weise anerkannten Thatsache können Nergeleien welcher Art immer nicht das Mindeste ändern. Und weil nun die Oesterreicher jüdischer Confession der Ueberzeugung sind, dass die nationalen und politischen Bestrebungen der Czechen centrifugale sind und die Zerbröckelung der österreichischen Monarchie nothwendig in ihrem Gefolge haben, so können und werden sie selbst dann nicht dem chauvinistischen national-czechischen Heerbanner Folge leisten, wenn ihr eigenes persönliches Interesse auf dem Spiele stehen sollte.

Wir Juden denken gerne klar und bündig: Es besteht nun eine österreichische Monarchie, an ihrer Spitze steht ein Regent, der die österreichischen und keine anderen für uns giltigen Gesetze sanctionirt hat; und darum werden wir so lange dem Buchstaben, aber auch dem Geiste der österreichischen Gesetze Folge leisten, bis ein Regent Oesterreichs dieselben aufgehoben haben wird. Wir Oesterreicher jüdischer Confession kennen keine Wenzelskrone und kein czechisches Königsschloss zu Prag; wir kennen nur eine österreichische Kaiserkrone und die kaiserliche Burg zu Wien! Das ist unser Motto und wird unser Motto bleiben. Wir Juden haben für unsere Ueberzeugung Jahrtausende geblutet und widerstanden muthig den mächtigsten Völkern der Erde; wir lassen uns darum auch nicht von dem Volke der Czechen — oder richtiger von einigen chauvinistischen Führern derselben — terrorisiren.

Es ist nicht graue Theorie, die ich hier vertrete; ich spreche aus eigener Erfahrung; denn ich bin aus einem deutsch-czechischen Kronlande gebürtig und lebte in demselben lange Jahre. Wenn die czechischen Führer aber immer wieder auf das Beispiel der Ungarn jüdischer Confession verweisen, so mögen sie doch bedenken, dass Ungarn ein selbstständiges Königreich mit einem gekrönten ungarischen Könige ist, und ungarische vom Könige sanctionirte Gesetze besitzt. Wie der Jude in Frankreich Franzose ist mit Leib

und Seele, so mag der Jude in Ungarn ein nationaler Ungar sein.

Wenn das Schicksal in ferner Zukunft der czechischen Nation eine Königskrone in den Schooss werfen sollte — nun, dann mögen und werden auch unzweifelhaft die unter dem Scepter der czechischen Könige wohnenden Juden das böhmische Staatsrecht und die heilige Wenzelskrone anerkennen. Wir Oesterreicher jüdischer Confession aber werden nie und nimmer unsere Hand dazu bieten, um aus der Krone Oesterreichs den böhmischen Demant zu brechen. Das ist in diesem Punkte meine persönliche Ueberzeugung und, wenn ich mich nicht täusche, die Ueberzeugung aller denkenden Oesterreicher jüdischer Confession.

Der andere, nicht minder schwerwiegende Grund, weshalb die in ganz- oder halbczechischen Landestheilen wohnenden Oesterreicher jüdischer Confession den gegenwärtigen politischen Bestrebungen der Czechen abhold sind und entschieden auf die Seite der Deutschen treten, ist nach meiner Ansicht folgender:

Der Jude ist, wie ich bereits an einer früheren Stelle dieses Vorwortes *) berührt habe, vom Hause aus liberal. Sein freier Geist weilt gerne im weiten Reiche hoher Gedanken; er fühlt sich beklommen im engen Raume kleinlicher Ideen. Aber der Jude hat auch ein sehr gutes Gedächtniss und sein Gedächtniss reicht Jahrtausende zurück. Und wenn nun der Jude seine Geschichte aufschlägt, so kann er es aus jedem Blatte derselben klar und deutlich erkennen, dass er nur unter der Herrschaft des Liberalismus frei und geachtet ist und nur unter ihm seine Fähigkeiten zur vollen Entwicklung zu bringen vermag. Ich will nur ein Blatt aus der Geschichte der Juden in Oesterreich aufschlagen: Das Blatt, auf dem das Toleranzpatent Kaiser Josef's II. in goldenen Buchstaben verzeichnet steht. Nur aus der Idee des Liberalismus heraus hat der grosse europäische Sclavenbefreier auf dem Throne der Habsburger

---

*) Pag. XI.

zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Entschluss zur Sprengung der Ghettos gefasst und fassen können. Das vergessen wir Juden nie und nimmer. Und deshalb auch sind wir Juden die treuesten Anhänger der grossen josephinischen Ideen. Wäre es uns nach unserer Religion nicht strenge verboten, irgendwelche Statuen in unseren Gotteshäusern zu errichten — wir trügen kein Bedenken, die Statue Kaiser Josef's II. in unseren Bethäusern aufzustellen. Kaiser Josef II. ist, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, der einzige Nationalheilige der Juden Oesterreichs. Doch wir brauchen kein Abbild seiner Figur im körperlichen Auge; wir tragen sein Bild in unserem Herzen und in unserem Geiste.

Und weil wir Juden uns stolz zu der alten Garde der Josefiner zählen, werden wir nie und nimmer mit Denen pactiren, die aus welchen Gründen immer in die Fusstapfen Derer treten, die Josef und seine Ideen auf's Tiefste hassen und mit allen Waffen zu bekämpfen suchen. Wir täuschen uns nicht einen Augenblick darüber, dass die Anhänger des Clericalismus, wenn sie die Macht dazu erlangten, uns Juden wieder in die Ghettos stecken und den gelben Hut aufsetzen würden. Nun, für so thöricht halte man uns nicht, dass wir den Bundesgenossen Roms aus freien Stücken unsere Hand reichen und damit selbst den Deckel zu dem Sarge zimmern werden, in den Rom so gerne unsere Freiheit wieder einbetten möchte. Weil nun die Deutschen die Hüter des Liberalismus in Oesterreich sind, so werden sie selbst von denjenigen Juden unterstützt, die in ganz- oder halbczechischen Landestheilen ihren Wohnsitz haben und freiwillig oder moralisch gezwungen die czechische Sprache als ihre »Umgangssprache« bezeichnen. Die Freundschaft für den Liberalismus überwiegt bei den Juden selbst den Hass gegen den Antisemitismus. Denn wenn auch der moderne Antisemitismus eine deutsche Pflanze ist, — wir nehmen sie, wenn unlieb auch, in den Kauf, indem wir uns dabei denken, dass selbst auf der üppigsten Flur neben duftenden Blumen Unkraut aus dem Boden schiesse. Aber man braucht ja nur das Unkraut auszureissen — die herrliche Flur leidet

darunter nicht, sondern gewinnt nur an Pracht und Schönheit. Welch' düsteres Bild bietet uns dagegen eine öde Haide, auf der nur hie und da ein Rosenstrauch bemerkbar wird! Und selbst diese wenigen Rosen können nur mit grösster Vorsicht gepflückt werden, will man an deren Dornen sich nicht empfindlich verletzen. Der öden Haide aber ist die unter anderen auch aus czechischen Ingredienzien zusammengesetzte clericale Partei des österreichischen Parlamentes zu vergleichen.

Aus diesen beiden Gründen sind die Juden mit ihren Stimmen und Herzen auf der entgegengesetzten, der »linken« Seite des österreichischen Volkshauses zu finden. Denn freisinnige Tiraden jungczechischer Abgeordneter imponiren uns nicht; wir wollen Thaten sehen.

Gestatte man mir zur Begründung meiner voranstehenden Behauptungen, die sonst sehr leicht zu Missverständnissen Anlass geben könnten, an dieser Stelle in möglichster Kürze meine persönliche Ansicht über die österreichische Slavenfrage und deren Zukunft darzulegen.

Die Idee der Nationalität steht — in nationalgeeinigten Staaten natürlich ausgenommen — ebenso tief unter der Staatsidee, wie diese selbst wiederum unter die Idee der allgemeinen Humanität gestellt werden muss. Und darum wird die Geschichte dem czechischen Volke, nicht minder den übrigen slavischen Nationen Oesterreichs den schweren Vorwurf nicht ersparen können, dass sie, soviel es an ihnen war, sich freventlich dem Fortschritte der Cultur entgegengeworfen haben.

Wenn man nämlich, nicht geblendet durch kleinliche Interessen, die Geschichte unserer Tage betrachtet, so kann man auf allen Seiten und Enden das Bestreben wahrnehmen, die Schranken, die bisher die einzelnen Staaten von einander getrennt haben, niederzureissen. Ich will nur kurz an die internationalen Weltausstellungen und den Weltpostverein, diese beiden hervorragendsten Träger der kosmopolitischen Idee in unserem Jahrhundert, erinnern. Bergkolosse, wie vor Kurzem der Arlberg, werden mit Aufwendung ungeahnter Kräfte durch-

brochen, um Schienenstränge durchzuziehen, die bisher getrennte Staaten durch einen lebhafteren Verkehr einander näherbringen sollen. Die Begriffe »international« und »kosmopolitisch« sind so recht eigentlich Kinder unserer Zeit.

Muss man nun unter solchen Umständen das Vorgehen Derer nicht in der That einen Frevel an dem Fortschritte der Menschheit nennen, die unüberschreitbare Barrièren sogar zwischen den einzelnen Theilen eines und desselben Staates aufzurichten sich bemühen?

Ich spreche hier nicht zu den czechischen Volksmassen, ich bin kein Demagoge; ich wende mich mit meinen Worten an die Führer und Intelligenten des czechischen Volkes. Diesen aber möchte ich, wenn ich die Macht dazu besässe, mit weithintönender Stentorstimme zurufen: Ihr beweget Euch mit Eueren gegenwärtigen politischen und nationalen Bestrebungen auf einer schiefen Bahn, die Euch schliesslich an einen tiefen Abgrund führen wird. Die slavische Flut steigt, aber sie wird unbarmherzig Diejenigen in ihr Wellengrab aufnehmen, welche unbesonnen die Wasser aufgeregt haben.

Wir leben heute nicht zu einer Zeit des nationalen Faustrechtes, wo brutale Rohheit und physische Stärke, sondern in einem Jahrhunderte der Cultur, wo nur geistige Ueberlegenheit im Wettkampfe der Nationen den Sieg verleiht. Die Geschichte der Menschheit folgt nicht minder unbeugsamen Gesetzen, wie die schaffende Natur. Eines dieser eisernen, unbeugsamen Gesetze der Culturgeschichte gebietet nun dem Unerfahrenen von dem Erfahrenen zu lernen. Und die Geschichte ist nicht gesonnen, gerade zu Gunsten der Czechen, Polen, Slovenen und Croaten von ihren unabänderlichen Satzungen abzuweichen. Sei doch das czechische Volk seinem Schicksale dafür dankbar, dass es von demselben mitten unter die Nation der Deutschen eingekeilt wurde!

Ich will nicht auf die niedrige Culturstufe des so viele Jahrhunderte hindurch auf sich allein beschränkt gewesenen russischen Volkes hinweisen, das, trotzdem es nach aussen zu den gewaltigsten und gefürchtetsten Nationen der Erde

zählt, noch kaum die Elemente der Cultur sich zu Eigen gemacht hat. Ich verweise nur auf die österreichischen Polen, auf die Croaten und Slovenen. Dürfen diese, was Fortschritt und Cultur betrifft, sich mit Fug und Recht neben die czechische Nation setzen, deren eminente Fähigkeit und Willenskraft nur der von Hass und Vorurtheil Geblendete leugnen kann? Nie und nimmer. Das polnische und ruthenische Volk unterscheidet sich im grossen Ganzen in seiner Bildung sehr wenig vom russischen; die Croaten und Slovenen stehen nicht viel höher als ihre Brüder im Süden, die Bosniaken und Herzegowzen. Weil nun das czechische Volk das intelligenteste unter den slavischen Völkern ist, so sollte es vor allem einsehen, wohin in unseren Tagen dem Zeitgeiste entgegentretende Bestrebungen nothwendig führen müssen.

Der Deutsche verlangt keinen Dank von seinem Schüler, dem czechischen Volke. Die Geschichte hat dem deutschen Volke die Mission übertragen, der Träger der Cultur im Osten Europas zu sein; das deutsche Volk hat die Mission übernommen, führt sie durch und wird sie durchführen trotz der Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen. Das Odium der Undankbarkeit fällt auf den Schüler zurück. Darf aber der Schüler wider den Lehrer sich erheben, dem er das Höchste auf Erden verdankt? »Die Ehrfurcht vor dem Lehrer gleiche der Ehrfurcht vor Gott«, sagt ein alter hebräischer Spruch. Und denken auch die übrigen Nationen nicht so edel, wie das Volk der Hebräer über den Beruf des Lehrers — nirgends, und selbst unter den rohesten Völkern, wird man eine gewisse Ehrfurcht vor dem Lehrer vermissen.

Wollte aber das czechische Volk in Abrede stellen, dass es von der es umgebenden deutschen Nation im Laufe der Jahrhunderte Vieles, sehr Vieles gelernt habe, ich könnte es ihm an der Hand der Geschichte seiner eigenen Literatur und Kunst auf's Bündigste nachweisen. Es liegt mir jedoch ferne, dem czechischen Volke daraus irgend welchen Vorwurf machen oder dasselbe dadurch auch nur irgendwie verkleinern zu wollen.

Hat denn das französische Volk gleich am Anfange seiner Culturentwicklung einen Corneille und Racine, einen Rousseau und Voltaire aufzuweisen? Oder das englische einen Shakespeare und Milton? Hat endlich das deutsche Volk nicht zwei Jahrtausende gebraucht, um einen Lessing, Goethe und Schiller hervorzubringen? Haben nicht die Opitz und Flemming, die Gellert und Rabener, die Gottsched und Bodmer und die tausend anderen kleineren Geister der deutschen Literaturgeschichte gleichsam jenen Heroen den Steigbügel halten müssen, damit diese sich auf den Pegasus der erhabenen Poesie und der grossen Culturideen schwingen konnten? Haben es die Deutschen verschmäht, in den früheren Jahrhunderten zu den Engländern und zu den Franzosen in die Schule zu gehen? Erst als Lessing und die übrigen deutschen Classiker des vorigen Säculums nicht durch blosse Worte, sondern durch ihre grossen, inhaltlich und formell vollendeten W e r k e ihrer Nation bewiesen, dass sie fürder nicht über die Grenze in die Schule zu gehen brauchte, da sie nunmehr im eigenen Hause nicht minder treffliche Lehrer gefunden hätte, — hörten die Deutschen auf, Schüler des Auslandes zu sein. Aber selbst heute noch, wo das deutsche Volk auch in seiner Literatur und Kunst zum Manne herangereift ist, schämt es sich nicht, gebend und empfangend zuweilen zu seinen alten Lehrern in die Schule zurückzukehren, wenn es dort noch Manches an Belehrung holen kann. Denn wie das einzelne Individuum nie völlig ausgelernt hat, so geht es auch mit den grossen Volksindividuen.

Ich frage nun das czechische Volk: Hand auf's Herz! Könnt Ihr behaupten, dass Ihr bereits der Schule der Deutschen entwachsen seid? Ihr müsst ein lautes N e i n rufen, wenn Ihr aufrichtig sein wollt. Müssen sich nicht Euere grössten Gelehrten der d e u t s c h e n Sprache bedienen, um ihren wissenschaftlichen Ideen voll und ganz Ausdruck zu verleihen, wie sich ähnlich die grossen deutschen Gelehrten des Mittelalters und der ersten Jahrhunderte der Neuzeit der lateinischen und französischen Sprache bedient hatten, als ihre deutsche Muttersprache nach allen Richtungen noch

nicht ausgebaut war? Wandern Euere Söhne, trotzdem das »goldene« Prag nunmehr auch eine czechische Universität in seinen Mauern besitzt, nicht mit Vorliebe an die deutschen Hochschulen, um zu den Füssen deutscher Lehrer deutsche Wissenschaft sich anzueignen, wie die deutschen Jünglinge im Mittelalter an die Hochschulen von Paris und Bologna zogen, bevor die deutsche Wissenschaft erstarkt war? Ihr habet Talent, das räume ich Euch ja willig ein. Ihr könnt Euch also, wenn Ihr wollt, schlecht und recht auch auf dem Wege der Autodidaxie forthelfen. Aber fraget doch die Autodidakten, ob sie nicht bei jedem Schritte die regelrechte Schulbildung vermissen. Wenn man auf einer Einöde wohnt, keine Schule und keinen Lehrer hat, muss man selbst zum Buche greifen und sich anstrengen, so gut es geht, auf diesem Wege den Mangel des lebendigen Unterrichtes zu ersetzen. Ein verblendeter Thor aber ist gewiss Derjenige zu nennen, der von trefflich geleiteten Schulen umgeben, diese nicht besucht, sondern auf seiner Stube mühsam selber buchstabiren lernt. Bis Ihr unserem Lessing, Goethe und Schiller, unserem Herder, Kant und Fichte in Euerer Literatur gleiche Grössen werdet entgegenstellen können, dann könnt Ihr mit gutem Gewissen die deutsche Schule verlassen und in die czechische gehen. Der Lehrer und die Schule verlieren sehr wenig, wenn ein thörichter Schüler, der nicht lernen will, dem Unterrichte fern bleibt; der Schüler allein verliert dabei.

Der Pfad zur höchsten Culturstufe ist steil und enge. Es können da nicht viele neben einander gehen; Einer muss hinter dem Andern ruhig seinen Weg zurücklegen. Und Dem gebührt wohl der Vortritt, der den Weg besser kennt und darum den Nachfolgenden als Führer dienen kann. Sind diese klug und auf ihr Wohl bedacht, so werden sie gerne dem Wegekundigen die Führung überlassen und sich wohl hüten, hastig ihrem Führer voranzueilen: Ein unvorsichtiger Schritt und der Voreilige liegt im Abgrunde.

Also sachte, liebe Czechen! Es kommt Jeder auf die herrliche Anhöhe, oder um das Bild zu verlassen, jeder der

grossen Volksstämme der Menschheit — und der slavische gehört unleugbar zu denselben — gelangt zur Theilnahme an der Führung der Culturmenschheit in einer gewissen Periode der Weltgeschichte. Sie sassen alle oben, die alten Aegypter und Assyrer, die Perser, Griechen und Römer; Einer nach dem Andern oder mehrere zugleich. Heute sitzen nun die Deutschen, die Franzosen und die Engländer oben und spielen die erste Rolle in der europäischen Culturmenschheit. Aber wie das einzelne Individuum, so braucht sich auch ein Volk im Laufe der Zeiten ab — nur dauert es bei diesem länger, denn die Lebenszeit eines grossen Volkes zählt nicht nach Jahren und Jahrzehnten, sondern nach Jahrhunderten.

Also wartet, liebe Czechen, noch eine Weile — im Sinne der Völkergeschichte gesprochen! Wie sich die Aegypter und Assyrer und die übrigen grossen Völker des Alterthums im Laufe der Jahrhunderte abgebraucht haben, so werden auch die gegenwärtig mit der Leitung der europäischen Culturmenschheit betrauten Nationen müde werden und dann wird das grosse slavische Volk die erste Geige im europäischen Völkerconcerte spielen und Euch Czechen, als den begabtesten Söhnen des slavischen Stammes, ist das ehrenvolle Amt des Kapellmeisters aufgespart.

D'rum noch einmal, liebe Czechen: Geht ruhig an's Werk und überstürzt Euch nicht. Ihr zerstört Euch selbst mit freventlicher Hand Eure schöne Zukunft. Lasset von den thörichten Nationalitätenhader; lernet lieber!

Als die deutsche Studentenschaft Wien's sich vor einiger Zeit in ihrer jugendlichen Leidenschaft zu politischen Demonstrationen gegen einen wegen seiner czechofreundlichen Gesinnung missliebigen deutschen Professor aus Mecklenburg hinreissen liess, da riefen die Führer des czechischen Volkes den Wiener Studenten in ihrer Presse und von der Tribüne herab in den mannigfaltigsten Variationen zu, dass junge Leute, die noch auf der Schulbank sässen, sich um die politische Führung des Staates nicht zu kümmern hätten. Mögen die Czechen diese Mahnung in einem anderen Sinne

auch an ihre eigene Adresse richten! Sie sind ebenfalls noch Schüler in der europäischen Culturgemeinschaft; ihnen steht es darum nicht minder schlecht an, wenn sie sich bereits heute zu deren Führern aufwerfen wollen. Die Mission des czechischen Volkes in der Gegenwart besteht nach meiner Ansicht darin, dass die Besten desselben, erfüllt von Weisheit und wahrer Erkenntniss, die sie von dem sie umgebenden deutschen Volke am besten lernen können, hinausziehen mögen zu ihren Brüdern nach Galizien, Croatien und Slavonien, nach den südslavischen Ländern und endlich nach dem grossen heiligen russischen Reiche, nicht als politische Missionäre, sondern als Träger der Wissenschaft und Cultur. Das ist eine schöne und selbst des begabtesten Volkes würdige Aufgabe. In jenen weiten Länderstrecken, in denen die Bevölkerung wegen Mangels an tüchtigen Lehrern in ihrer Bildung weit zurückgeblieben ist, mögen sie den Samen der Bildung und Wissenschaft ausstreuen und wenn nach zwei oder drei Jahrhunderten die Zeit der Ernte gekommen sein wird, dann werden die slavischen Völker, aber auch die übrige Menschheit gerne dem czechischen Volke die Führung als Dank für den grossen Dienst überlassen, den es der Cultur geleistet hat. — So viel zur Rechtfertigung der politischen Haltung der Juden innerhalb der österreichischen Monarchie.

Aber auch einen ferneren, zunächst wider mich und meine Schrift,*) im weiteren Gefolge jedoch gegen die Juden im Allgemeinen erhobenen Vorwurf, der sich wie ein rother Faden durch die meisten Briefe nachstehender Sammlung zieht,**) darf ich, um keinem Missverständnisse Raum zu geben, bevor ich dieses Vorwort schliesse, wenigstens nicht ganz unerwidert lassen: Ich meine den gegen mich erhobenen

---

*) Sollen die Juden Christen werden? 2. Aufl. (Besonders pag. 36 f.)

**) Johannes Scherr, pag. 9; Gerh. v. Amyntor, pag. 21; Eduard v. Hartmann, pag. 26; Gerh. Rohlfs, pag. 51; Schmidt-Cabanis, pag. 127; Ed. Herbst, pag. 143; Ad. Streckfuss, pag. 145; Jakob Mähly, pag. 150; Franz v. Liszt, pag. 163.

Vorwurf wegen allzustarker Betonung des jüdisch-nationalen Standpunktes in meinem genannten Werke.

Da ich hier die schwierige Frage der jüdischen Nationalität, ohne mich in weitläufige historische und religionsphilosophische Erörterungen einzulassen, nicht in wissenschaftlicher Form zu erledigen vermag, so genüge an dieser Stelle zur Berichtigung meiner, wie ich gerne annehmen will, durch meine eigene Schuld missverstandenen Behauptungen an erwähntem Orte die Erklärung, dass ich weiter als irgend Jemand davon entfernt bin, Anhänger der im gebildeten Europa verschwindend kleinen Anzahl von Träumern unter den Juden zu sein, die von der Wiederherstellung eines national-jüdischen Reiches träumen. Denn an einen solchen frommen Wahnsinn können meiner Ansicht nach nur diejenigen glauben, welche die treibenden Kräfte in der Welt- und Culturgeschichte vom Grunde aus verkennen und deren einziges Palladium einige schlecht verstandene Aussprüche im Pentateuch und in den Werken der jüdischen Propheten sind. Ich habe gegen jene Träumereien, die Zeugniss von einer durchaus falschen Auffassung der Mission des Judenthums ablegen, ausdrücklich auf pag. 116 f. meiner erwähnten Schrift Protest eingelegt. »Palästina« sagte ich dort ungefähr »war unsere Wiege. Aber wir Juden verblieben nicht im Stadium der Kindheit, sondern dehnten und streckten unsere Glieder und die Wiege ward uns mit der Zeit zu enge. Wir sind Männer geworden. Der Mann aber betrachtet zwar die Wiege seiner Kindheit mit Pietät, verspürt jedoch geringe Lust, sich wieder in dieselbe zu legen« (a. a. O. pag. 117). Ich begrüsse darum die Bekämpfung der jüdisch-nationalen Idee durch die oben genannten Männer mit lebhafter Freude; denn die Vorwürfe gelten im Grunde nicht mir, sondern sind vielmehr an die Adresse jener frommen Träumer gerichtet, die da glauben oder doch zu glauben vorgeben, dass bei einer ferneren Secirung der Türkei durch die Grossmächte aus dem Leibe des armen Osmanenreiches u. A. auch ein Königreich Palästina mit einem jüdischen Könige an der Spitze herausfallen werde. Dafür

also soll das jüdische Volk durch 1800 Jahre geblutet haben, dass ihm dann ein kleines Stück unfruchtbaren von räuberischen Beduinen umgebenen Landes zum zweifelhaften Besitze sollte zugetheilt werden? Nein!

Mein Messiasglaube und wohl der Messiasglaube aller aufgeklärten Juden der Gegenwart ist nicht der nationale Messiasglaube, der die Juden vor der Zerstörung Jerusalems durch Titus beseelt hatte, sondern der Messiasglaube des grossen Jesaia, des ersten Propheten der reinen Gottes- und Menschenliebe. Wie ich aber die Frage der »jüdischen Nationalität« in der Praxis aufgefasst wissen will, glaube ich kurz vorher an einem concreten Beispiele deutlich genug gezeigt zu haben.

Diese Andeutungen mögen an diesem Orte zur Klarstellung meines Standpunktes in der Frage der jüdischen Nationalität genügen. Und wie verlockend es auch für den Herausgeber einer Briefsammlung von der culturhistorischen Bedeutung der vorliegenden sein mag, die in jener angedeuteten Ideen selbst weiter zu entwickeln — ich muss mich hier in dieser Hinsicht auf die wenigen vorangegangenen Bemerkungen beschränken. Denn wollte ich in einer jener Männer würdigen Weise deren Aussprüche commentiren, ich müsste ein Buch schreiben, das an Umfang das vorliegende weit überträfe. Den Commentar, zugleich die Vertheidigung wider die ferneren gegen meine mehrfach erwähnte Schrift — die den äusseren Anlass zur vorliegenden Briefsammlung gab — erhobenen Einwürfe spare ich mir für eine eventuelle dritte Auflage meines genannten Buches auf. Denn heute will ich mich mit dem bescheidenen Amte des Heroldes begnügen, dem es zufällt, die Männer des Rathes in den Berathungssaal zu geleiten und dem Einlass begehrenden Volke die Tagesordnung zu verkünden.

Die biographischen Skizzen der Autoren, welche ich den einzelnen nach dem Datum ihres Einlangens geordneten Briefen vorausschickte und die dazu dienen sollen, dem in der Literatur minder bewanderten Leser mit wenigen

Worten ein Bild von der Persönlichkeit des Autors zu verschaffen, habe ich zum grössten Theile dem vortrefflichen »Biographischen Schriftstellerlexikon« von Franz Bornmüller (Leipzig 1882, Bibliogr. Institut) entnommen. Doch holte ich in den meisten Fällen von den Autoren selbstständige Kunde über die biographischen Daten ein. Das Verzeichniss der Werke der einzelnen Schriftsteller habe ich mich bemüht, bis auf unsere Tage fortzusetzen. Ich hoffe, dass viele Leser mir für diese Mühe Dank wissen werden.

Ein edler Wettkampf wird unzweifelhaft unter den Edlen entbrennen, um in würdiger Weise die Worte jener grossen Männer in volksthümlicher Form den weitesten Kreisen der Gesellschaft zuzuführen; aber auch manch' giftiger Pfeil dürfte von gegnerischer Seite gegen die Männer geschleudert werden, die sich hier, Schulter an Schulter, gegen die Feinde der Cultur und des bürgerlichen Friedens zusammengethan haben. Doch die Männer, welche an der Spitze ihrer Nationen ihr Leben lang mit wuchtigen Waffen gegen die Geister der Nacht gekämpft haben, werden mit kriegsgeübter Hand die gegen sie geschleuderten Pfeile auf dem glänzenden Schilde aufzufangen wissen, der sie gegen alle feindlichen Angriffe machtvoll schützt.

Grausam und schaudererregend ist stets der Kampf, den grosse feindliche Schaaren gegen einander führen: Im Getümmel des Kampfes trifft oft der Stärkere auf den Schwächeren; schuldlose Menschen, die nicht einmal den Kampfpreis kennen, müssen ihr theures Leben auf dem Schlachtfelde lassen und Weib und Kinder zu Witwen und Waisen machen. Der Ruf, den ich heute erhebe, ist ein lauter Mahnruf zur Abrüstung an die grossen Massen, die meist ohne zu wissen weshalb, lediglich aufgewiegelt von gewissenlosen Hetzern, in feindseliger Absicht sich gegen die Anhänger des Judenthums erheben. Senden wir nach alter, edler Sitte die Führer der Schaaren ins Gefecht! Im ehrlichen Kampfe, beim hellen Lichte des Tages, mögen diese Lanze gegen Lanze

schleudern, Schild gegen Schild erheben. Die beiden Heeresschaaren aber sollen einander gegenüber lagern und mit Theilnahme den Bewegungen des Kampfes ihrer Führer folgen: Fallen die Herzöge, so sollen deren Kriegsvölker von ihren Plätzen weichen und sich als besiegt erklären.

Die Burg des Friedens, in die in unserer Zeit die zerstückelten Glieder des alten Stammes der Hebräer nach jahrhundertelanger Wanderung endlich einziehen zu dürfen glaubten, wird wieder von übermächtigen, feindlichen Heeresschaaren belagert. Ich sah die traurigen, gramdurchfurchten Gesichter der Männer; ich hörte die Schmerzensrufe der Frauen; das Wimmern der Kinder, die unschuldig unter dem Kampfe litten, drang an mein Ohr. So zog ich denn freiwillig hinaus und suchte für die Bedrängten mächtige Bundesgenossen. Und ich fand sie. Ich sehe bereits die Mienen der Belagerten mit Siegesfreude sich erfüllen. Und die Bedrängten haben guten Grund sich zu freuen; denn unter solcher Führung ist der Sieg unzweifelhaft. Doch mögen sie auch — ich wiederhole es an diesem Orte — die Schäden, welche die kundigen Führer, die sich freiwillig an ihre Spitze stellten, an ihrem Lager entdeckten, schleunigst auszubessern sich beeilen, damit sie in Zukunft vor jedem feindlichen Angriffe gefeit seien.

Oder mit anderen Worten: Mögen meine Glaubensgenossen die zuweilen — doch ohne Zweifel stets in bester Absicht — gegen sie erhobenen Vorwürfe ohne jede Empfindlichkeit als ernste Mahnungen wohlwollender Männer, die gewiss nur das Beste für die Menschheit anstreben, auffassen und beherzigen. Von vorneherein aber erkläre ich es für ein unwürdiges Unternehmen, wenn sich etwa anlässlich einiger Aussprüche in meiner Sammlung jüdische Schriftsteller hinreissen liessen, die betreffenden Männer als Freunde der Antisemiten und als Feinde der Juden hinzustellen. Gegen den Missbrauch, den unsere Gegner durch gewaltsames Herausreissen einzelner Sätze aus dem Zusammenhange mit meinem Buche unzweifelhaft treiben werden, vermag ich mich nicht zu schützen. Man ist freilich bei Jenen an unredliche Kampfes-

art gewöhnt. Doch — damit tröste ich mich — alle Männer, die sich hier, meiner Einladung folgend, zusammengefunden haben, um durch ihren feierlichen Protest gegen die antisemitische Bewegung die Ehre des Jahrhunderts zu retten, die vor Mit- und Nachwelt Zeugniss ablegten, dass die christliche Welt in ihren würdigsten Vertretern, eingedenk der wahren Tendenzen des grossen Nazareners aus dem Hause Israel, das Verbrechen zu sühnen bestrebt sei, welches die Kirche an den Juden durch nahezu 1800 Jahre verübt hatte, stehen wahrlich hoch erhaben über jeden Vorwurf kleinlicher Parteiinteressen.

Ich erlaube mir vielmehr an dieser Stelle in meinem Namen und wohl im Sinne aller meiner Glaubensgenossen den Männern, die sich nicht gescheut haben, aus ihrer sonstigen Zurückgezogenheit in politischen und socialen Fragen hervorzutreten, um sich zu unseren Gunsten auf den Kampfplatz der Gegenwart zu begeben, meinen ehrfurchtsvollen und tiefgefühlten Dank zu sagen; obwohl ich davon überzeugt bin, dass diejenigen Männer, welche ihr ganzes Leben dem Kampfe um die Wahrheit und den Fortschritt des menschlichen Geistes gewidmet haben, welche Millionen und aber Millionen Unwissende zu Wissenden gemacht, denen es darum gewiss nicht gleichgiltig sein kann, dass die Errungenschaften der Cultur wieder der Willkür der Schwarzröcke überantwortet werden, gerne ihre Stimme gegen diese Todtengräber der geistigen Freiheit erhoben haben.

Wir Juden wollen Frieden schliessen, denn genug ist des zweitausendjährigen Haders. Unser Losungswort ist nicht das schroffe »Non possumus« der Kirche; wir rufen vielmehr, des Leids vergessend, das sie uns angethan, den Völkern das Begrüssungswort der Semiten zu: »Schalom alekem«, d. i. »Friede sei mit Euch«.*) Jawohl, wir Juden — wenigstens wir aufgeklärten Juden — wünschen sehnlichst den Augenblick herbei, wo alle Schranken fallen werden, die uns noch gegenwärtig

*) Vorrede zur ersten Auflage meines Werkes: »Sollen die Juden Christen werden?« p. XII.

von unseren Mitbürgern christlicher Confession geschieden halten. Die Hammerschläge aber, die jene Schranken, welche Hass und Fanatismus aufgerichtet haben, zu Boden werfen sollen, werden unzweifelhaft den grossen Massen hüben und drüben tief ans Herz greifen. »Aber — sagt Eduard von Hartmann in seinem genialen Buche: »Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft«*) mit vollem Rechte — »grosse geistige Fortschritte sind noch niemals ohne grosse Kämpfe und ohne Verwirrung vieler, zum Theile in bedauernswerthe Ausschreitungen verfallender Geister errungen worden. Solche Kämpfe wegen der damit verbundenen schmerzlichen Convulsionen der Menschheit ersparen wollen, hiesse nur, sie zum Stillstande auf den wichtigsten Gebieten des geistigen Lebens verurtheilen. Wann aber die rechte Zeit sei, um den Feuerbrand unter die Stoppeln zu werfen und das Feld zur Ernte des künftigen Jahres vorzubereiten, das geht über das Ermessen des Menschengeistes hinaus, und muss einer höheren Macht zu bestimmen überlassen bleiben, welche die Geschicke der Menschheit im Grossen leitet. Der Einzelne kann und soll dieser höheren Macht die Verantwortung für die seinen Gesichtskreis überschreitenden Folgen seines Handelns getrost anheimgeben, sobald er seine Pflicht als Einzelner erfüllt hat. Diese kann aber bei dem Wahrheitsforscher in nichts Anderem bestehen, als ernst und redlich nach Erkenntniss zu streben, die gewonnenen Resultate gewissenhaft zu prüfen und das für wahr Gehaltene der Menschheit nicht aus äusserlichen Gründen vorzuenthalten, sondern ohne Menschenfurcht mitzutheilen in der Zuversicht, dass der so gelieferte Beitrag, auch insofern er irrthümlich ist, doch die Entwickelung der Wahrheit und dadurch den Fortschritt der Menschheit fördern werde. Wer diese Bedingungen erfüllt hat, der braucht sich um den Vorwurf, dass er Verwirrung säe und Zwistigkeiten anfache, nicht weiter zu bekümmern.«

Diese nicht genug zu beherzigenden Worte eines der grössten Philosophen unseres Jahrhunderts sind lediglich an

*) 2. Aufl. 1874, p. VII ff.

die christliche Intelligenz Europas gerichtet. Denn wir liberalen jüdischen Reformer werden der Mahnung Ferdinand Gregorovius' folgen und auch fürderhin ernsthaft zusehen, »wie viele Buchstaben vom alten Gesetze noch über Bord in die Woge des Alles verjüngenden Lebens zu werfen seien;« wir werden freudigen Herzens das Unserige thun, »bis das vom ererbten Hasse immer wieder bedrohte Judenthum sich von seiner Erstarrung befreit und mit dem Culturgeiste Europas sich ganz in Einklang gesetzt hat, welcher keine kastenartige Ausschliesslichkeit mehr dulden kann.«*)

Mögen aber auch die liberalen christlichen Reformer, unbekümmert um die etwa auf ihrer Seite dadurch entstehenden Convulsionen der Wahrheit den Tribut zollen und das traditionelle Christenthum in dem Geiste der modernen Zeit umgestalten. Denn, um abermals mit Eduard von Hartmann**) zu sprechen, »die moderne Bildung ist endlich zum Bewusstsein gekommen, dass die Ausrottung des — durch die Bischöfe und Priester im Laufe der Jahrhunderte verunstalteten traditionellen — Christenthums ihre unabweisbare Forderung sei.« Und die Erfüllung dieser Forderung dürfte Denen, welchen diese Mahnung gilt, nicht allzuschwer fallen. Denn Hand aufs Herz! Ich frage jeden gebildeten und freisinnigen Christen von heutzutage, ob er, wenn er ehrlich sein will, von sich behaupten kann, dass er noch Christ sei im Sinne seiner Kirche. Nun und nimmermehr. Er ist wohl ein Deutscher, ein Franzose, ein Italiener, der von christlichen Eltern geboren und im christlichen Glauben unterrichtet wurde, doch er ist, nachdem er diesen nicht voll anerkennt und als wahrhaft Gebildeter nicht anerkennen kann, kein Christ mehr im Sinne der Kirche. Schmachvolle Feigheit aber ist es nach meiner Ansicht, wenn der Mensch davor zurückschrickt, seiner persönlichen Ueberzeugung voll und ganz Ausdruck zu verleihen. Wir leben ja, Gott sei Dank, nicht

*) »Briefe«, pag. 74 f.

**) A a. O., p. XIV.

mehr im Mittelalter, wo man die Ketzer, d. i. die aufgeklärten Geister, auf helllodernden Scheiterhaufen in Gegenwart des Volkes »ad majorem dei gloriam« verbrannte, sondern wir leben am Ende des 19. Jahrhunderts und in constitutionellen Staaten, in denen uns durch den heiligen Schwur der Regenten die Freiheit zugesichert ist, unseren Gedanken insolange nach bestem Wissen Ausdruck zu verleihen, als dadurch das Wohl des Staates nicht gefährdet ist. Und weil die Regenten nicht mehr wie früher, geblendet durch kurzsichtige und engherzige Staatsräthe und Minister, in der Freiheit des Volkes den Sturz ihrer Throne erblicken, sondern ihre Völker wahr und innig lieben und von deren Treue überzeugt sind, so gaben sie ihnen die Freiheit des Geistes, die ihnen durch den unheilvollen Einfluss, den die Kirche Jahrhunderte lang auf die Throne der europäischen Fürsten geübt hatte, bisher vorenthalten wurde. Die Fürsten Europas wollen nicht, dass die Priester wieder die erste Geige im Staate spielen, denn sie wissen nun sehr wohl, dass die Kirche, wenn sie die Macht dazu besässe, die Throne der Fürsten nicht stützen, sondern stürzen möchte, um sich an deren Stelle zu setzen. Denn wie oft mag schon z. B. Leo XIII. in seinem Innern den geheimen Wunsch gehegt haben, den von ihm gehassten König Humbert von Italien in demselben Aufzuge vor den Thoren des Vaticans zu begrüssen, in dem der deutsche Kaiser Heinrich IV. vor dem grossen Gregor zu Canossa stand! Die Monarchen Europas vergessen ferner nicht, dass Papst Pius IX. in seiner berühmten Encyclika vom 8. December 1864 den Bischöfen zurief, ohne Unterlass die Lehre unter dem Volke zu verbreiten, »dass die königliche Gewalt nicht allein zur Regierung der Welt, sondern vorzüglich zum Schutze der Kirche verliehen sei, und dass nichts den Fürsten und Königen zu grösserem Vortheile und Ruhm gereiche, als wenn sie die katholische Kirche nach ihren Gesetzen lehren lassen und nicht erlauben, dass Jemand ihrer Freiheit widerstehe, da es gewiss sei, dass dies ihren Angelegenheiten förderlich ist, sich zu befleissen, wenn es sich um die Sache Gottes handelt, nach seiner

Anordnung ihren königlichen Willen den Priestern Christi unterzuordnen, statt demselben den Vorrang zu geben«. Das ist sehr deutlich gesagt und bedarf wahrlich keines Commentares mehr.*) Und weil nun die Monarchen wohl wissen, dass sie zur Befestigung ihrer Throne nicht der Stütze der Kirche bedürfen — die aufrichtige Liebe der Völker, die treue Hingabe ihrer pflichtgetreuen Beamten sind die mächtigen Stützen ihrer Throne — darum wollen sie nicht, dass die Priester wieder die Herren und Meister des Volkes werden. Nicht also die Priester, die statt der Volkserziehung die Volksverdummung auf ihre Fahne geschrieben haben, sondern die Intelligenz der Gesellschaft ist die berufene Lehrerin des Volkes. Aber naturgemäss muss jene selbst erst über die Ziele ihres Wollens und Denkens sich klar werden, bevor sie das Volk belehren kann.

Also Muth, Ihr Führer der christlichen Intelligenz in Europa! Geht rüstig an das grosse Werk, das die Weltgeschichte unserer Zeit zu vollenden aufgespart hat! Ihr habt die Schwarzkutten nicht zu fürchten und auch die Fürsten

*) Man vergleiche u. A. die Rede, die der bereits genannte Linzer Bischof Rudigier, einer der hervorragendsten Vertreter der ecclesia militans, am 16. October d. J. im oberösterreichischen Landtage hielt. Bischof Rudigier erklärt rundweg, »dass er eine willkürliche Unterordnung der geistlichen unter die weltliche Gewalt nicht hinnehmen könne.« Stolz ruft er aus: »Ich bin Bischof über mir steht der Metropolit und über diesem steht der römische Papst. Wer glaubt, dass ich meine Gewalt missbrauche, dem steht es frei, an den Metropoliten oder an den Papst zu appelliren, weiter geht die Appellation nicht« — das heisst mit anderen Worten: Der Bischof Rudigier erkennt für sich und, da er im Namen der Kirche spricht, für die Vertreter derselben nicht die Gesetze des Staates an und räumt nicht dem Kaiser, dessen Unterthan er ist, sondern dem italienischen Papste in Rom die höchste Gewalt über sich und die österreichischen Bischöfe ein. Kühner wagte wohl kein Bischof in den Zeiten Gregor VII. und Innocenz III. zu sprechen! Es wäre wohl hoch an der Zeit, denjenigen Bischöfen, die coram populo in solcher Weise die Staatsgrundgesetze mit Füssen treten, das Suffraganrecht für die gesetzgebenden Vertretungskörper zu entziehen; denn: caveant consules!

auf den Thronen wollen Euch im Herzen wohl. Auf die breiteren Schichten der Gesellschaft aber, die noch naiv genug sind, an Alles zu glauben, was abergläubige Dorfkapläne ihnen von der Kanzel herab verkünden, dürfet Ihr im gegenwärtigen, zur Entscheidung drängenden Stadium der Entwicklung des religiösen Bewusstseins der Menschheit, wie gesagt, keine Rücksicht nehmen.

Wer gesunde Glieder hat, wird, wenn er einem lang ersehnten Ziele zustrebt, deshalb seine Schritte nicht kleiner machen, weil sich hinter ihm eine Schaar Schwacher und Kranker befindet, die ihm nicht folgen können. Diese werden ja ebenfalls das gewünschte Ziel erreichen, in einem späteren Zeitpunkte freilich als Derjenige, der gesunder Glieder sich zu erfreuen hat. Ebenso verhält es sich im Reiche der Geister; Die grossen Volksmassen bleiben stets um Jahrhunderte hinter den Ideen und geistigen Bestrebungen ihrer aufgeklärten Zeitgenossen zurück. Sogar wir aufgeklärten Kinder des 19. Jahrhunderts n. Chr. haben noch in vielen Dingen genug zu thun, um uns auf den idealen Standpunkt der grossen griechischen Philosophen des 5. und 4. Jahrhundertes v. Chr. zu erheben. Aber hätten Heraklit und Sokrates, Plato und Aristoteles deshalb etwa ihre herrlichen Ideen unterdrücken sollen, weil die grossen Massen ihrer Zeitgenossen noch vom Wahne des krassesten Aberglaubens befangen waren? Der Adler nimmt seinen kühnen Flug bis unter die Wolken des Himmelsgewölbes; er kümmert sich wenig darum, dass der Sperling und die Taube nicht die Kraft besitzen, jene hohen Regionen zu erreichen. Wer die Kraft besitzt, der gebrauche sie. Dazu ist sie ihm von Gott gegeben; wem sie fehlt, nun — der muss nach dem eisernen Naturgesetze unterliegen . . .

Werfen wir zum Schlusse, um uns unserer grossen Aufgabe in der Gegenwart bewusst zu werden, einen Blick in die Vergangenheit und, soweit es dem menschlichen Auge verstattet ist, in die Zukunft der religiösen Entwicklung der Menschheit.

Die Völker des Alterthums zur Zeit Mosis, dieses grossen egypto-semitischen Heerführers und Gesetzgebers des jüdischen Volkes, huldigten in unwürdiger Weise dem die edle Natur des Menschen auf die niedrige Stufe des Thieres herabziehenden Götzendienste, und die im jüdischen Volke zum ersten Male zu Tage getretene reine Gotteserkenntniss drohte durch die Umgebung der heidnischen Völker wieder zu verschwinden; da barg das über der Geschichte waltende Schicksal, das sich mit einem bereits gelösten Probleme nicht wieder beschäftigt, das kleine Volk Israel in eine grosse Arche, in der dieses, umschaukelt von mitunter hochgehenden Wogen des Hasses und des Fanatismus, doch schlecht und recht geschützt durch die es umgebenden Wände, Jahrhunderte lang auf dem Meere der Weltgeschichte daherschwamm.

Vor 1850 Jahren nun entsandte das jüdische Volk, dem es in seiner Behausung zu enge wurde, eine Friedenstaube aus seiner Arche, um zu sehen, ob es bereits seine gefahrvolle Wohnung verlassen könne. Diese Friedenstaube war der grosse Jude aus Nazara, Jeschua ben Josef, wie ihn seine Landsleute nannten, oder Jesus, wie die damals griechisch redende Welt das hebräische Wort aussprach. Jesus, die jüdische Friedenstaube, fand keine Ruhestätte auf der noch immer von den Wogen des Hasses und des Fanatismus erfüllten Erde. Er kehrte in die Arche zurück und hauchte hier seine grosse Seele aus.

Es vergingen abermals mehr denn 1500 Jahre. Da sandte das jüdische Volk wieder eine Friedenstaube aus: Es war der grosse Baruch Spinoza. »Da kam die Taube zu ihm zurück und siehe, ein Oelblatt hatte sie abgebrochen und trug's in ihrem Munde. Daraus erkannte Noah, dass die Wasser gefallen wären auf Erden.« Zur Zeit Spinoza's begann in der That der Baum des Friedens und der Erkenntniss aus dem Boden sich zu erheben. Die verblendeten Zeitgenossen tödteten den grossen Propheten nicht mehr, wie die Zeitgenossen es mit Jesu thaten; sie verstiessen ihn nur aus ihrer Gemeinschaft.

Und nun stehen wir wieder vor einem grossen Wendepunkte in der Geschichte der religiösen Entwicklung der Menschheit.

Hoffentlich wird es nicht lange mehr währen, da wird zum dritten Male eine Friedenstaube entsandt werden, die jedoch nicht wieder zur Arche zurückkehren wird; denn dann werden die Wogen des Hasses und des religiösen Fanatismus bereits die Erde verlassen haben. Dieser Friedensbote wird der Genius sein, der im 20. Jahrhunderte das erlösende Wort der Humanität aussprechen wird, um die Völker zu einem grossen Bunde zu vereinigen, worin es keine einander ausschliessende Glaubensbekenntnisse und Kirchen mehr geben wird.*) Und nicht mehr das Kreuz, in dessen Namen Millionen unschuldiger Menschen in grausamster Weise gefoltert wurden und auf helllodernden Scheiterhaufen ihr Leben aushauchten — das selbst aber mit der Lehre Christi nichts gemein hat und nur in uns die schmerzhafte Erinnerung an die Barbarei vergangener Jahrhunderte wachruft — sondern der blühende Oelbaum wird das religiöse Symbol der Menschheit in der Zukunft sein.

Und so mögen denn diese Blätter mit dem herrlichen Gedichte P. K. Rosegger's beschlossen werden, das der Dichter als seinen »Letzten Wunsch« bezeichnet und in dem er mit wahrer Seherkraft in die religiöse Zukunft der Menschheit blickt:

Was wäre doch mein letzter Wunsch,
Wenn ich dereinst zur Grube fahr'?
Ein Gräblein tief geborgen wohl
Auf einsam stiller Bergeshöh';
Auf jener Höh', wo ich als Kind
Den ersten Schmetterling gesehen,
Dem ersten Lerchensang gelauscht
An einem lichten Frühlingstag.

*) Gregorovius. »Briefe«, p. 75. vgl. Vorrede zu meiner Uebersetzung von James Darmesteter's Abhandlung: „Die Philosophie der Geschichte des jüdischen Volkes« p. 6 f. (Karl Konegen, Wien, I. Opernring 3.)

Doch jenes Zeichen fluchbeschwert,
Das wie ein Alp die Welt umarmt,
Weil sie ans Kreuz den Besten schlug,
— O, pflanzt es nicht auf meinen Staub!
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Auf dass er wachse und gedeih';
Vielleicht kommt einst ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege fällt.
— Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ein Kindlein in die Wiege legt,
Das noch einmal die Welt erlöst
Und nicht dafür gekreuzigt wird.

So gehe denn diese Schrift in die Welt hinaus und trage das Ihre dazu bei, der gerade in unseren Tagen so ruhebedürftigen Menschheit den gesellschaftlichen Frieden wieder zu geben, aber auch die Macht der Schwarzkutten und Römlinge zu brechen, die »wie ein Alp die Welt bedrücken!«

Wien, am 20. October 1884.

J. Singer.

Briefe

berühmter christlicher Zeitgenossen.

Max Müller,

einer der hervorragendsten Sprachforscher und Orientalisten der Gegenwart, wurde als der Sohn des berühmten Dichters Wilhelm Müller am 6. Dec. 1823 zu Dessau geboren, studirte in Leipzig Philologie und Sanskrit unter Gotfried Hermann und Brockhaus, setzte seine Studien in Berlin unter Bopp, in Paris unter Burnouf fort. Auf Veranlassung Bunsens nahm er im Jahre 1848 seinen bleibenden Wohnsitz in Oxford, wo er 1850 zum Hilfslehrer der neueren Sprachen, 1854 zum Professor derselben, 1858 zum Fellow am All Souls-College ernannt wurde. Die berühmte Ausgabe der Rig-veda in 6 Bänden (1849—74), erwarb dem berühmten Forscher unter den um die indischen Studien verdienten Gelehrten einen der ersten Plätze. Die beiden Universitäten Strassburg (1872) und Wien (1875) suchten den berühmten Forscher, der inzwischen (1868) auf den zu Oxford neu gegründeten Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung berufen wurde, für sich zu gewinnen; Müller lehnte beidemal ab und verblieb, auch nachdem er (1875) seine Professur in Oxford niedergelegt hatte, in England, wo er unter Gelehrten und in der wissenschaftlich gebildeten Welt einer seltenen Popularität sich erfreut. Seine »Lectures on the science of language« (1861—64), die bereits jetzt sieben Auflagen erlebten, ins Deutsche von Böttcher (1863), ins Französische von Harris und Parot (1864), ins Polnische (1870) übersetzt wurden, erweckten in einer noch nicht dagewesenen Weise den Eifer der Gebildeten zu den vergleichenden Sprachstudien. Nebst seinen »Lectures« sind vor Allem seine »Chips from a German workshop«. (1868—76, 4 Bde., deutsch als »Essays«, 1869—76, 4 Bde.); sein »Essay on comparative mythology« (1858); die »Introduction on the science of religion« (deutsch 1874; spanisch von Garcia Moreno, 1877); die »Lectures on the origin and growth of religion« (1878, deutsch 1880) zu nennen. Wir übergehen hier Müller's speciell grammatische Arbeiten — unter denen vor Allem die vortreffliche Grammatik der Sanskritsprache hervorragt — um seine reizende Erzählung »Deutsche Liebe« (1857, 5. Auflage 1877; auch ins Englische übersetzt); seine, während des deutsch-französischen Krieges in deutschem Sinne an die »Times« gerichteten »Letters on the war« (1871); seine Ausgabe »The german classics«; seinen »Briefwechsel Schiller's mit Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein« (1875) und die Denkschrift »Basedow von seinem Urenkel« (1877) hier zu er-

1

wähnen. Max Müller, der schon im Jahre 1849 den Volney'schen Preis vom Institut de France erhalten hatte, ist eines der acht auswärtigen Mitglieder des französischen Instituts, besitzt den Orden pour le mérite und ist Ehrendoctor der Universitäten Cambridge und Edinburg. Er ist der bedeutendste jetzt lebende Vermittler zwischen England und Deutschland.

7. Norham Gardens, Oxford 7. März 1884.

Hochverehrter Herr,

Ihr Eirenicon habe ich mit Freude gelesen. Wie unendlich bedeutender sind die Wahrheiten, in denen nicht nur Judenthum, Christenthum und Islam, sondern alle Religionen übereinstimmen, als die Dogmen, über welche Rabbis, Priester und Ulemas zanken und streiten. Hoffen wir, obgleich wir nun schon fast zwei tausend Jahre vergebens gehofft haben, dass die Zeit doch kommen wird, wo wir »weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werden den Vater anbeten,« — und wenn dies Heil von den Juden kommen soll — warum nicht?

Hochachtungsvoll ergebenst

F. Max Müller.

Emil du Bois-Reymond,

einer der berühmtesten Physiologen der Neuzeit, wurde geboren am 7. November 1818 zu Berlin, besuchte zu Neuchâtel, dem Geburtsorte seines Vaters, das Gymnasium, begann 1837 in Berlin theologische Studien, die er jedoch bald aufgab, um sich den Naturwissenschaften zu widmen. Nachdem er sich 1838 in Bonn vorzüglich mit der Geologie beschäftigt hatte, widmete er sich unter Johannes Müller's Leitung in Berlin der Anatomie und Physiologie und begann 1841 seine Untersuchungen über thierische Elektricität. Die ersten Ergebnisse seiner Studien enthalten die Arbeiten: »Ueber den sogenannten Froschstrom und die elektromotorischen Fische« (1843) und »Quae apud veteres de piscibus electricis extant argumenta« (1843); eine vollständige Darlegung seiner weiteren epochemachenden Arbeiten enthält das berühmte Werk: »Untersuchungen über thierische Elektricität« (Berlin 1848—60, 2 Bde.). — Nachdem du Bois-Reymond 1851 in die Berliner Akademie der Wissenschaften erwählt worden war, wurde er 1858 als Johannes Müller's Nachfolger zum ordentlichen Professor der Physiologie an der Universität ernannt und 1867 beständiger Secretär der Akademie. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: »Ueber thierische Bewegung« (1851); »Gedächtnissrede auf Johannes Müller« (1860); »Ueber das Barrenturnen und über die sogenannte rationelle Gymnastik« (1862); »Voltaire in seinen Beziehungen zur Naturwissenschaft« (1863); »Ueber Universitätseinrichtungen« (1869); »Ueber den deutschen Krieg« (1870); »Leibniz'sche Gedanken in der neueren Naturwissenschaft« (1870); »Ueber die Grenzen des Naturerkennens« (1872); »Ueber eine Akademie der deutschen Sprache« (1874); »Darwin versus Galiani« (1876); »Ges. Abhandlungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysik« (2 Bde., 1877); »Culturgeschichte und Naturwissenschaft« (1878); »Ueber das Nationalgefühl Friedrich's II. und Jean Jacques Rousseau« (1879); »Der physiologische Unterricht einst und jetzt« (1878); »Goethe und kein Ende«. Rectoratsrede (1883) etc. etc. — Du Bois-Reymond, der bisher bereits zweimal zur Rectoratswürde an der Berliner Universität erhoben wurde (1870, 1883), ist der grösste akademische Kanzelredner und einer der vielseitigsten und geistvollsten Gelehrten der Gegenwart.

Berlin, den 18. April 1884.

Entschuldigen Sie, werther Herr, dass ich so lange gesäumt habe, Ihr für mich sehr schmeichelhaftes Schreiben zu beantworten. Zwischen Aristoteles und mir ist jedenfalls Ein grosser Unterschied: er hatte sehr viel mehr Zeit als ich. Ob es den Juden nützen würde, zum Christenthum überzutreten? Hier in Berlin kaum, wo die Leute, von einigen beschränkten Zeloten abgesehen, vorgeschritten genug sind, in den Juden nicht die Religion, sondern die anthropologische Varietät zu hassen. Uebrigens ist meiner Meinung nach auch hier das *Least said soonest mendet* am Ort. Je weniger davon gesprochen wird, um so eher verschwinden solche abgeschmackte Verirrungen der Heerde der Geistesarmen, wie Antisemitismus, Antivivisection, Wollbekleidung, Vegetarianismus, Spiritismus u. dgl. m. von der Bildfläche — freilich immer nur, um anderen Thorheiten Platz zu machen, oder in anderer Form wieder aufzutauchen. Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener

E. du Bois-Reymond.

Ludwig Noiré,

hervorragender philosophischer Schriftsteller, wurde am 26. März 1829 zu Alzey in Hessen geboren. Angeregt durch das Studium der Werke Spinoza's, Schopenhauer's und Lazar Geiger's, veröffentlichte Noiré eine Anzahl philosophischer Schriften, von denen wir hier erwähnen: »Die Welt als Entwicklung des Geistes« (1874); »Grundlegung einer zeitgemässen Philosophie« (1875); »Der monistische Gedanke« (1875); »Die Doppelnatur der Causalität« (1877); »Einleitung und Begründung einer monistischen Erkenntnisstheorie« (1877); »Der Ursprung der Sprache« (1877); »Max Müller und die Sprachphilosophie« (1879; ins Englische übersetzt 1879); »Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit« (1880); »Die Lehre Kant's und der Ursprung der Vernunft« (1882); »Die Entwicklung der abendländischen Philosophie bis zur Kritik der reinen Vernunft« (1883). Nur in englischer Sprache erschien eine »Historische Skizze der Entwicklung der Philosophie bis auf Kant« (1881).

Mainz, 25. April 1884.

Hochgeehrter Herr!

Soll ich die Frage, die den Titel Ihrer mir freundlichst zugesandten Schrift bildet, im höchsten Sinne nach meiner Ueberzeugung beantworten, so müsste die Antwort lauten: Ja — wenn sie es nicht schon sind. Ich glaube aber, dass sehr viele Juden schon sehr gute Christen sind. Angesichts der unser Jahrhundert schändenden Antisemitenbewegung habe ich oft gezaudert, wenn ich für humane Zwecke Beiträge sammelte, die stets opferwillige Wohlthätigkeit — diese Tugend ist die herrlichste Frucht des Judenthums, wenn auch das Wort erst im vorigen Jahrhundert durch den Humanitäts-Apostel Abbé de St. Pierre in allgemeinen Gebrauch kam — meine jüdischen Freunde aufs neue anzugehen.

War auch ihr Blick getrübt durch Trauer und schweren Unmuth, war auch die Bitterkeit ob der unerhörten Kränkung auf ihren Lippen — nie, nie haben sie ihre Hand verschlossen, nie die Gabe geschmälert, nie uns es entgelten lassen, was wir ihnen angethan. Und ich gewann die Ueberzeugung, dass das Gebot des göttlichen Meisters von ihnen im schönsten und reinsten Sinne befolgt wurde, das Gebot, das da lautet: »Segnet die, die euch fluchen, thuet Gutes denen, die euch verfolgen.« Dieses Gebot aber ist christlich, ja recht eigentlich der Grundgedanke des Christenthums und darum hätte auf Alle das Wort des Klosterbruders: »Nathan, Ihr seid ein Christ — ein besserer Christ war nie!« Anwendung finden können.

Lassen Sie mich mit diesen kurzen Worten, die von der trüben Gegenwart in eine bessere, christlichere Zukunft hinweisen, Ihnen zugleich meinen besten Dank für die Zusendung Ihrer Schrift aussprechen und genehmigen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Ludwig Noiré.

Johannes Scherr,

geboren 3. October 1817 zu Hohenrechberg in Württemberg, trat durch seine Schrift: »Württemberg im Jahre 1844«, welche gewaltiges Aufsehen im Lande erregte, mitten auf den politischen Kampfplatz, auf welchem er sich bis 1848 als rüstiger Vorkämpfer aller freiheitlichen Bestrebungen bewährte. Im genannten Jahre wurde er in die württembergische Abgeordnetenkammer und in den Landesausschuss gewählt. Bei ihrer Auflösung (1849) sollte er verhaftet werden. Rechtzeitig gewarnt, konnte er nach der Schweiz entfliehen. Er habilitirte sich 1850 als Docent in Zürich, zog aber aus Familienrücksichten nach Winterthur, wo er acht Jahre hindurch seinen Studien und literarischen Arbeiten lebte, bis er 1860 einen Ruf als Professor der Geschichte und Literaturgeschichte an das Polytechnicum in Zürich erhielt und annahm, in welcher Stellung er heute noch als einer der beliebtesten und gesuchtesten Docenten wirkt. — Scherr ist unter den jetzigen deutschen Schriftstellern einer der fruchtbarsten, jedenfalls der vielseitigste und originellste, aber auch der sprachgewaltigste. Was er anfasst (und er bebt vor keiner Aufgabe zurück), trägt sein Gepräge, von seinen »Lauten und leisen Liedern« bis zum imposanten Waffengeklirre in seinem erschütternden Gemälde der Jahre 1870—71 (»Vier Bücher deutscher Geschichte«, 2. Aufl., 1880). In seinen Novellen wie in seinen Satiren, in den literarischen, wie in den geschichtlichen Darstellungen manifestirt sich ein ungewöhnlicher, Menschen und Dingen frei und kühn gegenüberstehender Geist, der den falschen Propheten die Maske abreisst und die Götzenbilder zertrümmert. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Mixed-pickles« (1864); »Mischmasch« (1867); »Farrago« (1870); »Dämonen« (1871); »Hammerschläge und Historien« (1872); »Hammerschläge«, neue Folge (1878); »Menschliche Tragikomödie«, gesammelte Studien und Bilder (12 Bde. 1883); »Grössenwahn. Vier Capitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit« (1876); wir nennen ferner von den belletristischen Werken die Romane: »Der Prophet von Florenz« (1845); »Die Waise von Wien« (1847); »Die Pilger der Wildniss« (1853); »Nemesis« (1854); »Die Tochter der List« (1855); »Schiller« (1856); »Michel, Geschichte eines Deutschen unserer Zeit« (1858, 5. Aufl. 1878); »Die Beichte einer Frau« (1876); ferner: »Novellenbuch« (1873) und »Historische Novellen« (1875); die Zeitbilder: »Sommertagebuch des weiland Doctor gastrosoph. Jeremia Sauerampfer« (1873) und »Blätter im

Winde« (1875). — Geschichtliche Werke sind: »Geschichte deutscher Cultur und Sitte« (1853, 8. Aufl. 1883); »Geschichte der Religion« (1855–57); »Geschichte der deutschen Frauenwelt« (4. Aufl., 1879); »Blücher, seine Zeit und sein Leben« (3 Bde. 1862, neue Ausg. 1882); »Studien« (1865—66); »Aus der Sündfluthzeit« (1867); »Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig, eine Komödie der Weltgeschichte« (1868–70, 2. Aufl. unter dem Titel: »1848, ein weltgeschichtliches Drama« 1875); »Das Trauerspiel in Mexico« (1868). — In das Gebiet der Literaturgeschichte gehören: »Bildersaal der Weltliteratur« (neue Bearbeitung 1869); »Geschichte der englischen Literatur« (1854); »Dichterkönige« (1855); »Allgemeine Geschichte der Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart« (6. Aufl., 1881); »Schiller und seine Zeit« (1859); »Geschichte der deutschen Literatur« (1874); »Goethe's Jugend« (der Frauenwelt geschildert, 1874); »Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens« (3. Aufl. 1880). — Von seinen jüngsten literarischen Erzeugnissen ist »Porkeles und Porkelessa« (1882) zu erwähnen, auf die Scherr in seinem Schreiben Bezug nimmt.

Zürich, Oberstrass, 26. April 1884.

Sehr geehrter Herr!

Vielleicht wissen Sie, dass ich, welcher seinerzeit zu den entschiedensten Vorkämpfern für die Emancipation der Juden gehörte, in den Ruf eines Antisemiten gekommen bin, weil ich mir die Freiheit genommen, das Bild einer russisch-jüdischen Nihilistin, deren Original 1½ Jahre lang leibhaft vor meinen Augen herumgegangen, in meinem Büchlein »Porkeles und Porkelessa« nach der Natur zu zeichnen. Die gesammte jüdische Presse ist bei dieser Gelegenheit wüthend über mich hergefallen, als wäre ich ein Bundesgenosse des Hofderwisches Stöcker. Freilich hatte ich neben der naturwahren Zeichnung der Porkelessa des Verbrechens mich schuldig gemacht, nicht nur das germanische, sondern auch das semitische Lumpenthum, wie es in der dermaligen Literatur und Publicistik nur allzu häufig spukt, bis ins Mark zu treffen. Dass darum eine ganze Rotte semitischer und germanischer Lumpe nach Kräften gegen mich geiferte und fistulirte, habe ich in Anbetracht der menschlichen Niedertracht ganz in der Ordnung gefunden. Meine Anschauung und

mein Urtheil sind dadurch nicht um Haaresbreite verschoben worden, also auch meine Anschauung und mein Urtheil über die sogenannte Judenfrage nicht.

Das vorausgeschickt, sage ich Ihnen für die freundliche Zusendung Ihres Buches: »Sollen die Juden Christen werden?« meinen verbindlichsten Dank. Ich habe dasselbe gestern und heute durchgelesen und begreife nicht nur, sondern billige auch den warmen Ton Ihres Plaidoyers. Was den Inhalt angeht, so bin ich mit manchen Ihrer Ausführungen einverstanden, mit anderen nicht. Was z. B. die wiederholt betonte »Gloire« der Geschichte des jüdischen Volkes betrifft, so liessen sich dagegen doch unschwer sehr gewichtige Bedenken erheben. Auch ist es, abgesehen von allem Anderen, in meinen Augen sehr fraglich, ob die Einimpfung der jüdisch-christlichen Weltanschauung für die Menschheit ein Glück gewesen.

Ganz unverständlich ist mir, wie Sie darauf beharren können, dass Israel nicht allein eine eigene Confession haben, sondern auch eine eigene Nation sein und bleiben solle. Wenn dem so, dann ist es begreiflich und verzeihlich, dass — ich spreche im Hinblick auf das Deutsche Reich — die Deutschen in der Judenheit einen feindlichen, mildestens gesagt, einen fremden Gegensatz zu ihrer eigenen Nationalität sehen und diesen Gegensatz geradezu aus ihrem Volkskörper ausgeschieden wünschen. Wenn die Juden schlechterdings eine eigene Nation sein und bleiben wollen, so ist das ihr Recht. Aber nicht minder ist es das Recht der anderen Nationen, zu den Juden zu sagen: Jüdische Nation, schaff' dir auch einen eigenen Nationalstaat, sei es in Palästina oder wo immer. Ein Nationaljude und ein Nationaldeutscher zugleich zu sein, nämlich in Wahrheit und mit Ueberzeugung, das ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Die antisemitischen Ausschreitungen finde ich selbstverständlich höchst verwerflich und beklagenswerth. Aber Sie hätten, meines Erachtens, in Ihrem Buche doch nicht ganz übersehen sollen, dass in Deutschland, namentlich im

Rückblick auf die Jahre 1870—71, vielfaches Misstrauen gegen die Juden entstehen musste. Denken Sie nur an das prononcirt deutschfeindliche Gebaren der Rothschilde in Paris und an die thörichten Machenschaften des Herrn Jacoby in Königsberg. Allein viel wichtiger ist doch, dass der Volksinstinct, wie gar nicht zu bestreiten, überall — ob mit Recht oder Unrecht, gleichviel — in der Judenheit den Hauptträger des Capitalismus erblickt, dessen gewissenloses Wirthschaften uns jetzt glücklich an den Rand des communistisch-anarchistischen Abgrundes geführt hat.

Sie sehen, Ihr Buch hat mich lebhaft angeregt und beschäftigt. Sonst hätte ich meiner noch immer grossen körperlichen Schwäche die vorstehende lange Aeusserung darüber nicht zugemuthet. Sie werden, hoffe ich, diese Aeusserung aufnehmen, wie sie gemeint ist. Mit aller Hochachtung

Ihr ergebener

J. Scherr.

Johann Fastenrath,

hervorragender Dichter und Schriftsteller, geb. 3. Mai 1839 zu Remscheid (Rheinpreussen), besuchte die Universitäten Bonn, Heidelberg, Paris und Berlin und nahm nach einer kurzen Anstellung am Landgerichte zu Cöln seinen Abschied aus dem Justizdienst, um sich ganz seinen Studien und der Poesie zu widmen. Auf einer Reise nach Italien und Spanien (1862) schöpfte er Anregung und Stoff zu zahlreichen Dichtungen. — Fastenrath, der Mitglied mehrerer spanischer Akademien ist, wählt zum Organ seiner dichterischen Thätigkeit die deutsche und die spanische Sprache. In ersterer erschienen 1865—1870: »Ein spanischer Romanzenstrauss«, »Klänge aus Andalusien«, »Die Wunder Sevillas«, »Immortellen aus Toledo«, »Hesperische Blüthen«, »Das Buch meiner spanischen Freunde«. — Die Werke in spanischer Sprache (1872—1880) sind: »Pasionarias de un Aleman-Español« (Beschreibung des Oberammergauer Passionsspieles) und »La Walhalla y las glorias de Alemannia« (6 Bde.). Auch als Uebersetzer aus dem Spanischen hat sich Fastenrath hervorgethan. Echt deutsch nach Sprache, Inhalt und Gesinnung sind Fastenrath's »Deutsche Kriegs- und Siegeslieder« (1870).

Cöln, 26. April 1884.

Hochgeehrter Herr!

Mir, der auf dem Wiener Schriftstellertag der Herold Castelar's gewesen in Bezug auf seine energischen, nicht genug zu beherzigenden Worte zu Gunsten der Juden, musste Ihre Schrift von ganz besonderem Interesse sein, und sage ich Ihnen daher für die gütige Uebersendung derselben meinen verbindlichsten Dank. Dem Freimuth, der aus jeder Zeile Ihres Buches spricht, zolle ich gern meine Anerkennung und bekunde meine freudigste Uebereinstimmung mit Ihren und Kompert's schönen Friedensworten am Schlusse des Buches. In der Phalanx Derjenigen, die mit Ihnen sich gegen den Antisemitismus erheben, möchte auch ich nicht fehlen: Gehöre ich doch mit meiner poetischen Vorliebe dem Lande an, das unter Alfonso XII. eine Jahrhunderte alte Schuld getilgt, indem er das Volk Juda ben Halevi's in das sonnige Spanien zurückgerufen.

Mit Hochachtung begrüsst Sie

Ihr dankbar ergebener

Dr. Johann Fastenrath.

François Laurent,

berühmter belgischer Rechtsgelehrter und Historiker, geb. am 8. Juli 1810 in Luxemburg, studirte in Löwen und Lüttich die Rechte, war 1832—34 als Advocat thätig und erhielt 1835 die Professur des Civilrechtes an der Universität zu Gent. Seine Hauptwerke, die sich ebenso sehr durch Gründlichkeit der Forschung, als durch Weite des Blickes und durch geistvolle Ideen auszeichnen, sind: »Histoire du droit des gens; études sur l'histoire de l'humanité« (1860—76, 18 Bde.) und »Les principes du droit civil« (3. Aufl., 1880; 33 Bde.), denen sich neuerlich »Le droit civil international« (1880) anschloss. Ausserdem veröffentlichte er Gelegenheitsschriften zur Vertheidigung der liberalen Grundsätze gegen die Klerikalen, wie: »De la passion des catholiques pour la liberté« (1850); »Van Espen, étude historique sur l'église et l'état en Belgique« (1860—63, 3 Theile); »Lettres d'un retardataire libéral à un progressiste catholique« (2. Aufl., 1864); »Lettres sur la question des cimetières (1864, 2 Theile); »Lettres sur les Jésuites« (1865); »Cours élémentaire de droit civil française« (1878, 4 Bde.) Besonders hervorzuheben ist das vortreffliche Werk über die »Religion der Zukunft«, welches den XVII. Bd. der Etudes bildet.

Gand, le 27 avril 1884.

Monsieur Singer!*)

Vous me permettrez de vous remercier en français de la brochure que vous avez eu l'attention de m'envoyer. Je suis Allemand, étant né à Luxembourg mais il y a cinquante ans que je n'écris plus l'allemand.

A votre question si les Juifs doivent devenir Chrétiens, je réponds: Non.

Gent. 27. April.

*) Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen in französischer Sprache auf Ihre Schrift erwidere, die Sie mir zu übersenden die Aufmerksamkeit hatten. Ich bin ein Deutscher und in Luxemburg geboren; aber seit 50 Jahren schreibe ich kein Deutsch mehr.

Auf Ihre Frage, ob die Juden Christen werden sollen, erwidere ich: Nein.

J'aime les Juifs, et mon voeu est qu'ils se développent, dans le sens de leur tradition. Il n'y a pas de race, pas de religion qui ait une tradition comme celle des prophètes. Ce que je dis des Juifs, je le dis aussi des Chrétiens. Je désire qu'ils se développent dans le sens du christianisme de Jésus-Christ. Ce sont deux arbres sortis de la même racine et qui ont pris des développements différents. Il est bon qu'ils conservent une existence distincte et qu'ils contribuent chacun dans sa sphère au progrès de l'humanité. Je ne vous dis rien de la question juive comme on l'appelle. En Belgique, elle

---

Ich liebe die Juden und mein Wunsch geht dahin, dass sie sich im Sinne ihrer Ueberlieferung entwickeln mögen. Es gibt keine Race, keine Religion, die eine solche Tradition besässe, wie diejenige der Propheten.

Was ich von den Juden behauptete, behaupte ich ebenso von den Christen. Auch sie mögen im Sinne des Christenthums Jesu Christi in ihrer Entwicklung fortschreiten. Das sind zwei Bäume, die zwar aus derselben Wurzel hervorgingen, aber dennoch einen verschiedenen Entwicklungsgang genommen haben. Es ist heilsam, dass beide, Judenthum und Christenthum, eine gesonderte Existenz führen und jedes in seiner Wirkungssphäre zum Fortschritte der Menschheit beitrage.

Ich will hier nicht von der sogenannten »Judenfrage« sprechen. In Belgien existirt sie nicht. Ihre Schrift richtet sich an »Freund und Feind«. In Belgien haben Sie keine Feinde. In politischer Beziehung gibt es bei uns keinen Unterschied mehr zwischen Juden und Belgiern. Man weiss kaum, dass es Juden in Belgien gibt; wir haben jüdische Senatoren und Abgeordnete, ohne dass Jemand sich daran stösst. Ebenso verhält es sich in der industriellen und Handelswelt. Ich für meine Person schäme mich der Excesse, die sich noch im 19. Jahrhunderte in Deutschland abspielen konnten.

Was die religiöse Frage betrifft, auf die ich zu Beginn meines Briefes anspielte, so kümmert sich um dieselbe Niemand in Belgien.

Ich stand seinerzeit in Correspondenz mit einem Rabbiner in Luxemburg; von ihm erfuhr ich, dass sich gegenwärtig im Judenthum eine rationalistische Bewegung vollziehe. Er selbst gehörte dieser Tendenz an.

Jene religiöse Revolution, die sich allmälig vorbereitet, erregt mein lebhaftes Interesse; ich schrieb ein eigenes Werk über die »Religion der Zukunft«. Diese Hoffnungen haben mich während meines ganzen Lebens beherrscht.

n'existe pas. Votre brochure s'adresse aux amis et aux ennemis. En Belgique vous n'avez pas d'ennemis. Au point de vue politique il n'y a plus de distinction entre les Juifs et les Belges. C'est à peine si l'on sait qu'il y a des Juifs en Belgique; nous avons des sénateurs et des représentants juifs, sans que personne s'en doute. Il en est de même dans le monde industriel et commercial. Moi, je suis honteux des excès qui se commettent au XIX siècle en Allemagne.

Quant à la question religieuse à laquelle j'ai fait allusion en commençant ma lettre, personne ne s'en soucie en Belgique.

Moi j'ai été dans le temps en correspondance avec un rabbin de Luxembourg; c'est que lui que j'ai appris qu'il y a un mouvement rationaliste dans le mosaïsme. Il appartenait à cette tendence. Cette révolution religieuse qui se prépare sourdement m'intéresse extrêmement. J'ai écrit un livre sur la religion de l'avenir. Ces espérances m'ont préoccupé toute ma vie.

Votre bien dévoué

F. Laurent.

Barthélemy Saint-Hilaire,

einer der berühmtesten französischen Gelehrten und Staatsmänner der Gegenwart, wurde am 19. August 1805 zu Paris geboren, bekleidete bis 1838 eine Stelle im Finanzministerium, wurde dann Professor der alten Sprachen am Collège de France, 1839 Mitglied der Akademie und bekleidete 1840 vier Monate lang das Generalsecretariat des Ministers des Unterrichtes. 1848 in die Constituante und Legislative gewählt, hielt er sich zur Partei der Gemässigten und ward Mitglied, bald darauf Präsident der Commission des öffentlichen Unterrichtes, beim Staatsstreiche von 1852 aber auf kurze Zeit verhaftet und nach Mazas abgeführt. Napoleon III. den Eid verweigernd, legte er 1852 seine Professur nieder und wandte sich ausschliesslich seinen literarischen Beschäftigungen, insbesondere dem Studium des Sanskrit und der altindischen Philosophie zu. 1871 ward er Mitglied der Nationalversammlung und stand dann seinem Freunde Thiers bis zu dessen Sturz als Generalsecretär treu zur Seite; 1876 ward er zum Senator auf Lebenszeit erwählt. 1880 übernahm er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Seine literarische Hauptleistung ist die französische Uebersetzung des Aristoteles, dessen Werke 1837—70 erschienen. Ausserdem veröffentlichte er: »De la logique d'Aristote« (1839, 2 Bde., Preisschrift); »Sur les Vedas« (1854); »Du Bouddhisme« (1855); »Buddha et sa religion« (3. Aufl., 1866); »Mahomet et le Coran« (1865); »Philosophie des deux Ampère« (2. Aufl., 1869); »A la democratie française« (1874) und eine versificirte Uebersetzung der »Ilias« (1869, 2 Bde.).

Paris, Boulevard Flandrin 4,
28 Avril 1884.

Cher Monsieur,*)

Je n'hésite pas à vous répondre: »Non, jamais les Juifs ne doivent se faire Chrétiens.« Je regarderais cette conversion comme un immense et irréparable malheur pour l'humanité. Il n'est pas de peuple au monde, qui ait donné un si frappant

---

*) Geehrter Herr,

Ich zögere nicht, Ihnen zu erwidern: »Nein; niemals sollen die Juden Christen werden.« Ich würde diesen Uebertritt für ein unermessliches und nicht wieder gut zu machendes Unglück für die Menschheit

exemple de constance et de foi. Il n'en est pas un qui ait exercé autant d'influence religieuse; votre Bible avec la Genèse et les Psaumes est de beaucoup le plus grand livre

---

betrachten. Es gibt kein Volk in der Welt, das ein so sehr in die Augen springendes Beispiel von zäher Ausdauer und unerschütterlicher Glaubenstreue abgegeben hätte, als das jüdische Volk; es gibt keine Nation, die einen so mächtigen religiösen Einfluss auf die Menschheit ausgeübt hätte, wie Israel. Ihre Bibel mit der Genesis und den Psalmen ist bei Weitem das grösste Buch unter den heiligen Büchern der Nationen und sie ist es, die das jüdische Volk zum »Volke Gottes« macht. Derjenige Tag, an welchem die Juden Christen würden, wäre ein unglückseliger Tag; und die Lücke, welche durch diese Abschwörung des jüdischen Glaubens seitens der Juden entstehen würde, könnte niemals ausgefüllt werden. Die Juden müssen eben unter Beibehaltung ihres Glaubens, der mehr als drei Jahrtausende alt ist und in dem selbst dieser lange Zeitraum keine wesentliche Veränderung hervorrufen konnte, für alle Zeiten das bleiben, was sie jetzt sind. Sie sind ein unvergleichliches Muster, das der menschliche Geist missen würde; und dieses Verschwinden des jüdischen Glaubens wäre gerade heute um so trauriger, als die Gottesidee, zumindestens vorübergehend, in sehr vielen Geistern, die sich für aufgeklärt und gelehrt dünken, bis zum Verschwinden abgeschwächt ist. Das menschliche Gewissen bedarf des ewig lebendigen Protestes Israels und der unerschütterlichen Stütze die es dort gegen seine eigenen Schwächen und gegen die Zweifel findet, welche das Christenthum bedrohen.

Ich glaube im Namen der Philosophie diese meine Anschauung Ihnen gegenüber zum Ausdrucke bringen zu dürfen — eine Anschauung übrigens, die keineswegs neu ist und die ich schon mehr als einmal öffentlich ausgesprochen habe.

Was die gegenwärtigen Verfolgungen betrifft, so mögen sie die Juden mit demselben Muthe ertragen, mit dem sie schon so viele, nicht minder grausame ertragen haben. Diese schändlichen Barbareien werden vergehen und es wird ein Tag kommen, an welchem die Israeliten überall das sein werden, was sie in Frankreich bereits jetzt sind: Bürger, wie alle Anderen, und wo sie mit ihren Mitbürgern leben werden, wie die Katholiken und Protestanten unter einander leben, unter gemeinsamen Gesetzen, die sie trotz der religösen Differenzen in gleicher Weise schützen werden.

Ich beglückwünsche Sie recht aufrichtig zu Ihrem Werke, das ich in's Französische übersetzt wissen möchte.

Genehmigen Sie . . . .

parmi les livres sacrés des nations et c'est elle qui fait de vous le peuple de Dieu. Le jour, où les Juifs deviendraient Chrétiens serait un jour néfaste; et le vide que creuserait cette abjuration, ne serait jamais comblé. Les Juifs doivent rester pour toujours ce qu'ils sont, conservant leur croyance, qui a plus de trente siècles et que le temps n'a pu altérer. C'est un incomparable modèle qui manquerait à l'esprit humain; et cet effacement serait d'autant plus funeste aujourd'hui que l'idée de Dieu tend à disparaitre, au moins passagèrement, dans bien âmes qui se croient éclairées et savantes. La conscience humaine a besoin de la protestation éternellement vivante d'Israël et de l'appui inébranlable qu'elle y trouve contre ses propres défaillances, et contre les doutes qui menaçent le christianisme.

C'est au nom de la philosophie que je crois pouvoir vous adresser mon opinion, qui n'est pas nouvelle en moi, et que j'ai exprimée plus d'une fois publiquement. Quant aux persécutions actuelles, il faut que les Juifs les supportent avec courage comme ils en ont déjà supporté tant d'autres non moins cruelles. Ces honteuses barbaries passeront, et un jour viendra où les Israëlites seront partout ce qu'ils sont en France, des citoyens comme tous les autres et où ils vivront avec leurs compatriotes, comme les catholiques et les protestants vivent entr'eux, sous des lois communes, qui les protégeront également malgré des dissidences religieuses.

Je vous félicite bien sincèrement de votre livre, que je voudrais voir traduit en français.

Agréez, cher Monsieur, mes salutations bien cordiales avec tous mes voeux.

B. S' Hilaire.

Ludwig Foglár,

geb. am 24. December 1820 in Wien, besuchte die Universität daselbst, um sich für den Staatsdienst vorzubereiten, ergriff aber aus Neigung die commercielle Laufbahn und trat 1842 in die Dienste der österreichischen Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, bei welcher er noch jetzt thätig ist. Eine jugendliche, begeisterte Liebe verband ihn 1843 mit der Tochter des seinerzeit vielgenannten österreichischen Regierungsrathes Schulz von Stranitzky, die ihm jedoch 1865 durch den Tod entrissen wurde. Seine Stellung als Beamter einer Schifffahrtsgesellschaft half ihm die Sehnsucht seines Lebens, die weite Welt zu sehen, erfüllen. Er sah Deutschland, Italien, die Schweiz, Griechenland, die Türkei, Kleinasien, Frankreich und England. — Er schrieb ein Schauspiel »Miss Dora Jordan«, mehrere Lustspiele, wie: »Geheimnisse der Bildung«, »Der Blaustrumpf«, »Ein guter Kerl«, »Schöne Welt«, »Die Stiefmutter«, »Lockere Verhältnisse« und eine Tragödie »Strafford«. 1864 erschien von Foglár das gemeinsam mit dessen Bruder Adolf Foglár herausgegebene »Novellenbuch«, das sich lebhafter Anerkennung zu erfreuen hatte. In diesem Zusammenhange verdienen erwähnt zu werden Foglár's in gebundener Rede geschriebene Erzählungen: »Klara von Wissegrad« (1848); »Geschichten und Sagen« (1848); »Schiller-Legenden« (1859). Die Hauptstärke Foglár's liegt jedoch auf dem Gebiete der Lyrik. Bereits als 22jähriger Jüngling trat er mit seinen »Cypressen« (Wien, 1842; 2. Aufl.) hervor. Dieser Sammlung lyrischer Gedichte schlossen sich eine Anzahl anderer an, welche dichterische Schönheiten ersten Ranges enthalten. Es sind: »Schatten und Strahlen« (1846); »Ein Stück Leben« (1846); »Neue Gedichte und Reliquien«; »Freiheitsbrevier« (1848); »Still und bewegt« (1860); »Der Minnehof« (1864); »Freudvoll und Leidvoll« (1867). 1883 erschienen »Gedichte; neue Sammlung« (Leipzig, Rühle und Rüttinger) und als jüngstes Werk des Dichters »Geschichten und Gedenkblätter« (Wien, Verlag von Oskar Frank), welche u. A. die längst vergriffenen, herrlichen »Schiller- und Beethoven-Legenden« enthalten. Endlich wäre noch die gegen Napoleon III. und Papst Pius IX. gerichtete politische Satire »Sanct Velociped« (1869) zu erwähnen, die ob ihrer kräftigen Sprache und ihres geistvollen Inhaltes noch heute des Lesens würdig ist. Ludwig Foglár zählt zu den hervorragenden Dichtern Oesterreichs; er ist ein durch und durch freier, deutscher Mann, der ohne Scheu seinen Anschauungen Ausdruck verleiht und es unter seiner Würde hält, wie es leider so manche Dichter der Gegenwart thun, um die Gunst der Mächtigen zu buhlen. Ludwig Foglár ist in zweiter Ehe mit der Tochter des einstigen Hofburgtheater-Directors Deinhardstein vermält.

Wien, 28. April 1884.

Sehr geehrter Herr!

Ihre liebenswürdige Zuschrift vom 19. d., begleitet von der neuen Auflage Ihres Werkes: »Sollen die Juden Christen werden?« bereichert meine Bücherei mit einem gehaltvollen Beitrag, für welchen Ihnen den verbindlichsten Dank auszusprechen ich mich beeile.

Ich habe das Buch sofort mit steigendem Antheil gelesen und werde wieder zu ihm zurückkehren, sobald meine karg bemessene Mussezeit mir dies gestattet.

Die Feuerprobe hat es also bestanden.

Indem ich Ihnen zu dem glänzenden Erfolge des Werkes Glück wünsche, kann ich nur meine freudige Zustimmung ausdrücken und der Hoffnung Raum geben, dass die massgebenden Factoren auf beiden Seiten auch endlich dem begeisterten und tapferen Wortführer der Humanität aufrichtig und ausdauernd entgegenkommen werden.

Zur Ehre der Menschheit, oder besser des genus: homo will ich übrigens annehmen, dass die ganze widerliche Episode des Antisemitismus angeregt und ausgebeutet wurde und wird von gewissen Strebern und Machern in jenen Regionen, wo die Suppe der Reaction gebraut wird. Unter der Fahne des Antisemitismus segeln die Finsterlinge, Denkfaulen und Abenteurer aller Sorten. Aber ehe sie dessen sich versehen, kann das Wetter umschlagen, die beschworenen Geister wollen sich nicht bannen lassen und dann kann die Losung auch lauten: Friede den Hütten, Krieg den Palästen! —

Der böse Duft solcher Gewitter hat sich bereits hier und dort angekündigt in aufzuckenden Flämmchen — die Consuln mögen aufpassen, dass keine Feuersbrunst daraus entsteht.

Nochmals wärmsten Dank von Ihrem

hochachtend ergebenen

Dr. L. Foglár.

Gerhard von Amyntor,

geboren am 12. Juli 1831 zu Liegnitz als Sohn eines preussischen Oberstlieutenants und Schleswig-Holstein'schen Generalmajors, besuchte das Gymnasium zu Glogau und ging 1849 zur Universität Breslau ab, entsagte aber in Folge der revolutionären Zeiten dem geplanten akademischen Studium und trat in die preussische Armee ein. Er machte die Feldzüge von 1864 (wo er an den Düppeler Schanzen schwer verwundet wurde), von 1870 und 1871 mit, wurde mehrfach decorirt und schied, nachdem er eine Zeit lang dem Generalstabe unter Moltke angehört hatte, als Major in Folge seiner Wunden aus dem activen Dienste. Seitdem lebt er zurückgezogen in Potsdam der schöngeistigen Production. Amyntor trat erst im gereiften Alter vor die Oeffentlichkeit. Von seinen Werken nennen wir: »Hypochondrische Plaudereien« (1875); »Randglossen zum Buche des Lebens« (1876); »Peter Quidam's Rheinfahrt.« Dichtung in 12 Gesängen (1877); die Novelle: »Der Tag des Todes« (1878); ferner: »Die Lieder eines deutschen Nachtwächters« (1878); »Der neue Romancero« (2. Aufl. 1883); »Drei Küsse« (1883); »Für und über die deutschen Frauen« (1883); »Ein Problem«, ein Roman (1884). — Ausserdem sind noch zu erwähnen die Novellen: »Eine räthselhafte Katastrophe« (1878); »Im Hörselberge« (1881) und »Auf der Bresche«, Skizzen (1879). Ferner veröffentlichte Amyntor: »Eine moderne Abendgesellschaft« (über die Judenfrage) und »Ein Priester. Historie in 6 Gesängen« (1881).

Potsdam, 28. April 1884.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben mir die Ehre erwiesen, mir Ihre Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« freundlichst zuzusenden, und ich beeile mich, Ihnen heute, wo ich die Abhandlung in einer Fülle von Arbeit und körperlicher Beschwerde schnell durchgelesen habe, meinen ergebensten Dank für Ihre Aufmerksamkeit auszudrücken. Mit Vielem bin ich durchaus einverstanden; über Manches liesse sich ja discutiren.

Aber Eines muss ich hervorheben: Wenn ich in New-York über die Strasse ginge und ich fände dort einen katholi-

schen Deutschen, der von einem protestantischen Yankee ungerechter Weise niedergeschlagen würde, so würde ich, wenngleich ich selbst Protestant bin, sofort dem Bedrohten beispringen, weil er als Deutscher mein Landsmann ist. Aehnlich muss meiner Ansicht nach der Jude empfinden, er darf sich nicht als Mitglied einer jüdischen Nation, sondern er muss sich als Mitglied derjenigen Nation fühlen, der er durch Geburt angehört. Es darf also keine »deutschen Juden« mehr geben, sondern nur »jüdische Deutsche«; ebenso wie es keine deutschen Protestanten, sondern nur protestantische Deutsche gibt.

So lange der Jude noch eine Nation innerhalb einer anderen Nation bilden will, so lange wird der Antisemitismus nicht entwaffnet werden und aus dieser Ursache eine seiner schärfsten Angriffswaffen schmieden.

Ein anderer Grund für den Antisemitismus liegt in der nicht zu leugnenden Taktlosigkeit und Anmassung, mit der gewisse witzboldige jüdische Journalisten gegen christliche Einrichtungen und Personen vielfach in der Presse vorgegangen sind und vorzugehen fortfahren. Sie werden mir zugeben, dass so unglücklich veranlagte Federhelden die Kluft zwischen Christ und Jude immer mehr erweitern, statt sie mit den Werken sittlich-tüchtiger Geistesarbeit auszufüllen. Es haben sich ehrenwerthe Juden mir gegenüber oft bitter über eine gewisse jüdische Presse beklagt und sie als eine Hauptursache der christlichen Abneigung gegen alles Semitische bezeichnet. Ich weiss nicht, geehrter Herr, wie es damit bei Ihnen in Wien steht; ich räume aber bereitwillig ein, dass bei uns in Norddeutschland in dieser Hinsicht wirklich Grund genug zur Klage vorhanden ist, und ich wünsche vom Herzen, dass der wahrhaft gebildete Theil der Juden seine eigene Presse in bessere Zucht nehmen möge. Im Uebrigen vertraue ich der siegenden Kraft des Bibelwortes: »Liebet euch unter einander!«

Hochachtungsvoll

Gerh. v. Amyntor.

Gustav Kühne,

einer der hervorragendsten Schriftsteller des »Jungen Deutschland«, wurde am 27. December 1806 zu Magdeburg als der Sohn eines Beamten geboren, besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin und bezog 1826 die dortige Universität. Er trat in lebhaften Verkehr mit den literarischen Kreisen und schloss sich nach der Julirevolution dem »Jungen Deutschland« an. Seit 1835 Redacteur der »Zeitung für die elegante Welt«, vertauschte er diese Stellung 1846 mit der redactionellen Uebernahme der »Europa«, die er mit grossem Geschick 13 Jahre hindurch leitete. Er legte sie nieder, um sich ungestört seinen literarischen Arbeiten widmen zu können. Seit 1856 lebt Kühne in Dresden, in dessen Nähe (Hosterwitz) er während des Sommers seine Villa bewohnt. Seine literarischen Erzeugnisse sind theils biographisch-kritische Arbeiten: »Weibliche und männliche Charaktere« (1883); »Porträte und Silhouetten« (1843); »Deutsche Männer und Frauen« (1851); theils Schilderungen aus dem Gesellschaftsleben: »Sospiri, Blätter aus Venedig« (1841); »Mein Carneval in Berlin« (1843); »Aus mexikanischen Gefängnissen« (1858); »Mein Tagebuch aus bewegter Zeit« (1863); theils Novellen: »Eine Quarantaine im Irrenhaus« (1835); »Klosternovellen« (1838); »Wittenberg und Rom. Klosternovellen aus Luthers Zeit« (1877); die Romane: »Die Rebellen von Irland« (1840) und »Die Freimaurer« (1854); theils Dramen: »Die Verschwörung von Dublin« (1856); eine Fortsetzung des Schiller'schen »Demetrius« (1859) u. A.; theils Satirisches: »Römische Sonette« (1869) und »Christus auf der Wanderschaft« (gegen das Papstthum gerichtet 1870); endlich: »Gedichte« (1862) und »Romanzen, Legenden und Fabeln. Neue Gedichte« (1880). Seine »Gesammelten Schriften« erschienen 1862—67 in 12 Bänden.

Dresden, 28. April 1884.

Herzlichen Dank, sehr geehrter Herr, für Ihre werthe Gabe. Deren gefällige Zusendung geschah gewiss in dem Glauben, dass auch ich Theil habe an dem grossen Thema, das nach dem alten und neuen Testament ein drittes für die Menschheit anstrebt. Und so will ich gerne zusammenfassen, was ich davon erlebte, mitarbeitete und schrieb. -

In Leipzig erlebte ich mit Antheil die erste Mischehe in Sachsen an einem Vetter, der eine Jüdin heiratete, ohne ihre Taufe zu betreiben, weil er in ihrer Liebe zu ihm genug Religion fand, ohne den Confessionswechsel für nöthig zu halten. Während jetzt hier in Dresden ein jüngerer meiner Bekannten, ein Jude, eine Christin heiratete, seine Kinder aber Juden werden lässt, weil an ihre zukünftige Erbschaft die Bedingung geknüpft ist, dass sie Juden sind. Menschlich erklärlich, ja gerechtfertigt, wie ich behauptete. Und doch galt ich in Sachen Karl Beck's seiner Zeit für einen Proselytenmacher. Bei meinem jahrelang täglichen, innigen Verkehr mit diesem meinem »Apollino«, wie sie ihn schalten, habe ich nicht blos politisch, auch religiös mich ergangen. »Ich erzählte ihm gerne vom heidnischen Rom, in welchem das Christenthum, erst seitdem es mit Constantin kaiserlich geworden, verweltlicht wurde, erzählte ihm, glaube ich, von der schönen Kaiserin Popäa, welche die erste grosse Zuneigung gefühlt zum stillen, geheimen Glauben der neuen, hart verfolgten Secte, zu der man damals gleich sehr Juden wie Christen zählte, indem man beide für identisch hielt, wie ja das erste, naive, reine Christenthum in der That nichts Anderes gewesen, als ein Neujudenthum, eine Erfüllung der alttestamentlichen Verheissungen. Ein Jude — so habe ich sicherlich dem Poeten Beck erläutert — ein Jude, der in jenem Jesus von Nazara den letzten, Gott liebsten Propheten seines Volkes sehe, sei ja eigentlich kaum noch ein Mensch des alten Bundes, müsse seinen Sinn weit offen halten für Alles, was Menschenantlitz trägt, zumal schon Paulus die Schranken aller Völker aufgehoben; im Evangelium von der Kindschaft des Menschen zu Gott und der Menschen als Brüder zu einander sei Kern und Ziel aller Religionen enthüllt. Wenn nun Karl Beck, der schon das Magyarenthum abgestreift hatte, um deutsch zu fühlen und zu werden, darauf hingegangen war, sich taufen zu lassen, um Zeichen des alten Bundes mit Zeichen des neuen zu vertauschen, so lag solch' angebliches Proselytenthum in der Natur der

Sache, in der Consequenz des Gedankenganges« (siehe meinen Artikel über Beck in Westermann's Monatsheften).

In meinen Gedichten (Ges. Schriften, Bd. I. Leipzig) steht ein Lied: »Gottgefühl, mit Orgelbegleitung, zu singen für Christen und Juden« — diesen Zusatz liess ich im Drucke fort, weil Kuranda dies bespöttelte. Meine »Legende von der reichen Witwe« fand Beifall bei Juden und Christen. Und in Bd. IV. meiner Ges. Schriften steht mein Artikel über Moses Mendelssohn.

Dies meine Zugehörigkeit zu Ihrem Thema.

Seien Sie bestens gegrüsst!

Gustav Kühne.

Eduard von Hartmann,

berühmter Philosoph, geb. am 23. Febr. 1842 in Berlin, als der Sohn des Generalmajors Robert v. Hartmann, trat, auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium und der Artillerieschule vorgebildet, 1858 in die preussische Armee, musste aber wegen eines nervösen Knieleidens 1865 seinen Abschied nehmen und widmete sich nun, in Berlin privatisirend, philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien. Hartmann hat seitdem eine Reihe von Schriften veröffentlicht, die sich insgesammt durch Scharfsinn, vielseitiges Wissen und weitreichenden, speculativen Blick auszeichnen. Sein Hauptwerk erschien unter dem Titel: »Philosophie des Unbewussten, Versuch einer Weltanschauung« (1869, 9. Aufl. 1882) und erregte grosses Aufsehen. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir: »Ueber dialektische Methode« (1868); »Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer« (1869); »Gesammelte philosophische Abhandlungen« (1872); »Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewussten« (1874; 2. Aufl. unter dem Titel: »Neukantianismus, Schopenhaueranismus, Hegelianismus etc.« 1877); »Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft« (2. Aufl., 1874); »Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus« (1875); »Wahrheit und Irrthum im Darwinismus« (1875); »Gesammelte Studien und Aufsätze« (1876); »Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins« (1878); »Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus« (1880); »Die Religion des Geistes« (1882). Ausserdem schrieb er: »Ueber Shakespeare's Romeo und Julie« (1874); »Aphorismen über das Drama« (1870); unter dem Namen Karl Robert »Dramatische Dichtungen«: Tristan und Isolde. David und Bathseba (1871), vgl. Hartmann's Autobiographie in Lindau's »Gegenwart« (1875, Nr. 1—3).

Berlin, den 29. April 1884.

Hochgeehrter Herr!

Indem ich Ihnen für die gefällige Zusendung Ihrer Schrift meinen verbindlichsten Dank ausspreche, kann ich nicht umhin, Sie dennoch aufmerksam zu machen, dass sie der Absicht, Frieden zu stiften, kaum sehr förderlich sein dürfte. Durch meine geschichtliche Würdigung des Judenthums und seiner

heutigen Stellung (Das religiöse Bewusstsein der Menschheit. S. 366—541, vergl. speciell S. 537—540) stehe ich über jedem Verdacht der Parteilichkeit und kann deshalb mich ohne Rückhalt äussern. Ein Irrthum ist es, wenn Sie (S. 35) behaupten, die heutigen Juden würden Christen werden im Sinne des Paulus, was ihre Vorfahren verweigerten; wäre das möglich, so müssten sie auch zu Augustinus und Luther mit fortgehen, da dieser logisch nothwendige Fortgang seine Nothwendigkeit immer von Neuem geschichtlich erweisen würde. Wenn Sie in der instinctiven Abneigung des idealsten Theiles der patriotischen und gebildeten deutschen Jugend blos niedrige und gemeine Motive zu entdecken vermögen, so zeigt das, wie sehr Ihre historische Unbefangenheit vom Parteistandpunkte beeinträchtigt ist. Sie erkennen an, dass das Judenthum mit der ihm früher allein übrig gelassenen parasitischen Ausbeutung seiner Wirthsvölker brechen, Hochmuth und Arroganz (auf seine bevorzugte Abstammung und auf seinen unsauber erworbenen Besitz) ablegen, abstossende Sitten und Gebräuche abthun und sich den gesellschaftlichen Sitten der europäischen Culturvölker anbequemen müsse; Sie geben indirect zu, dass diese gesellschaftliche Erziehung des Judenthums noch weit zurück ist (S. 124—132), wie sie denn auch durch das stete Nachdrängen uncultivirter Elemente aus dem Osten sehr erschwert wird. Sollte aber diese Sachlage nicht einen Theil der Abneigung gerade der feinfühligsten Volksbestandtheile erklären? Nicht an der abweichenden religiösen Dogmatik nehmen die gebildeten Antisemiten Anstoss, sondern an den abweichenden Sitten und Gebräuchen von religiöser Sanction; nicht an der religiösen Moral der Juden, sondern an ihrer im Durchschnitte bethätigten praktischen Gesinnung (die wesentlich historisch zu erklären, aber darum doch nicht weniger unerfreulich ist). Der Patriot stösst sich mit Recht daran, dass die Juden ihre nationale Stammessolidarität über das Zugehörigkeitsgefühl zum Vaterlande stellen (wie auch Sie es vertheidigen); der Kosmopolit daran, dass die Juden sich in nationaler Ueberhebung für das auserwählte Volk halten, das

allen anderen in wahrer Cultur von jeher vorangeleuchtet hat und voranleuchten wird. Der Freund der Wahrheit und des Rechtes missbilligt ein Schaukelspiel, das die Zugehörigkeit zum Wirthsvolke betont, sobald es gilt, an dessen Cultursegnungen theilzunehmen, dagegen die überlegene jüdische Nationalität im internationalen kosmopolitischen Sinne hervorkehrt, sobald es gilt, die eigene Geistessubstanz in der des Wirthsvolkes aufgehen zu lassen. Im innerstaatlichen und socialen Leben jedes Volkes bildet das Judenthum durch seine starke Solidarität einen Staat im Staate, ein geschlossenes Freimaurerthum, eine zusammenhängende, alle Lebensgebiete durchsetzende Genossenschaft, welche durch ihre ansehnliche Capitalsmacht stark ist und durch wenig scrupulöse Wahl ihrer Mittel gefährlich werden kann, ähnlich, wenn auch im anderen Sinne, wie der Ultramontanismus und die Socialdemokratie. In der Politik schliesst das Judenthum sich auch in den bestgeleiteten Staaten der radical-liberalen Opposition an, oder schwingt sich zu deren Führer auf. Nimmt man diese Erwägungen hinzu, welche wohl geeignet sind, einem Patrioten politische und sociale Bedenken rege zu machen, so erhalten die vorhin angeführten Gründe einen beträchtlichen Zuwachs, auch ohne dass eine Racen-Antipathie sich einmengt (wie sie factisch trotz der vielfachen Kreuzung der heutigen Juden und der heutigen Deutschen besteht, und am deutlichsten in der Abneigung deutscher Mädchen gegen Verehelichung mit jüdischen Männern instinctiven Ausdruck findet).

Am schlimmsten aber wirkt die Selbstzufriedenheit und Selbstüberhebung des Judenthums; dem Judenthume nützen kann nur eine gründliche Selbsterkenntniss, welche seine Selbstzufriedenheit erschüttert und seine Ueberhebung aufhebt. Wenn nun auch Ihre Schrift einige gelegentliche Anläufe zu solcher Selbsterkenntniss nimmt, so ist sie doch im Ganzen mehr geeignet, die Selbstzufriedenheit und Ueberhebung des Judenthums zu bestärken, als sie zu erschüttern: die erstere, indem sie alle Antipathie gegen das Judenthum als einen ungerechten, blos aus niederen Motiven entspringenden Hass

brandmarkt, die letztere durch Stellen, wie die S. XI, Z. 4—7. Aus diesen Gründen glaube ich, dass Ihre Schrift in der Hauptsache das Judenthum in seiner Selbsttäuschung über diejenigen Punkte, um welche es sich in der gegenwärtigen Phase der Discussion allein handeln kann, zu bestärken, die Gegner desselben aber nur noch mehr zu erbittern und in ihrem Hasse zu befestigen geeignet ist, und dass in einer wirklich dem Frieden dienenden Streitschrift die Streitpunkte viel schärfer auseinandergelegt und den Fehlern des heutigen Judenthums ein viel breiterer Raum zugemessen sein müsste.

Hochachtungsvoll ergebenst

Dr. E v. Hartmann.

Julius Karl Reinhold Sturm,

geb. am 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstenthume Reuss, Sohn eines fürstlichen Rathes, besuchte das Gymnasium in Gera und studirte 1837—41 in Jena Theologie, wurde hierauf Hauslehrer in Heilbronn, dann zu Friesen in Sachsen, endlich Hofmeister des Erbprinzen Heinrich, den er auf das Gymnasium zu Meiningen begleitete. 1850 wurde er zum Pfarrer von Göschwitz ernannt und 1857 in derselben Eigenschaft nach seiner Vaterstadt berufen, wo er noch jetzt wirkt. Sturm ist ein geistlicher Lyriker, doch hat er auch im Jahre 1870 sich zu »Kampfes- und Siegesliedern« (Halle, 1870) begeistern lassen. Seine Gedichte erschienen unter den Titeln: »Gedichte« (1850; 4. Aufl. 1873); »Fromme Lieder« (1852; 9. Aufl. 1880); »Neue Gedichte« (1856); »Neue fromme Lieder und Gedichte« (1858; 2. Aufl. 1870); »Für das Haus« (1862); »Israelitische Lieder« (1867); »Lieder und Bilder« (1870); »Gott grüsse dich« (religiöse Lieder, 1876); »Das Buch für meine Kinder« (1880) u. a.

Geehrtester Herr!

Empfangen Sie meinen Dank für die gütige Zusendung Ihrer Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« Es war für mich von grossem Interesse, eine Antwort auf diese Frage von einem Juden zu lesen. Seit langen Jahren habe ich mit Vorliebe die Geschichte Israels verfolgt und bin mit der langen Leidensgeschichte dieses eigenartigsten aller Völker wohlbekannt. Grosse Freude habe ich auch an der nachbiblischen Poesie der Juden gefunden, vor Allem an der herrlichen Poesie der spanischen Juden, zu der ich oft zurückkehre. Da ich aber ein Freund der Judenmission bin aus Liebe zu dem Volke, aus dessen Schoosse mir der geboren wurde, der mein Herr und Heiland ist und dem mein Herz gehört: so stehe ich auf einem dem Ihrigen entgegengesetzten Standpunkte und lasse nicht von der Hoffnung ab, dass die Glieder des alten Bundes Glieder des neuen Bundes aus innerster Ueberzeugung werden; wann? das steht bei Gott. Hätten die Pharisäer und Obersten in Israel, die einen

politischen Messias erwarteten, nicht aus ehrgeizigen und herrschsüchtigen Beweggründen das Volk gegen Jesum aus Nazareth aufgewiegelt, so würde ein grosser Theil des jüdischen Volkes ihm zugefallen sein, wie dieses bei einzelnen frommen Seelen der Fall war. Alter und neuer Bund bilden, von heilsgeschichtlichem Standpunkte aus betrachtet, ein Ganzes, doch in der Weise, dass der alte Bund nur, wenn ich so sagen darf, den Unterbau für den Aufbau des neuen Bundes bildet. Was im alten Bunde Verheissung ist, ist im neuen Erfüllung. Deswegen ist es für mich ein Räthsel, weshalb Israel noch im alten Bunde beharrt und nicht in Christo den verheissenen Messias erkennen will.

Das Christenthum unterscheidet sich wesentlich vom Judenthume: im Christenthume ist nicht die Lehre Christi, sondern die Person Christi die Hauptsache; ein Christ ist nur, wer an Christum glaubt als an seinen Heiland und Seligmacher. Das ist unser Trost, dass wir von Christi Vergebung für unsere Sünden haben, dass in ihm für uns die Gnade Gottes leibhaftig erschienen ist und Gott durch ihn, seinen Sohn, unter uns das Wort von der Versöhnung aufgerichtet hat.

Unser Glaube an ihn ist es, der uns selig macht, und Er ist es, von dem ein neues Leben für uns ausgeht, ein Leben, wie es sich für die geziemt, die sich Kinder Gottes nennen, Gottes, der die Liebe in Person ist. »Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.«

Gerade Paulus, dessen Sie öfters gedenken, bezeichnet in seinem Briefe am schärfsten den Unterschied zwischen dem alten und neuen Bunde, zwischen Moses und Christus. Auf Paulus folgte Augustinus, auf diesen unser Luther. Diese Drei stimmen in dem Hauptsatze überein, dass es der Glaube an die in Christo erschienene Gnade Gottes ist, der uns gerecht und selig macht. Dazu kommt für uns Christen die trostreiche Lehre von der Auferstehung, von der sich nur einige schwache Spuren im alten Bunde finden. Ueber der

Erde hat uns Christus den Himmel aufgethan; wir haben hier keine bleibende Statt, sondern suchen unsere Heimat droben. Uns ist geboten, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare zu sehen. Dieser Wandel soll im Himmel sein. Ich erwähne das Alles nur, weil Sie behaupten, die Lehre Christi sei mit der Lehre des Judenthums identisch. Beide haben Vieles gemein, unterscheiden sich aber doch wesentlich von einander. Im alten Bunde war das Gesetz Alles, im neuen ist der Glaube Alles; deswegen gebe ich Ihnen darin recht, wenn Sie von dem Juden, der zum Christenthum übertritt, den vollen christlichen Glauben verlangen. Ein jüdischer Schriftsteller äusserte einmal gegen mich, er sei im Herzen viel mehr Christ, als Jude, aber übertreten könne er nicht, weil er die Lehre der christlichen Kirche nicht voll und ganz annehmen könne. Ich musste ihm beistimmen. Aber wir haben auch Uebertritte hoch bedeutender Juden, tiefer Denker, die aus innerster Ueberzeugung erfolgten. Von diesen Männern sind Ströme lebendigen Wassers ausgegangen. Indem sie Christen wurden, wurden sie rechte Israeliten.

Nennen Sie die evangelische Judenmission keinen Seelenschacher; Sie thun damit ein grosses Unrecht. Sie ist aus der Liebe zu Israel hervorgegangen und wird von dieser Liebe getragen. Wir haben das Evangelium aller Welt zu verkünden, wie dürften wir das Volk vergessen, für das Christus zunächst als Messias erschienen war?

Darin stimme ich mit Ihnen überein, dass wir das Christenthum in seiner reinsten Gestalt in den Evangelien finden, zu denen wir daher immer wieder zurückkehren müssen. Was Sie Seite 35 schreiben, halte ich für Ihre Privatansicht, und Ihre Worte werden bei vielen Ihrer Glaubensgenossen Anstoss erregen. Ein grosser Theil der strenggläubigen Juden ist noch heute mit fanatischem Hasse gegen Christum und seine Jünger erfüllt. Das freisinnige Judenthum ist eigentlich kein Judenthum mehr, sondern Humanismus und leider oft auch ein recht flacher. Viele der modernen Juden halte ich für religionslos. Derartige Leute

finden sich genug auch unter uns. Der Name macht weder den Juden, noch den Christen; auch Beschneidung und Taufe thun es allein nicht. Für uns gilt es, gesinnt zu sein, wie Jesus Christus war, und seinen Fussstapfen zu folgen. Sie legen grossen Werth auf jüdische Nationalität. Nach meiner Ansicht gehört zu einer Nation mehr als eine Geschichte; es gehört dazu ein Reich, ein Regiment, ein Herr, ein Recht, eine Sprache. — Eine Nation kann nicht inmitten einer andern bestehen. Die Juden sind Trümmer eines Volkes, das einst eine Nation war. So werden sie wohl immer unter uns angesehen werden, wenn sie nicht ganz in uns aufgehen wollen.

Was die Ehe zwischen Christen und Juden betrifft, so kann diese nach unserem Gesetze stattfinden. Eine priesterliche Weihe (Trauung durch einen christlichen Geistlichen) wird kein Jude verlangen. Bei uns wird die Ehe eingesegnet im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und das Paar wird ermahnt, die Ehe in christlichem Sinne, nach Ephes. 5, zu führen. Ich für meinen Theil meine, dass zur Ehe Uebereinstimmung im Glauben gehört. Wer in den höchsten Dingen nicht einig ist mit dem Andern wird der es wohl in den geringeren sein?

Ich sehe schon etwas sehr Bedenkliches in einer Ehe zwischen Evangelischen und Katholischen und habe die Erfahrung für mich.

Dem Antisemitismus habe ich mich grundsätzlich ferngehalten.

Aber darin haben Sie Unrecht, dass Sie die Wurzeln des Judenhasses nur im blossen Neid und blinden Vorurtheil finden. Beide fallen mit in's Gewicht; früher ging die Verfolgung hauptsächlich aus Religionshass hervor. Davon ist keine Rede mehr.

Der Racenhass (ein Wort, das ich nicht leiden mag) spielt eine grosse Rolle bei dem Widerwillen gegen die Juden. Der Charakter des jüdischen Volkes, die Volkseigenthümlichkeit desselben ist dem Germanen eine fremde und vielfach

unangenehm berührende. Ich rede nur von der grossen Masse, und zwar der theilweise ungebildeten Masse der Juden. Sie selbst haben einen grossen Theil der Fehler des jüdischen Volkes mit grosser Offenheit berührt.

Die Sucht nach Erwerb, die Viele beherrscht, der Wucher, den Viele treiben und mit dem ganze Landstriche ausgesaugt worden sind; das arrogante, zudringliche, aufdringliche Wesen, was Einzelnen in auffallender Weise eigen ist; der Alles zersetzende, Nichts verschonende Witz, diese sind es, um derentwillen sich Viele von den Juden abwenden. Ich gebe zu, dass viele dieser Fehler in der langen Leidensgeschichte ihre Entschuldigung finden, dass die Juden zu diesen Fehlern von ihren Unterdrückern erzogen wurden; aber das Vorhandensein derselben lässt sich nicht leugnen. Ein Uebertritt zum Christenthume ändert hierin als solcher nichts. Auch der getaufte Jude kann diese Fehler beibehalten.

Ein grosser Fehler Vieler unter uns ist, dass sie sich durch das, was ihnen an einzelnen Juden gründlich zuwider ist, gegen Alles, was mit dem Namen Jude im Zusammenhange ist, einnehmen lassen und daher nicht nur gegen einzelne Israeliten ungerecht werden, sondern gegen das ganze Volk.

Die Beurtheilung Ihrer Schrift von Prof. Delitzsch kenne ich leider nicht. Seit 21 Jahren bin ich mit diesem Freunde Israels verbunden, und es gibt keinen genaueren Kenner der jüdischen Literatur und Geschichte unter uns, als er ist. (Bemerken will ich nur, dass meine israelitischen Lieder vor der Emancipation der Juden gedichtet wurden.)

Im Vorworte zur dritten Auflage meiner israelitischen Lieder schrieb Prof. Delitzsch: »Die Masse des christlichen und jüdischen Volkes wird immer gottentfremdeter, aber ein Rest in beiden kommt einander näher, und Glaubensaugen gewahren die in Selbstverwirklichungen begriffenen Friedensgedanken Gottes.«

Durch meinen ausführlichen Brief habe ich Ihnen nur den Beweis geben wollen, dass ich mich eingehend mit Ihrer

Schrift beschäftigt habe. Absichtlich bin ich auf die Punkte eingegangen, in denen meine Ansicht von der Ihrigen abweicht. Sie werden meine Offenherzigkeit zu würdigen wissen. Der versöhnliche Geist, der aus vielen Stellen Ihrer Schrift mir entgegenweht, hat mir wohlgethan. Fest auf meinem christlichen Standpunkte stehend, ist mir doch aller Fanatismus fremd. Es ist mir eine Freude, den Spuren der Offenbarung Gottes nachzugehen und zu erkennen, dass er sich keine Zeit unbezeugt gelassen hat; aber die vollkommene Offenbarung Gottes finde ich nur in Christo, dem einzigen Heiligen, der auf dieser Erde gewandelt ist. Der Zufall treibt oft ein wunderbares Spiel. Ihre Schrift kam zu einer Zeit an mich, in der ich nach langer Zeit, ohne alle Veranlassung von aussen, wieder eine Reihe Lieder für »Saat und Hoffnung« gedichtet habe, zur Ueberraschung und Freude meines Freundes. Die Liebe zu dem Volke, dem wir durch Gottes Fügung so viel zu danken haben, hat sie mir eingegeben. Lassen Sie mich mit den Versen schliessen, mit denen ich meine israelitischen Lieder geschlossen habe:

»Mein König, du hast dir ein Reich gegründet,
Und in dem Reiche gilt nur ein Gebot.
Und dies, o Herr, hast du nicht nur verkündet,
Du selbst hast es erfüllt bis in den Tod.
Ich liebe dich, mein König! Lehr' mich lieben
Gott und die Brüder, deinem Vorbild gleich;
Denn, wer wie du der Liebe treu geblieben,
Der trägt in seiner Brust das Himmelreich.«

Hochachtungsvoll und ergebenst

Julius Sturm,
Kirchenrath und Professor.

Köstritz, den 29. April 1884.

Christian Radenhausen,

hervorragender philosophischer Schriftsteller, wurde am 3. December 1813 zu Friedrichstadt a. d. Eider geboren. Er widmete sich eingehenden geschichtlichen und culturhistorischen Studien, deren Früchte er in den vortrefflichen, auf Grund der neuesten Forschungen aufgebauten Schriften: »Isis, der Mensch und die Welt« (2. Aufl., 1872, 4 Bde.); »Die Bibel wider den Glauben« (1865); »Osiris, Weltgesetze in der Erdgeschichte« (1876, 3 Bde.) — wovon der letzte Band unter dem Titel: »Mikrokosmos, der Mensch als Welt im Kleinen« (1876) erschien, und »Zum neuen Glauben« (1877) niederlegte.

Hamburg, den 30. April 1884.

Geschätzter Herr Singer!

Herzlichen Dank für die Zusendung Ihres Werkes: »Sollen die Juden Christen werden?« von welchem ich gebührende Einsicht genommen habe, um Ihren wohlwollenden Absichten meine Anerkennung zu zollen. Wir wollen nicht daran verzweifeln, dass eine Zeit kommen werde, in welcher eine Verschmelzung der Getrennten sich vollziehen wird, dürfen uns aber nicht verhehlen, dass dem eine grosse Zähigkeit auf beiden Seiten sich entgegenstemmt. Bischof und Rabbi sind dawider, ausgerüstet mit Waffen, welche ihnen die Unwissenheit der grossen Menge zur Verfügung stellt. Einem Tischgenossen, welcher vor Jahren das Gespräch auf diesen Punkt leitete, antwortete ich scherzhaft: »Es hilft nichts, die Juden müssen ausgerottet werden,« und auf seine Frage: »Wie so?« antwortete ich: »Nicht durch Feuer und Schwert, sondern durch — Mischehen!« Dem sind auch Sie geneigt, und so stimmen wir überein.

Bezüglich des zweiten Mittels stimme ich Ihnen völlig bei in der Empfehlung des Landbaues und Handwerkes für die Mehrzahl Ihrer Glaubensgenossen. Die jetzige einseitige

Beschäftigung mit dem Handel ruft in ihrem eigenen Kreise eine so starke Concurrenz hervor, dass sie immer tiefer auf unlautere Mittel verfallen, und damit dem Hasse und der Verachtung. Der Jude ist von Natur ein guter Handwerker, und ich möchte glauben, nach dem, was ich in egyptischen Museen gefunden habe, dass die Kunstfertigkeiten des alten Nillandes durch Vermittelung der Westasier nach Europa gelangt sind. In Polen gibt es von Alters her jüdische Landbauer und in Deutschland haben sich auch in neuerer Zeit vielerwärts jüdische Bauern angefunden. Der Viehhandel wird schon seit unvordenklicher Zeit stark von ihnen betrieben. Allein die in den Familien fortgeerbte und durch wechselseitigen Unterricht geförderte Neigung zum Handel hat sich so stark eingenistet, dass die Umänderung der Lebensweise sich nur langsam vollziehen kann. Das Ghettoleben hat die Musculatur verweichlicht und dagegen das Nervenleben ungebührlich gereizt, woraus einerseits die Scheu vor kraftvoller Anstrengung entstanden ist, und andererseits eine unverhältnissmässige Vorliebe für bewegliches Wirken und leidenschaftliche Thätigkeit. Es wird lange Zeit in Anspruch nehmen, bevor die grosse Menge sich zum ruhigen Fleisse wird ermässigen lassen.

Ein anderer Fehler, den auch Sie bezüglich der polnischen Juden betonen, liegt in Aeusserlichkeiten, die mit dem moralischen Werthe des Menschen nichts zu schaffen haben, aber ungebührlich wirken, weil sie den ersten Eindruck beherrschen.

Hier im Norden macht sich die äussere Unterscheidung namentlich auffällig in der Sprache, dem sogenannten »Mauscheln«. In Süddeutschland kann es nicht so auffallen, weil es die oberhessische Mundart ist, welche am Main von Juden und Christen gesprochen wird. Auch der von Ihnen betonte Missbrauch der erlangten Freiheit in Gestalt der Anmassung und Rücksichtslosigkeit wird noch lange ein Hinderniss sein für die Verschmelzung, und ich kann als Beweis anführen, dass in unseren Freimaurerlogen, welche sich von jeher durch grösste Toleranz unterschieden von den übrigen deutschen Logen, Massnahmen ergriffen werden mussten wider die

jüdischen Genossen. In einer unserer Logen wurden, wie mir mitgetheilt ward, die Schwesterlogen gänzlich aufgehoben, weil die christlichen Schwestern erklärten, mit den jüdischen nicht länger zusammenkommen zu wollen. Als ich dieses zwei Tischgenossen erzählte, antwortete einer derselben lachend: »Wir haben's noch besser gemacht, und die Thüre verriegelt wider die Juden. Wer drinnen ist, bleibt drin, aber mehr wollen wir nicht haben! — Es ist nicht auszukommen mit den Leuten.« In anderen Vereinen öffentlicher Art offenbaren sich dieselben Missstände der Unverträglichkeit. Man wirft sie nicht thatsächlich hinaus; löst aber den Verein auf und reconstruirt ihn. Die Kluft zwischen semitischer Hitze und arischer Ruhe ist noch zu gross.

Ein Grund von grosser Bedeutung, den Sie aber nicht erwähnen, ist der religiöse Stolz, in dem nur zu viele, und die Orthodoxen am meisten, so stark befangen sind. Sie stecken nämlich in dem folgenschweren Irrthume, dass ihre Vorfahren Monotheisten gewesen seien und darin hervorgeleuchtet hätten unter allen Heiden. Die ebräische Bibel widerlegt dieses aber mit den bündigsten Beweisen und zeigt, wie die Kinder Israels ihre Götter gemein hatten mit allen übrigen Semiten, und allezeit dieselben grauenvollen Menschenopfer darbrachten wie diese, nicht als »Götzendienst«, sondern als reine Religion. Monotheisten konnten sie erst werden, als sie aus der Gefangenschaft den babylonischen Frühlingsgott Adonai mitgebracht hatten, und es steht noch keineswegs ausser allem Zweifel, ob dieser sofort alleinherrschend geworden sei. Man braucht nur die Vorschrift für das Jomkippur zu lesen (3. B. Mos. 16. 8.), um die beiden ältesten Götter zu erkennen, denen die beiden Böcke geopfert wurden. Untersucht man die Eigennamen in den Königsfamilien (Saul, David u. a.), so finden sich darin für jede bis zu fünf Göttern, denen die Familienmitglieder geweiht waren, alle in gleicher Geltung. Der Monotheismus der alten Israeliten ist eine Fabel, deren die jetzt lebenden Juden sich eben so wenig zu schämen brauchen, wie wir Christen des Wodan u. A., welche unsere

heidnischen Vorfahren anbeteten. Der Dünkel bildet eines der grössten Hindernisse, denn er hat sich sehr tief eingenistet. Wenn ich dann und wann versuchsweise die Sonde anlegte bei gebildeten Juden, fuhren sie hoch auf vor Seelenschmerz. Ich hatte also ihre wundeste Stelle getroffen.

Ich möchte noch eines weiteren Irrthumes erwähnen, welcher aus den Geschichtswerken über die mittelalterlichen Verfolgungen herstammt und auch in der Gegenwart hervortritt, dass nämlich die Widerwärtigkeiten allemal einen religiösen Ursprung hätten. Allerdings hat die religiöse Verschiedenheit mitgewirkt, namentlich wenn die Pfaffen sich einmischten und von den Kanzeln herab donnerten. Allein die Archive bezeugen, dass in den Städten, wo die Judenverfolgungen zu Austreibungen führten, seitens der Bürger die Religion viel weniger betont ward, als das geschäftliche Wirken, welches dem »gemeinen Manne« so verderblich sei. Auch in der Gegenwart werden die Anklagen fast allerorts nicht aus der Religion hergeleitet, sondern aus dem geschäftlichen Gebaren, namentlich in Geldangelegenheiten. Auf diesem Gebiete soll die zusammenhängende Mehrzahl zu einer kosmopolitischen Kaste sich fortgebildet haben, deren Zusammenwirken die Geschäftswelt fieberhaft erschüttere; man gibt ihm Schuld, die zerrüttenden Schwankungen im Welthandel herbeizuführen. Da ich ausserhalb des Geschäftslebens stehe, so vermag ich über den Grund oder Ungrund kein Urtheil abzugeben, und muss mich deshalb mit der einfachen Anführung begnügen.

Mit dem Wunsche, dass Ihre Bemühungen noch bei Lebzeiten von erheblichen Erfolgen belohnt werden mögen, grüsst mit besonderer Hochachtung

ergeben

C. Radenhausen.

Jacob Frohschammer,

freisinniger, katholischer Theolog und Philosoph, geb. am 6. Jänner 1821 zu Illkofen bei Regensburg, studirte seit 1841 in München Philosophie und Theologie, wurde 1847 zum Priester geweiht, habilitirte sich 1850 zu München als Privatdocent für Theologie, ward 1854 Professor der Theologie, trat aber 1855 als Professor der Philosophie in die philosophische Facultät über. Er hatte inzwischen »Beiträge zur Kirchengeschichte« (1850) und eine Schrift »Ueber den Ursprung der menschlichen Seele« (1854) veröffentlicht, welch' letztere 1857 in Rom auf den Index gesetzt wurde. Noch mehr Anstoss gaben den Jesuiten in Rom »Die Einleitung in die Philosophie und Grundriss der Metaphysik« (1858) und die Schriften: »Ueber die Aufgabe der Naturphilosophie« (1861) und »Ueber die Freiheit der Wissenschaft« (1861), die ebenfalls verdammt wurden. Da er den Widerruf, zu dem er wiederholt vom Papste aufgefordert ward, verweigerte, wurde 1863 die Suspension über ihn verhängt und den Theologie-Studirenden der Besuch seiner Vorträge untersagt. Frohschammer aber setzte seinen Kampf für die Freiheit der Wissenschaft gegen kirchliche Einschränkung unerschrocken fort. Syllabus und Encyclica kritisirte er einschneidend in der Schrift »Beleuchtung der päpstlichen Encyclica und des Syllabus« (2. Aufl., 1870). Die Unhaltbarkeit des dogmatischen Christenthums wies er in: »Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft« (1868) nach, und das »Recht der eigenen Ueberzeugung« vertheidigte er in einer Schrift dieses Titels (1869). Der altkatholischen Bewegung, die ihm als eine Halbheit erschien, schloss sich Frohschammer nicht an. Spätere Schriften sind: »Die Unfehlbarkeit des Papstes« (1871); »Das neue Wissen und der neue Glaube mit Rücksicht auf D. F. Strauss« (1873); »Der Fels Petri in Rom« (5. Aufl., 1875); »Der Primat Petri und des Papstes« (1875), worin gezeigt wird, dass dem Apostel Petrus von Christus kein Vorrang verliehen worden sei; »Ueber die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart«, Sammlung von Aufsätzen (1875); »Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses« (1877); »Monaden und Weltphantasie« (1878); »Ueber die Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kant's und Spinoza's« (1879); »Ueber die Principien der Aristotelischen Philosophie« (1881); »Ueber die Genesis der Menschheit in Religion, Sittlichkeit und Sprache« (1883).

München, den 9. Mai 1884.

Hochgeehrter Herr!

Die Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?«, mit deren Zusendung Sie mich beehrt, habe ich mit grossem Interesse gelesen und danke Ihnen für Ihre freundliche Aufmerksamkeit. Im Wesentlichen bin ich ja ganz mit Ihnen einverstanden, wie es wohl die meisten Gebildeten der Gegenwart sind. Ich habe selbst schon öfter in meinen Schriften ausgeführt, dass nicht das kirchliche Christenthum, sondern das Christenthum Christi das wahre Christenthum sei, das ja wiederum der Religion der grossen jüdischen Propheten ganz nahe stehe. Es ist kein Zweifel, dass die Menschheit in religiöser Beziehung dem Judenthum das Höchste verdanke und ich habe in meinem Werke: »Ueber die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung in Religion, Sittlichkeit und Sprache« (1883) die einzigartige Stellung der Israeliten in der Religionsgeschichte hervorgehoben und zu erklären gesucht, wie der Monotheismus sich gebildet haben mochte, ohne dass ich die Annahme der jüdischen wie christlichen Orthodoxen von einer directen göttlichen Offenbarung oder Auserwählung (wogegen schon Spinoza geeifert) zu theilen vermag. In dem allmälig, wenn auch mühsam geltend gemachten Monotheismus und in so manchen Documenten religiöser Innigkeit, wie es grossentheils die Psalmen sind, hat das Judenthum Grosses geleistet und soll ihm die Menschheit zu ewigem Danke verpflichtet sein.

Aber die Gerechtigkeit fordert, auch die Kehrseite nicht unbeachtet zu lassen. Neben dem Guten hat das Christenthum oder wenigstens das sich ausbildende christliche Kirchenthum eine furchtbare Erbschaft aus dem Judenthum, dem Alten Testament — wenn auch gegen den Geist seines Stifters — überkommen oder herübergenommen: den religiösen Fanatismus, die Verfolgung um falscher Religion willen. Der erbarmungslose Vertilgungskrieg gegen die Kanaaniter, das

Wüthen gegen die Baalsverehrer unter den Propheten Elias und Elisa wurden auch vom kirchlich-christlichen Fanatismus als Vorbild und als göttliche Anordnung der Verfolgung um der Religion willen nur zu sehr anerkannt und nachgeahmt. Das Ceremonialgesetz, Beschneidung u. s. w. hat man wohl abgeschafft und nicht wieder eingeführt, aber die Verfolgung der Andersgläubigen auf directe göttliche Anordnung hin war zu verlockend für das kirchliche Regiment, als dass es zur Erhaltung und Befestigung geistlicher Herrschaft nicht sollte nachgeahmt worden sein; auch die Secten haben vielfach deren Impuls erhalten. Es ist ja richtig, dass die Völker im Kampfe um's Dasein niemals sanft unter einander umgegangen sind, aber das Schlimme im fraglichen Falle war, dass die Verfolgung und Vertilgung auf directen göttlichen Befehl geschah — wie man glaubte und orthodoxer Seits noch glaubt. Daraus leitete man ein göttliches, gottgewolltes Recht zur Verfolgung ab und die Juden selbst hatten nicht am Wenigsten daran zu leiden um ihres andern Glaubens willen, umsomehr, da man sie dem urtheilslosen Volke sinnloser Weise als Mörder des Gottmenschen hinstellte. Aber auch Andersgläubige, die aus dem Christenthum selbst hervorgingen, hatten Gleiches zu dulden, wie so viele Einkerkerungen und Scheiterhaufen bezeugen, nebst Vertilgungskriegen, z. B. gegen die Albigenser u. A. Aus dem Alten Testamente leitete man als Gottes Gesetz und Anordnung und also als Recht ab, die Andersgläubigen und Abtrünnigen zu verfolgen oder zu vertilgen. So ging das Schlimmste aus dem Besten hervor. Ein tragisches Geschick der Menschheit im Grossen, das sich im Einzelnen wiederholt. Ein Nachhall davon oder eine spätere Folge daraus ist auch der jetzige Anti-Semitismus, der wohl aus socialen, nationalen und religiösen Quellen zugleich sich herleitet und dessen sich gehässige Agitatoren und Fanatiker bedienen, um ihren Leidenschaften und Parteiinteressen Genugthuung zu verschaffen. Gegen solche sind scharfe Waffen in der Bekämpfung am Orte, im Grossen aber vermögen wir mit aller Arbeit nicht viel, wenigstens nicht rasch und ent-

scheidend, denn das Uebel reicht zu tief mit seinen Wurzeln in die Geschichte zurück und vor Allem: die Orthodoxen beiderseits wollen von unseren Aufklärungen und Milderungen nichts wissen. Doch wollen wir die undankbare Arbeit darum nicht aufgeben.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

J. Frohschammer.

Erwein Spindler,

hervorragender czechischer Dichter und Novellist; wurde am 29. August 1840 in Chotzen in Böhmen geboren, besuchte die technische Hochschule in Prag, war hierauf einige Jahre als politischer Journalist in Prag thätig und leitet jetzt die beiden politischen Blätter: »Rip« und »Podřipan« in Raudnitz. Spindler schrieb »Gedichte« (1866); den Roman »Die Weissenburger Märtyrer« (1867) und »Historische Novellen« (1874). 1871 gründete er eine Sammlung czechischer Uebersetzungen der besten politischen Schriften des Auslandes. Er selbst vermittelt die Kenntniss deutscher Poesie in der czechischen Literatur, übersetzte Heine (»Buch der Lieder«, »Atta Troll«), Alfred Meissner (»Ziska«), Wilbrandt (»Gracchus«) und bereitet eine Sammlung politischer Lyrik aus dem Deutschen zum Drucke vor. Spindler ist ein Politiker der demokratischen, idealfreiheitlichen Partei.

V Roudnici n/L 2./5. 1884.

Velectěný Pane!*)

Dočetl jsem právě Vašnostin velice zajímavý spis »Sollen die Juden Christen werden?« a opětně vzdávám srdečný dík Vašnostem za laskavé zaslání jeho.

Jest to kniha idealisty, jenž touží po osvobození celého vzdělaného lidstva na nových základech humanity a pomocí nové reformace, která, dotýkajíc se všech vyznání vzdělaného světa, zbaví je růzností sektářských a sloučí je v jediné náboženství lásky. Vřelosť, která dýše z každé stránky Vaš-

---

*) Hochgeehrter Herr!

Ich habe Ihr sehr interessantes Werk: »Sollen die Juden Christen werden?« gelesen und sage Ihnen meinen herzlichen Dank für die Uebersendung desselben. Es ist dies die Schrift eines Idealisten, der bestrebt ist, die ganze civilisirte Welt auf der neuen Grundlage der Humanität und mit Hilfe einer neuen Reform umzugestalten, die, alle Confessionen der Culturwelt umfassend, die Verschiedenheit der Secten

nostina spisu, jehož ušlechtilé tendence vysoce si vážím, omlouvá úplně optimistické názory, které (dle mého skromného mínění) prozrazujete, pohlížeje do budoucnosti vzdělaného lidstva, neboť Vašnostina zanícenosť, nadšenosť a překonávající vroucnosť jest mi důkazem, že vše to, co Iste napsati ráčil, není toliko apologií židovstva a filippikon proti antisemitismu, nýbrž skutečným Vaším přesvědčením, novou Vaší vírou, kterou byste rád vnukl millionům, pokládaje ji za spásu chorého lidstva.

Nesrovnávám-li se s některými důsledky Vašnostiných vývodů, pokud je opírati ráčíte o možnost opětného sloučení židovství a křesťanství cestou důkladné reformy obou těchto věr, poněvadž obtíže reformám těmto v cestu se stavící zdají se mi býti nepřekonatelné a tudíž i Vašnostina víra v opětné oblížení a splynutí obou těchto věr příliš optimistickou, nechci Vašnosť nikterak olupovati o blaho, které zajisté pocifujete při pouhém pomyšlení na uskutečnění oněch idealů, kterým věříte a tak horlivě sloužíte.

---

gerne aufheben und diese zu der einen Religion der Liebe vereinen möchte. Die Innigkeit, die auf jeder Seite Ihres Werkes, dessen edle Tendenz ich hoch anschlage, deutlich zum Ausdrucke gelangt, entschuldigt vollkommen die optimistischen Anschauungen, welche Sie nach meiner bescheidenen Ansicht da an den Tag legen, wo Sie einen Blick in die Zukunft der civilisirten Menschheit werfen. Ihre Begeisterung und die Alles muthig überwindende Hingabe an die Sache, die Sie vertreten, sind mir ein Beweis dafür, dass jedes Ihrer Worte nicht blos eine Apologie des Judenthums und eine Philippika gegen den Antisemitismus, sondern Ihre vollste persönliche Ueberzeugung sei, Ihr neuer Glaube, den Sie gerne Millionen von Menschen einflössen möchten, da Sie in ihm das Heil für die krankende Menschheit erblicken.

Stimme ich auch mit einigen Ihrer Schlussfolgerungen nicht überein, insoferne diese nämlich auf der von Ihnen angenommenen Möglichkeit beruhen, dass das Judenthum mit dem Christenthum auf dem Wege einer gründlichen Reform beider Confessionen vereinigt werden könnte — denn die Hindernisse, die sich der Durchführung jener Reform in den Weg stellen, scheinen mir unüberwindlich, und Ihr Glaube an erstere daher allzu optimistisch zu sein — so will ich Sie darum keineswegs des beseligenden Gefühles berauben, das sich

Za to však tím vřeleji srovnávám se s Vašnostmi v odsuzování moderního antisemitismu, jenž budí v lidstvu nejsurovější pudy, a jakožto žalostný úkaz mravní zdivočelosti a plemenné i náboženské vášně vzbuzuje strach o nejkrásnější vymoženosti osvěty, ba i o osvětu samu.

Poněvadž v názorech o této věci celkem úplně s Vašnostmi se srovnávám, nebude snad nevhod Vašnostem, když své osobní stanovisko k »otázce židovské« naznačím poněkud blíž.

Isem — buď si úsudek lidí předpojatých o mně jakýkolivěk — týž horlivý stoupenec úplné tolerance mezi různověrci a nadšený ctitel humanismu, jakým jsem byl již v prvních letech dospělosti své. Nestojím sám sice na žádném stanovisku positivní věrouky a na osvědčení toho vystoupil jsem z církve, do které jsem byl zapsán bez vlastního přičinění a vědomí — ale respektuji jakožto muž v pravdě svobodomyslný každé přesvědčení náboženské, rozumí se tedy i židovské.

Ihrer unzweifelhaft schon bei dem blossen Gedanken an die Verwirklichung der von Ihnen so warm vertretenen Ideale bemächtigt.

Dafür stimme ich mit Ihnen umso lebhafter darin überein, dass Sie den modernen Antisemitismus verdammen, der in den Menschen die rohesten Triebe wachruft und als traurige Erscheinung der sittlichen Verkommenheit, des Racenhasses und des religiösen Fanatismus die Furcht vor dem Verluste der herrlichsten Errungenschaften der Cultur, ja dieser selbst zu verbreiten im Stande ist.

Da ich nun diesbezüglich mit Ihnen vollkommen übereinstimme, so dürfte es nicht unangemessen sein, Ihnen gegenüber meinen Standpunkt in der Judenfrage etwas ausführlicher darzulegen.

Ich bin — mag auch das gegen mich sich erhebende Vorurtheil wie immer lauten — ein eifriger Anhänger gegenseitiger vollständiger Toleranz unter Andersgläubigen, und ebenso, seit den ersten Jahren meines reifen Mannesalters, ein begeisterter Verehrer der Idee der Humanität. Ich stehe zwar auf keinem positiv-confessionellen Standpunkte — und zum Beweise dafür bin ich aus dem Verbande der Kirche ausgetreten, in die ich ohne mein Zuthun und Wissen aufgenommen wurde — respectire jedoch als ein wirklich freisinniger Mann jedwede religiöse Ueberzeugung und darum auch die jüdische Confession.

Zaujal li jsem však k židovstvu v zemích českých postavení, které snad mnohému pozorovateli zdá se býti v jakémsi odporu k uvedené zásadě náboženské snašenlivosti, tedy musím na obranu svou uvésti, že odpor ten jest zdánlivý a že z náboženských pohnutek nikdy proti židovstvu jsem nevystupoval. Byl jsem však, jsem dosaváde a nikdy nepřestanu býti odpůrcem onoho židovstva v českých zemích žijícího, které v nerovném boji germanského a slovanského světa staví se přese všechnu vlídnosť, shovívavosť a snášenlivosť, kterou právě u národů slovanských nalezlo, pod prapor mocného němectví proti snahám národu českého. A jakým spojencem proti národu našemu je židovstvo Němcům, o tom netřeba šířiti se naproti Vám, vysoce ctěný pane, jenž lépe

---

Wenn ich aber gegen das Judenthum in den Ländern mit theilweise czechischer Bevölkerung (Böhmen, Mähren und Schlesien) Stellung genommen habe, was manchem Leser als ein Widerspruch zu meiner eben angeführten Anschauung über die religiöse Toleranz erscheinen könnte, so muss ich zu meiner Entschuldigung den Umstand anführen, dass dieser Widerspruch nur ein scheinbarer sei und ich aus religiösen Gründen niemals gegen das Judenthum aufgetreten bin. Doch ich war, bin und werde es niemals zu sein aufhören — ein Feind desjenigen Judenthums in den Ländern mit theilweise czechischer Bevölkerung, das in dem ungleichen Kampfe der germanischen und slavischen Race trotz der Leutseligkeit, Nachsicht und Verträglichkeit, die es bei dem slavischen Stamme gefunden hat, sich gegen das Interesse des böhmischen Volkes um das Banner des mächtigen Deutschthums schaart.

Ein wie mächtiger Bundesgenosse aber das Judenthum den Deutschen in deren Kampfe gegen unsere Nation sei, das brauche ich Ihnen, sehr geehrter Herr, der Sie besser als ich in das Getriebe der Politik und in die Verhältnisse der Wiener Journalistik eingeweiht sind und darum gewiss recht gut wissen werden, dass es vorzüglich jüdische Journalisten sind, aus deren Federn die rohesten Angriffe gegen das slavische Volk und deren gerechtes Verlangen nach der zwar durch die Verfassung verbürgten, aber bisher in der Wirklichkeit nicht durchgeführten, vollkommenen Gleichberechtigung mit der deutschen Nation stammen, nicht erst des Langen und Breiten zu erzählen. Mag sich nun das Schicksal der böhmischen Nation im Laufe der Jahrhunderte wie immer gestalten, der treue Sohn dieses Volkes ist verpflichtet, bis zu seinem letzten Athemzuge bei ihm auszuharren,

než já do věcí politických a do poměrů žurnalistiky vídeňské ráčíte býti zasvěcen a zajisté dobře víte, že právě židovští žurnalisté to jsou, z jichž péra vytékají nejurputnější útoky proti národům slovanským a spravedlivé jejich touze po úplné rovnosti s národem německým ústavou sice zaručené, ale dosud neprovedené.

Nech ať osud národu českého po staletích bude jakýkoliv, věrný syn národu toho povinen jest státi při něm do posledního dechu, nedbaje toho, že třeba celý život bude mu ztrpčen stálým bojem s nepřítelem mnohonásobně četnějším a svrchovaně bezohledným. Nejpřednějším šikem nepřátel našich jsou však židé čeští, moravští a slezští, jichž intelligence publicistická slouží ve všech možných redakcích

---

ungeachtet dessen, dass ihm vielleicht in dem beständigen Kampfe mit dem häufig numerisch überlegenen und äusserst rücksichtslosen Feinde das Leben verbittert werde. Die erste Schlachtreihe in dem feindlichen Treffen bilden die böhmischen, mährischen und schlesischen Juden, deren publizistische Intelligenz in den verschiedenen Redactionen von Wien, Prag und Brünn als Waffe gegen unsere Nation gebraucht wird, während die übrige, meist gewerbetreibende, jüdische Intelligenz in den Ländern mit theilweiser czechischer Bevölkerung bei allen Wahlen von einiger politischer Bedeutung den Deutschen mächtige Hilfe leisten. Gegen dieses Judenthum bin ich entschieden eingenommen, und mit Fug und Recht, was auch Sie, sehr geehrter Herr, als ein billig denkender Mann, der die Interessen der verfolgten Confession vertheidigt, anerkennen werden.

Ich habe mich hier über eine Sache verbreitet, die ganz ausserhalb des Bereiches Ihrer Ideen liegt; doch dürfte es Ihnen nicht unangenehm gewesen sein, einmal auch eine Stimme aus der Ferne zu hören, die Stimme eines Mannes, der die Heimat des Huss auch seine geliebte Heimat nennt; eine Stimme, die ebenso nach Gerechtigkeit, Humanität und Verträglichkeit ruft, wie Sie es, geehrter Herr, thun.

Wir gehen nur, was den Weg betrifft, auseinander, indem wir Jeder unsern eigenen gewählt haben. Doch wir Beide wünschen, wie ich glaube, und streben darnach, dass es auf der Welt besser werde, nicht uns, sondern den Völkern, der Menschheit, den Ideen zum Heile. Mag uns das Geschick einmal zusammenführen oder nicht — ich wünsche Ihnen aus vollem Herzen, dass es Ihnen wohlergehe!

Ihr ganz ergebener Spindler.

vídeňských, brněnských a pražských proti národu nasému, kdežto ostatní intelligence židovská, v českých zemích hlavně obchodu žijící, pomáhá Němcům při všech volbách, pokudkoli mají významu a důležitosti politické. Proti tomuto židovstvu jsem ovšem rozhodně zaujat a vším právem, což zajisté i Vy, velectěný pane, jakožto muž spravedlivý, interessy pronasledované konfesse hájící, uznáte sám.

Rozepsal jsem se o věci, která leží zcela mimo obor Vašich ideí, veleváženy pane, ale nebylo snad Vašnostem nevhod slyšeti jednou také hlas z dálky, hlas muže, jenž zove vlasť Husovu též svou vlastí drahou, hlas rovněž tak po spravedlnosti, lidskosti a snášenlivosti volající, jako Vy, velectěný pane. Různíme se snad co do cesty, zvolivše každý svou jinou a vlastní; ale oba, tuším, přejeme sobě a usilujeme o to, dle sil svých, aby bylo lépe ve světě-ne nám, ale národům, lidstvu, ideám!...

Ať pak již osud svede nás někdy ve světě, nebo ne, z celého srdce Vám, velectěný pane, přeje na všem dobře se míti

Vašnostin v plné úctě oddaný

Spindler.

Gerhard Rohlfs,

berühmter Afrikareisender und Schriftsteller, geb. am 14. April 1832 zu Vegesack, kämpfte 1849 in Schleswig-Holstein, wurde nach der Schlacht von Idstedt zum Officier ernannt, studirte dann in Heidelberg, Würzburg und Göttingen Medicin, ging 1855 nach Algerien, wo er unter der Fremdenlegion gegen die Kabylen mitkämpfte; er durchwanderte von hier aus, als Mohammedaner verkleidet, 1862 die marokkanische Sahara von Westen nach Osten bis zum Wadi Draa, wo er von seinen Führern ausgeplündert und verwundet und nur zufällig von zwei Marabuts, die den hilflos in der Wüste Liegenden pflegten, gerettet wurde. Er drang 1864 über das Schneegebirge des Atlas bis zur Oase Tuat vor, von der er die erste Beschreibung lieferte und kehrte über Ghadames und Tripolis auf kurze Zeit nach Deutschland zurück. Eine neue Reise führte ihn 1865 nach Mursuk, von da im Frühjahre 1866 über Bilma nach Bornu, von wo er sich gegen Westen nach dem Binue und dem Niger wandte. Er fuhr diesen Strom aufwärts bis Rabba, drang durch die Urwälder von Joruba bis an die Küste von Lagos vor und schiffte sich hier (1867) nach England ein. 1868 begleitete er die englische Armee auf der Expedition nach Abessynien, brachte dann 1869 die Geschenke des Königs von Preussen für den Sultan von Bornu nach Tripolis, wo er sie dem Reisenden Nachtigal zur Weiterbeförderung übergab, und unternahm von dort aus eine Reise durch Kyrenaika und die Jupiter-Ammons-Oase. 1873—74 besuchte er die Oasen der Libyschen Wüste und ging 1875 nach der Union, die er von einem Ocean zum andern durchreiste. Seit 1876 wieder in Weimar, führte er 1878 eine neue Expedition nach Innerafrika, die indessen nicht den gewünschten Erfolg hatte. Schon hatte dieselbe glücklich die bis dahin noch von keinem Europäer betretene Oase Kufra erreicht, als sie von Suja-Arabern überfallen wurde, und nur mit Lebensgefahr und unter grossen materiellen Opfern gelang es den Reisenden, nach Bengasi zu entkommen, von wo Rohlfs nach Europa zurückkehrte. Auch von seiner letzten Reise nach Abessynien, die er im September 1880 im Auftrage des deutschen Kaisers unternahm, um einen Brief an den Negus zu überbringen, ist Rohlfs im Mai 1881 glücklich wieder in der Heimat angelangt. Ausser vielen Berichten in Fachschriften veröffentlichte er: »Reise durch Marokko« (2. Aufl. 1869); »Reise durch Nordafrika, von Tripolis bis Kuka« (1868 und 1873);

»Land und Volk in Afrika« (1870); »Von Tripolis nach Alexandrien« (1871, 2 Bde.); »Mein erster Aufenthalt in Marokko« (1873); »Quer durch Afrika« (1874); »Drei Monate in der Libyschen Wüste« (1875); »Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas« (1876, neue Folge 1881) und »Kufra; Reise von Tripolis nach der Oase Kufra« (1881). Rohlfs lebt gegenwärtig in der herrlichen Villa Meinheim zu Weimar.

Weimar, Villa Meinheim.
den 18. Mai 1884.

Geehrter Herr!

Mit bestem Danke bestätige ich Ihnen den Empfang Ihrer Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« — Ich habe sie aufmerksam durchgelesen.

Ich glaube aber, Sie irren, wenn Sie p. 36 meinen: »Wir gingen unter der oben genannten Bedingung als religiöse Genossenschaft unter, wir blieben jedoch als nationale Gemeinschaft bestehen.« Gerade das ist es, welches den Zwist hervorgerufen hat. Um von Deutschland zu reden, wünschte ich, die Juden wären in erster Linie Deutsche und dann erst Juden. Die Religion ist Nebensache, das Vaterland ist aber Gegenstand des Interesses Aller, die ihm angehören. Die Juden haben als solche kein Vaterland mehr, folglich haben sie auch ihre Nationalität verloren, und ethnisch sind sie nur deshalb Juden geblieben, weil einestheils die Verschmelzung mit denselben von den übrigen Nationen aus Religionshass nicht gewollt wurde, andererseits die Juden durch masslosen religiösen Dünkel nichts dazu thaten, um ein Aufgehen mit dem Volke zu ermöglichen, unter welchem sie wohnten. Meiner Meinung nach hätte es in der menschlichen Gesellschaft, im Staate, in der Gemeinde, in den Schulen, beim Militär verboten sein müssen, zu fragen: »Welcher Religion gehörst Du an?« Dadurch wäre der Menschheit viel Leid und Wehe erspart worden. Man hätte dann keine Religionskriege und jene schrecklichen religiösen Grausamkeiten gehabt, welche in der Geschichte der Menschheit gerade kein goldenes Blatt bilden. Es sollte verboten sein,

überhaupt in öffentliche Angelegenheiten stets die Religion hineinzumischen; unsere Parlamente würden dann einen ruhigeren Verlauf nehmen und namentlich in Deutschland die Regierung und das Volk die gemeinsamen Angelegenheiten friedfertiger und leichter ordnen können. Die Religion muss Privatsache der einzelnen Menschen werden. Die Menschheit wird in religiöser Beziehung erst zur Ruhe kommen, wenn der Staat sich weder um die Religion, noch um die Träger der Religion kümmert, also den Kirchen auch keine pecuniäre Beihilfe gewährt. Der Staat muss aber die Erziehung der Staatsangehörigen leiten, besonders die Schulen müssten nur vom Staate besoldeten Lehrern unterstellt sein, und selbstverständlich bei den Lehrern auf die Religion nicht geachtet werden. Die Religion bliebe Privatsache, insoferne es den Eltern unbenommen wäre, ihren Kindern den Religionsunterricht ertheilen zu lassen von dem Pfarrer, Rabbiner oder Pastor, der ihnen zusagte. Das stimmt vollkommen mit dem, was Sie p. 101 sagen. Das, was Sie p. 38 über Nationalität sagen, muss ich, als von meinem Standpunkte aus, als irrig bezeichnen. Wir in Deutschland sagen: zuerst die Nationalität, das Vaterland, dann die Religion. Ich würde den katholischen Deutschen als einen Schuft bezeichnen, der seiner Religion zu Liebe (sagen wir einer Weisung Roms folgend) gegen Kaiser und Reich die Flinte ergriffe. Ich würde den protestantischen Deutschen für einen Hundsfott erklären, der seiner Religion zu Liebe (sagen wir aufgestachelt von einem protestantischen Pastor) den Säbel gegen das Vaterland zöge. Und dasselbe sage ich von den deutschen Juden. Das Wort: »Du sollst Gott mehr gehorchen als dem Menschen« hat schon viel Unheil angerichtet, denn leider gibt es genug Blödsinnige, die sich mit Gott identificiren.

Zu p. 37: »Wenn im Süden Afrikas ein Jude grausam verfolgt wird, so fühlt jeder Jude aufs wärmste mit«, möchte ich Ihnen bemerken, dass meinem unmassgeblichen Gefühle nach ein solches Mitfühlen nur ein allgemein menschliches sein sollte. Wenigstens was mich anbetrifft; ich freue mich

wohl, wenn man einen *deutschen* Juden im Auslande ehrt, aber es ist mir z. B. ganz gleichgiltig, wenn ein englischer Jude Minister wird. Ich fühle mich in meinem Innersten verletzt, wenn ein deutscher Jude im Auslande verhöhnt wird, aber nur, weil er ein Deutscher ist. Wenn ein spanischer Jude oder ein französischer im Auslande oder bei uns eine schlechte Aufnahme findet, so afficirt mich das nur vom menschlichen Standpunkte aus. Wenn aber ein französischer oder italienischer Protestant mit Ehren überhäuft wird, so lässt mich das ebenso kalt, als ob man einen englischen Katholiken zum Kämmerer des Papstes machte.

Mit Abs. III. des »Glaubensbekenntnisses« von Dr. Adolf Jellinek (p. 112), stimmt meine Anschauung vollkommen. Denn dies gibt den Juden ihr Vaterland: dem französischen Juden Frankreich, dem deutschen Juden Deutschland. Dies haben bei uns in Deutschland die meisten Juden begriffen, dass sie sich als Deutsche fühlten, als sie 1870 gegen Frankreich zogen. Und wenn sich das Assimiliren nicht so schnell vollzieht, als es wünschenswerth erscheint in Betreff des nationalen inneren Friedens, so liegt das auch keineswegs blos an den beklagenswerthen Hetzereien, sondern an den verrosteten Vorurtheilen der Juden selbst.

Um nur Eines anzuführen, welches mir unter die Augen kommt, während ich dies schreibe. Da ist zu lesen im »Deutschen Tageblatte«, erste Beilage vom 4. Mai 1884. Hier heisst es: »Minden, 2. Mai. *Ein ministerieller Erlass.* Eine im vorigen Jahre von der kgl. Regierung hierselbst erlassene Specialverfügung an die Kreisschulinspection, nach welcher *jüdische Schüler* auch am Sonnabend zum Schulbesuche verpflichtet sein sollten, hat auf *Beschwerde* beim Herrn Cultusminister eine Aenderung dahin erfahren, dass die kgl. Regierung nunmehr die Ermächtigung ertheilte, *jüdische Schulpflichtige auf Antrag der Eltern oder der Stellvertreter derselben an den Sonnabenden wie an hohen israelitischen Festtagen* behufs Theilnahme am Synagogen-Gottesdienste *vom Schulbesuche zu dispensiren.*

Natürlich! Man muss Gott, d. h. dem Rabbiner, mehr gehorchen, als dem Menschen. Dass aber bei solchem Absondern der jüdischen deutschen Kinder von den christlichen deutschen Kindern das Assimiliren keine schnellen Fortschritte machen kann, liegt auf der Hand. Doch Sie selbst treten ja ein für den Wegfall der jüdischen Absonderlichkeiten und je eher das Seitens der Juden geschieht, desto besser. Denn das kann das Judenthum doch wohl nicht verlangen, dass z. B. das ganze Christenthum den 7. Feiertag auf den Samstag zurückverlegt.

Aber abgesehen von der Nationalitätenfrage — ich betone noch einmal, das Vaterland gilt mir mehr als die Religion — stimme ich im grossen Ganzen Ihren Ausführungen bei.

Verschweigen kann ich Ihnen nicht, dass mich Ihr gehässiges Urtheil, pag. 86, über die Victoria in Berlin und einer eventuell in Paris zu errichtenden Humanitas mit Entrüstung erfüllt hat. Kein Volk der Welt hat in der neueren und neuesten Zeit mehr für Cultur und Civilisation gethan, als das deutsche. Kein Volk der Welt hat seine Kriege humaner geführt, als das deutsche. Können Sie, mein Herr, dem deutschen Volke solche Unmenschlichkeiten beim Kriegführen der neuesten Zeit vorwerfen, wie ich Sie Ihnen bei den Franzosen nennen kann? Z. B. die Abschlachtung der Gefangenen in Jaffa auf Befehl des grossen Napoleon, die Ausräucherung von wehrlosen Männern, Frauen und Kindern in der Makta-Höhle Seitens Pelissier's? Oder das Scheibenschiessen der französischen Soldaten auf jene flüchtigen Tonkinesen in diesem selben Jahre des Heils? Wollten Sie noch mehr solcher geschichtlichen Facta, um damit den Franzosen eine »Humanitas« zu errichten, ich kann damit dienen. Sie werden aber nicht im Stande sein, der deutschen Kriegführung der Neuzeit eine einzige, auch nur annähernd gleiche Unmenschlichkeit nachweisen zu können.

In grösster Hochachtung ergebenst

Gerhard Rohlfs.

Emile de Laveleye,

berühmter belgischer Nationalökonom und Schriftsteller, geb. 5. April 1822 zu Brügge, besuchte das dortige Athenäum und das Collège Stanislas in Paris, studirte dann zu Gent Rechtswissenschaft, wandte sich 1848 ganz den national-ökonomischen Studien zu und wurde 1864 Professor der Volkswirthschaft an der Universität Gent. Anhänger der liberalen Partei, kämpfte er unermüdlich für deren Grundsätze in belgischen wie französischen Zeitschriften und gehörte namentlich zu den bewährtesten Mitarbeitern der »Revue des Deux Mondes«. Von seinen Schriften seien hier als die wichtigsten angeführt: »Mémoire sur la langue et la littérature provençales« (1844); »Histoires des rois francs« (1847); L'enseignement obligatoire« (1859); »La question de l'or« (1860); »Questions contemporaines« (1863); »Etudes d'économie rurale« (1869); »Etudes et essais« (1869); »La Prusse et l'Autriche depuis Sadowa« (1870) »L'instruction du peuple« (1878); »Essai sur les formes du gouvernement dans les sociétés modernes« (1872); »Des causes actuelles de guerre en Europe« (1873); »De l'avenir des peuples catholiques« (1873); »De la propriété et de ses formes primitives« (1864, deutsch von Bucher: das Ureigenthum 1879); »Le protestantisme et le catholicisme« (1875); »Du respect de la propriété privée en temps de guerre« (1875); »L'Afrique centrale« (1878); »Le socialisme contemporain« (1881). — Laveleye ist Mitglied der belgischen Akademie, sowie seit 1869 der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris.

Liège, 21. Mai 1884.

Monsieur,*)

Je rentre de voyage et je trouve votre lettre et votre excellent livre. A la question: Sollen die Juden Christen werden? antworte ich: Nein, tausendmal nein. Car votre religion est certes parmi les plus elevées et les plus

---

*) Bei der Rückkehr von meiner Reise fand ich Ihren Brief und Ihr vortreffliches Werk vor. Auf die Frage: »Sollen die Juden Christen werden?« — antworte ich: Nein, tausendmal nein! Denn ihre Religion gehört unzweifelhaft zu den erhabensten und reinsten

pures, et votre race est, je pense, la plus intelligente et la plus énergique de toutes.

Elle sera la maitresse de cette terre et elle le méritera. J'ai cité quelques faits à l'appui de cette opinion dans mes »Lettres d'Italie« et dans mes »Eléments d'Economie politique«. C'est l'infériorté de développement des races avec qui l'Israélite est en contact et les injustices dont il a été la victime qui ont produit les défauts dont on l'accuse dans la mesure ou ces reproches sont fondés.

Ihr ergebenster

Emile de Laveleye.

Religionen der Welt, und ihre Race ist nach meiner Ansicht die intelligenteste und thatkräftigste unter allen Racen der Erde. Sie wird die Herrin dieser Welt werden und wird es auch verdienen. Zur Unterstützung dieser Ansicht habe ich einige Beweismomente in meinen »Briefen aus Italien« und in meinen »Elementen der politischen Oekonomie« angeführt.

Die inferiore Entwicklung der Racen, mit denen die Juden in Berührung stehen, und die Acte der Ungerechtigkeit, deren Opfer sie gewesen, haben bei ihnen diejenigen Fehler hervorgerufen, deren man sie in dem Masse anklagt, als jene Vorwürfe begründet sind.

Robert Springer,

geboren am 23. November 1816 in Berlin, widmete sich erst dem Lehrfache, privatisirte studirend eine Reihe von Jahren in Paris, Rom, Wien und Leipzig, und nahm dann (1853) seinen bleibenden Wohnsitz in Berlin, wo er auf dem Gebiete der Kritik, Kunst- und Literaturgeschichte eine ausgebreitete literarische Thätigkeit für die bekanntesten Zeitschriften und Feuilletons der Tagespresse entwickelte. Selbstständig veröffentlichte er: »Weimars classische Stätten« (1868); »Die classischen Stätten von Jena und Ilmenau« (1869); »Die Wiedergeburt der Menschheit« (1882), »Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz« (3. Auflage 1883); die Romane: »Gräfin Lichtenau« (1871, 3 Bde.); »Devrient und Hoffmann« (1873, 3 Bde.); »Sidney Smith« (1874, 3 Bde.); »Anna Amalia von Weimar und ihre poetische Tafelrunde« (1875, 2 Bde.); »Bankier und Schriftsteller« (1877) und zahlreiche beliebte Jugendschriften (letztere zum Theile pseudonym).

Berlin, 5. Juni 1884.

Sehr geehrter Herr!

Sie wünschen meine Ansichten über Ihr Werk: »Sollen die Juden Christen werden?« deren Mittheilung ich in meinem vorigen Briefe noch vertagte, nachträglich zu hören, und ich will in möglichster Kürze und in ungezwungener Weise gern Ihren Wunsch erfüllen.

Im Grossen und Ganzen stimme ich, wie ich schon früher andeutete, mit Ihren Anschauungen überein; mannigfache Abweichungen in vielen einzelnen Punkten betreffen freilich die Hauptfrage, aber nicht die Hauptsache.

Sie stellen die Moral Ihrer Glaubenslehren sehr hoch und ich kann Ihnen das nicht verargen; wir dürfen es dann freilich mit manchen Aussprüchen des »Talmud« und mit vielen Zuthaten der Rabbiner nicht so genau nehmen. Und wenn Sie über das Christenthum äussern, man müsse die er-

habenen Lehren der Evangelien von den Zuthaten späterer Jahrhunderte scheiden — so gilt dies ebenso vom Judenthum. Ueberhaupt stehen wir Christen heute noch ganz eben so zwischen den »Positiven« und Rationalisten, wie die Juden zwischen den Orthodoxen und den Liberalen.

Ein Blick in die Culturgeschichte lehrt — was ja auch leicht zu begreifen ist — dass alle Religionsstifter in dem Hauptgrundsatze übereinstimmen, das Menschengeschlecht zu heben und zu veredeln. Diejenigen Reformatoren aber, welche zugleich darauf ausgingen, gewaltsame Bekehrungen zu machen und Landgebiete zu erobern und zu annectiren — wie Moses und Mohammed — verdunkelten freilich ihre humanitären Lehren durch theoretische und praktische Intoleranz. Wenn Laffite gerade die Heldengestalten des Alten Testaments als die »grossen Typen der Humanität« feiert, so ist dies ein Standpunkt, den ein wahrer Humanitarier nicht einnimmt.

Voltaire, einer der aufgeklärtesten Geschichtsphilosophen, war gerade wegen jener Todtschläger gegen das Judenthum auf das Aeusserste eingenommen.

Uebereinstimmen muss jeder unbefangene Culturforscher mit Ihrer Darlegung, dass dem Judenthum ein grosser Fortschritt in der geistigen Entwicklung der Menschheit zu verdanken ist und dass die Juden als die Eltern der christlichen Welt anzusehen sind. Loyson, Guizot, Beaconsfield, Castelar und Ernst Renan stimmen in diesem Urtheil überein und in den wenig bekannten »Soirées de Saint-Pétersbourg« vom Grafen Joseph de Maister (Lyon 1842) fand ich eine überraschende Darlegung der Auszeichnungen, welche sich die Juden durch wissenschaftliche Leistungen zu Babylon, sowie als Heerführer und Reichsverwalter unter Alexander und den Ptolemäern erwarben. Die Verdienste eines Josephus, eines Philo, der schon an der Grenze des Christenthums stand, eines Maimonides und Gabirol, welche der Scholastik zu ihrer Blüthe verhalfen — sind hervorragend in der Culturgeschichte der Menschheit.

Die Frage, welche Sie besonders betonen: ob die Juden Christen werden sollen? hat für mich nicht die wichtigste Bedeutung. Wenn die Juden es thäten, so würden sie den Vortheil erlangen, ihre Nationalität derjenigen, in welcher sie leben, bedeutend zu nähern. Derjenige Jude, welcher auf seinen Glauben Werth legt, wird es unterlassen, um so mehr als er, wie die Erfahrung lehrt, damit nicht aufhört, für einen Juden zu gelten; den Indifferenten aber können wohl viele Umstände dazu bewegen. Ueber die Convertiten, welche vom Judenthum zum Christenthum übergehen, äussern Sie sich daher zu absprechend. Wer keinen Werth mehr auf eine bestimmte Confession legt, der ist nicht gerade zu verdammen, wenn er der Vortheile, welche die christliche Kirche, als Staatskirche, dem Bürger darbietet, nicht entgehen will.

Wenn Sie aber einem »Judenthum der Zukunft« die Herrschaft in der menschlichen Culturentwicklung zusprechen, so klingt dies überspannt. Sie meinen darunter die Religion des Jesaia: »Die Menschenliebe, die aus den monotheistischen Religionen sich schliesslich hervorwindende Vernunftreligion«; — für diese Culturstufe möchte ich aber keine Confession bevorzugen.

Gegen die ungehinderte eheliche Vermischung von Juden und Christen wird kein Aufgeklärter etwas einzuwenden haben; der Christ möge aber dabei bedenken, dass seine Kinder, wenn sie nach dem jüdischen Typus ausfallen sollten, der Judenverfolgung preisgegeben werden.

Sie leugnen es, gegen die katholische Kirche zu polemisiren, aber Sie thuen es und zeigen sich dabei sehr zu Gunsten des Protestantismus eingenommen. Die katholische Kirche oder, wie Sie sich ausdrücken wollen: »die Vertreter derselben« erwecken Ihren Widerwillen durch ihre Herrschsucht im weltlichen wie im geistlichen Gebiete; das Lutherthum aber konnte den Kampf auch nur dadurch bestehen, dass es sich an die weltlichen Machthaber anlehnte; was die Päpste verloren, das gewannen die Fürsten. In meinen Augen besteht das grösste Verdienst des Protestantismus darin, dass es den

Priestern die verderbliche Einmischung in die Familienverhältnisse genommen hat; die freie Forschung jedoch, welche ihm zugesprochen wird, ist erst das Werk der späteren Rationalisten und der gefeierte Luther, den auch Sie preisen, ist überhaupt nur eine historisch fingirte Person; der leibhaftige Luther war zum grössten Theil das Gegentheil davon.

Mit vollem Recht sprechen Sie von der Rohheit unserer Zeit; aber warum sich so sehr über das Duell ereifern? Bei uns in Preussen besteht es blos im Officiersstande; unter den Studenten ist es nur ein kindischer und doch leider gefährlicher Unfug. Ich erinnere mich einer Aeusserung Goethe's: »Was liegt an dem Leben einiger Menschen, wenn nur das Princip der Ehre gerettet wird!« — Unter den Schriftstellern ist das Duell in Deutschland nicht gebräuchlich, daher sich denn auch die Gemeinheit dort in aller Behaglichkeit, namentlich in der Kritik, breit macht.

Der Rohheit schreiben Sie die Judenhetze mit Recht zu; mit demselben Rechte können Sie dieselbe der Kirche, im besonderen der christlich katholischen, wenigstens heute nicht mehr zur Last legen. Bei der Erwägung dieser Angelegenheit wirft man die Vorstellungen von Race, Stamm, Nationalität, Confession u. s. w. durch einander. Die Race und Abstammung kann jedoch bei diesem Hass nicht mitspielen; Alexander von Humboldt steht nicht vereinzelt mit dem Nachweis, dass alle Menschenracen gleicher geistiger und moralischer Entwicklung befähigt sind; wie wollte man den Juden, die als eine Abzweigung der kaukasischen Race zu betrachten sind, auf eine niedrigere Stufe der geistigen Organisation stellen können? Anders verhält es sich mit der Nationalität und der Confession. Eine Nation kann uns sympathisch und antipathisch sein. Ich z. B. liebe die Engländer nicht, weil sie anmassend, einseitig und bigott sind, und die Franzosen nicht, weil sie immer das grosse Wort führen wollen. In England mag man die Deutschen nicht leiden und in Nordamerika, wo man zwischen Juden und Christen kaum einen Unterschied macht, hasst man die Deutschen fast in gleichem Grade wie die Chinesen und die

Irländer. (Ich spreche hier von der Stimmung der Volksmasse, nicht von der Gesinnung wahrhaft gebildeter Menschen.) Ebenso ist es nicht zu leugnen, dass der Jude im Allgemeinen durch seine besondere nationale Eigenthümlichkeit ebenso wie durch seine rituellen Gebräuche abstösst. Durch sein starres Festhalten an seiner Nationalität, durch seine confessionellen Sitten und Gewohnheiten, welche ihn von einer socialen Vermischung abhielten — gerade dadurch machten es die Juden nothwendig, geschützt zu werden, wenn sie gelitten sein wollten. Der kaiserliche Judenschutz machte sie zu Leibeigenen. Als Blutsauger der Fürsten, als Zollpächter und Kammergrafen von Königen und Bischöfen, wofür sie Schutzgelder zu zahlen hatten, wurden sie beim Volke verhasst; die grossen Herren brauchten sie, um das Volk auszupressen, ohne selber dafür den Hass zu ernten. Die Juden wurden allmälig selber ein persönlicher Handelsartikel, von welchem die Rentkammer ihre Einkünfte bezog; neben dem Wucher für die Fürsten wucherten sie dann gelegentlich noch für sich, denn sie wussten niemals, wie bald und in welchem Grade eine erhabene Laune sie in Contribution setzen würde. Dazu die Erniedrigung zur Abgeschlossenheit im Schmutz und Unflath der Ghettos, zu welcher sich nicht blos die Verachtung, sondern auch der Spott des Pöbels gesellen musste. Als dann noch der religiöse Fanatismus erwachte, da bedurfte es keiner besonderen Anspornung für Kreuzfahrer, Wallbrüder und Pöbel, um mit Schwert und Feuer unter den Unglücklichen zu wüthen.

Nur mit Schaudern lässt sich dieser Greuel gedenken, und doch will man diesen Jahrhunderte lang gemisshandelten Menschen jetzt Fehler in ihrem Gebahren, in ihren Sitten und Manieren, welcher jener schändlichen Behandlung zuzuschreiben sind, zum Vorwurf machen! Dieser mag die Juden nicht leiden, weil sie hässliche Manieren haben; Jener, weil ihm ihre Nationalität an sich nicht zusagt. Ist es aber vernünftig, den Menschen wegen seiner Abstammung, die nicht von seinem Willen abhing, oder wegen Fehler, die

ihm durch Misshandlung anerzogen wurden, zu beschimpfen oder gar zu verfolgen?

Auch Charakterfehler mögen sie besitzen, die aber dann auch auf denselben Ursprung zurückzuführen sind. Der Hauptvorwurf richtet sich aber auf ihre Uebermacht im Gewerbe- und Handelsverkehr; man sieht jedoch dabei — um einen Schopenhauer'schen Ausdruck zu brauchen — »durch den Schleier der Maja«: Denn nicht die Juden drücken die Majorität der Unbemittelten, sondern es ist die Herrschaft des Capitals und der Speculation; letztere haben die Juden nicht geschaffen, sondern nur ihrer socialen Stellung und ihrer Befähigung gemäss, Antheil daran genommen. Die Herrschaft des Capitals und der Speculation könnte man jetzt nicht mehr abschaffen, selbst wenn man alle Juden todtschlüge. Die nichtjüdischen Capitalmachthaber mögen wohl damit zufrieden sein, wenn die Juden als Sündenböcke vorgeschoben werden. Auf gerade entgegengesetztem Gebiete, nebenbei erwähnt, eifert man ebenfalls über den zunehmenden Einfluss der Juden: nämlich in der Presse und im Schriftstellerwesen überhaupt. Die Redaction eines Wochenblattes, »der Schalk« genannt, welche, wie ich zufällig sah, auch Ihr Werk besonders ins Auge gefasst zu haben scheint, wird nicht müde, auf jenen literarischen Einfluss zurückzukommen. Die Thatsache ist nicht zu leugnen, lässt sich aber unmöglich auf den geschäftlichen, durch das Capital begünstigten Betrieb zurückführen, und wenn ich in dem Schriftstellerverein, welchem ich angehöre, die wachsende Zahl jüdischer Mitglieder wahrnehme, so schliesse ich nur daraus, dass jenem Stamme nicht nur eine hervorragende Befähigung für Handelsspeculation, sondern auch für die geistige Production verliehen ist.

Dass die Abneigung gegen den Juden, welche in einem grossen Theil von Europa noch nicht der Aufklärung gewichen war, in neuester Zeit zu einer wirklichen Judenhetze ausarten konnte, dies liegt in einer moralischen und intellectuellen Zurückgekommenheit unserer Zeit. Das Phrasenthum der Cultur hat sich ausgebreitet, aber gleichzeitig damit die mora-

lische Verrohhung und geistige Verdummung. Die brutale Grossstaatensucht, auf militärischen Erfolgen fussend und darauf vertrauend; die Dictatur neben parlamentarischen Gaukeleien; die Servilität der Gesinnung, die sich in Hundsdemuth nicht tief genug erniedrigen kann — das sind die Signaturen unserer Zeit. Aber dazu kommt noch ein Factor, mit welchem Sie, werther Herr, in Ihrer Unbefangenheit gar nicht gerechnet haben: das ist der freche egoistische Materialismus und Brutalismus eines Theils der sogenannten »Wissenschaft«, auf welche auch Sie gerade einen so grossen Werth legen: das ist der Charlatanismus, den die verblendeten Regierungen approbiren und dem sie Lehrstätten, Institute und Dotationen auf Kosten des Volkes gewähren; — ein über Deutschland, Frankreich, England und sogar über die Vereinigten Staaten Amerikas verbreiteter Charlatanismus, der, wie ein goldenes Kalb des Menschenheils verehrt, bereits die erstaunlichsten Einwirkungen auf unsere socialen Verhältnisse und auf unsere persönliche Freiheit ausübt. Um unser Blut verunreinigen, unsere Luft verpesten, unsere Wunden vergiften, unsere Hospitäler zu Marterstätten umwandeln zu können, musste dieser Charlatanismus einen wahrhaft mittelalterlichen Aberglauben in Anspruch nehmen, und da ihm dies gelungen ist, so kann man sich über alle anderen mittelalterlichen Ausschreitungen, auch über die Judenhetze, nicht verwundern. Wenn Sie sich also auf gewisse Autoritäten zu Gunsten der Juden berufen, so beschleicht mich dasselbe Gefühl, wie wenn ich hier die Menge sich zur Wahlurne drängen sehe, um gewissen angepriesenen Fortschrittsmännern ihre Stimme zu geben.

Nichts für ungut! Zum Schluss: Man mag über die Juden denken, wie man will, aber, wie Voltaire sagt — »man darf sie nicht verbrennen«. — »Finsterlinge« nannte ich in meinem ersten Briefe jene inhumanen Verfolger wohl nicht mit Unrecht, denn zum wahren Fortschritte des Menschenthums gehört vor Allem, jenen finstern Hass abzulegen und mehr und mehr auf eine Verbrüderung aller Bürger dieser schlechten oder besten Welt hinzustreben.

Wenn Mayer-Marian aber meint, die Nachwelt werde nur mit Erröthen auf die Judenverfolgung zurückblicken — so hat es damit seine gute Bewandtniss: die heutige Welt erröthete nur theilweise über die Erneuerung der Judenhetze und doch ist ebenso lange her, wie der Beginn unserer christlichen Zeitrechnung, als der hellenische Jude Philo die Worte schrieb: »Die Welt ist eine grosse Republik, durch ein einheitliches Recht regiert. Das ist die gesunde natürliche Vernunft, das göttliche Gesetz, welches Jedem bewilligt, was ihm gebührt. Wenn es verschiedenartige widersprechende Gesetze gibt, so ist es die Habsucht, der Stolz und unheilbare Unwissenheit, die aus dem Stolze entspringt, welche die Scheidung hervorriefen unter den Völkern und ihnen Gesetze gaben, dem ewigen und natürlichen Rechte widersprechend. Die Gleichheit ist der Charakter des wahrhaften Rechtes, die Mutter der Gerechtigkeit. Aber man vernachlässigt die Gleichheit, und Jeder will sich anmassen, was des Andern ist; — hassend die Menschen und gehasst von ihnen, saumselig zu helfen, und bereit, zu schaden. Der Weise ist von der Natur ein Freund des Friedens; er ist für die Liebe geboren und zum Dienste der Menschengesellschaft.«

Mich hochachtungsvoll unterzeichnend

Robert Springer.

Jacob Honegger,

berühmter Literar- und Culturhistoriker, wurde den 13. Juli 1825 zu Dürnten (Canton Zürich) geboren. Nachdem er längere Zeit in seiner Heimat den Lehrerberuf ausgeübt hatte, widmete er sich von 1849 ab durch acht Jahre in Zürich und Paris eingehenden literarischen und culturhistorischen Studien, und wurde später zum Professor der Geschichte und deutschen Literatur an der Universität Zürich ernannt, an der er noch gegenwärtig in voller Kraft wirkt. Als Dichter hat Honegger »Herbstblüthen« (2 Bde., 1849) veröffentlicht. Von seinen literarischen und culturhistorischen Arbeiten sind zu nennen: »Victor Hugo, Lamartine und die französische Lyrik im 19. Jahrhundert« (1858); »Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts« (2. Aufl., 1879); »Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit« (1868—74, 5 Bde.); »Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten« (1875); »Katechismus der Culturgeschichte« (1879); »Russische Literatur und Cultur« (1880).

Zürich, 6. Juni 1884.

Mein hochverehrter Herr!

Ihre Schrift hab' ich mit grossem Interesse gelesen; jedenfalls gibt sie zu denken, viel zu denken; und jedenfalls verficht sie einen menschlichen Fortschritt, zu dem jeder Wohlgesinnte und Einsichtige Ja und Amen sagen sollte.

Dass man über schwerwiegende Räthe und Anschauungen, welche Sie aussprachen, abweichender Ansicht sein kann, versteht sich von selbst; ich betone nach dieser Richtung ganz besonders den auch von anderer Seite schon berührten Punkt der Stellung oder Haltung zur Nationalitätenfrage. Das benimmt aber dem wirklichen Werthe der Schrift wenig; die Hauptsache ist hier die ganze Wesenheit des Geistes und die lebenskräftige Anregung, die von einem Werke ausgeht.

So sehr es mich anspornen würde, auf eine Reihe der von Ihnen ausgesprochenen Gedanken näher mit Ihnen einzutreten, darf ich es doch nicht, aus zwei Gründen. Erstens ist es an sich gewagt oder verwegen, in einen Ideencomplexus einzugreifen, der ein Ganzes bildet und natürlich von dem Autor reiflicher und gründlicher durchdacht werden müsste, als auch ein solider und ernst gesinnter Leser auf seiner Spur das thun kann. Zweitens kommt bei mir ein zwingender, persönlicher Grund hinzu, den Sie gewiss würdigen können.

Ich stehe diese Monate her an einer, jede Stunde und Minute meiner Arbeit absorbirenden Riesenaufgabe, der Ueberarbeitung des ersten Entwurfes zum zweiten Bande meiner »Allgemeinen Culturgeschichte«; die Aufgabe hält mich mit aller Gewalt gefesselt.

Darum kann auch dieser mein Brief, wie hundert andere in ähnlichen Fällen, nur kurz sein; aber nicht die Quantität thut es, sondern die Qualität.

Ich glaube voraussetzen zu können, dass ich, was die Stellung zum Ganzen Ihrer Schrift betrifft, mich in Uebereinstimmung befinde mit der ansehnlichen Reihe jener hochangesehenen und mir sehr wohl bekannten Männer, auf welche Ihr Brief hingewiesen hat. Sofern darin für einen strebenden Autor eine Ermunterung und Anerkennung liegen kann, bringe ich Ihnen solche unbedingt entgegen. Das ist immerhin etwas.

In vorzüglicher Hochachtung verbleibe ich Ihr

J. Honegger.

Martin Greif,

hervorragender Dichter, geb. 18. Juni 1839 zu Speier, machte seine Studien in München, trat dann in das bayrische Militär, wurde 1859 Officier, nahm aber 1867 seinen Abschied und lebt gegenwärtig in München. Martin Greif veröffentlichte »Gedichte« (1868; 2. Aufl. 1881), die von dem hervorragenden Talente des Dichters Zeugniss ablegen; ferner die Dramen: »Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark« (1873); »Nero« (1876); »Marino Falieri« (1878); »Prinz Eugen« (1879); epische Gedichte unter dem Namen »Deutsche Gedenkblätter« (1875) etc.

München, den 10. Juni 1884.

Sehr geehrter Herr!

Für die freundliche Uebersendung Ihrer von mir mit lebhaftem Interesse gelesenen, geistvollen Schrift sage ich Ihnen meinen unlieb verspäteten, doch aufrichtig gemeinten Dank und ich versichere Sie, dass ich deren hoffentlich stets noch zunehmende Verbreitung mit Freuden begrüssen werde. Enthält sie doch ungemein lehrreiche und werthvolle Partien, so u. A. diejenige, welche sich auf die Bekämpfung des bisher allgemein angenommenen Racenunterschiedes zwischen nachweislich verwandten Völkern bezieht. Gleichwohl hätte ich an dem Ton Ihrer Polemik Manches auszusetzen. Wenn von blosser Toleranz gegen die Juden als von einem sogenannten Zugeständniss der Humanität, wie neulich von einem scharfsinnigen Beurtheiler in der »Allgemeinen Zeitung« dargelegt wurde, in unseren Tagen nimmer die Rede sein kann, einfach weil das Recht der Billigkeit allemal vorangeht, so sollten um so mehr beide Theile, die Christen wie die Juden, sich gegeneinander jeder herausfordernden Sprache enthalten, und darum wünschte ich, so sehr ich Ihre Erregung erklärlich finde, manches Wort, das Sie gegen die volkreichste christ-

liche Confession zumal gesprochen, in einer neuen Auflage ausgemerzt. Denn steht es auch ausser allem Zweifel, dass Ihre Angriffe nicht eben den Bekennern dieses Glaubens ohne Unterschied gegolten, sondern dass sie gegen die Lehrer und Bewahrer derselben gerichtet sind, so ist es doch ganz in der Natur des Menschen gelegen, wenn er diese Unterscheidung als Betheiligter nicht gelten lässt, und der von christlichen Eltern Geborene wird daher eine Herabziehung der christlichen Oberen durch einen in anderen Vorstellungen Erzogenen nicht weniger ärgerlich aufnehmen, als eine Verurtheilung des Rabbinats von christlicher Seite sicherlich die Missbilligung aller Juden, auch der nichtgläubigen, finden würde. Hier gibt die Geltendmachung des Hausrechtes und der mit Recht geforderte Respect vor demselben Grund genug, von allen gegebenen tieferen Motivirungen abzusehen und die eigene Thür vor dem fremden Besen zu bewahren. Was mein zweites Hauptbedenken betrifft, so scheint mir Ihre von der Renan'schen Theorie beeinflusste Auffassung des frühesten Christenthums der Thatsache nicht gerecht zu werden, dass es die von diesem wol ausgestreuten, doch erst im Boden der europäischen und namentlich der germanischen Völker aufgegangenen und zur Entfaltung gelangten Culturkeime sind, welche dasjenige ausmachen, was man gemeinhin unter christlicher oder sagen wir lieber abendländischer Gesittung versteht. Um diese handelt es sich aber gegenwärtig mehr, als um die Genesis der Dogmen und kirchlichen Gebräuche. Dass zu deren, der Gesittung, Fortschritt auch Juden hervorragend beigetragen haben, beweist die Dauerhaftigkeit ihrer Grundlage auch für die Zukunft. Nach diesen subjectiven Ausstellungen betone ich nochmals die Uebereinstimmung meines Gefühles mit dem Ihrigen gerade in wesentlichen Punkten.

Mit dem Ausdrucke vollkommener Hochachtung verbleibe ich

Ihr ganz ergebener

Martin Greif.

Ferdinand Gregorovius,

einer der hervorragendsten Geschichtschreiber der Gegenwart, wurde am 19. Jänner 1821 zu Neidenburg in Ostpreussen geboren, studirte in Königsberg anfänglich Theologie, widmete sich jedoch später historischen und poetischen Studien, denen er Zeit seines Lebens treu blieb. Im Jahre 1851 erschien sein Drama »Tod des Tiberius«. In demselben Jahre veröffentlichte Gregorovius die 1884 in dritter Auflage erschienene ausgezeichnete »Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit«. — Einen mächtigen Einfluss übte auf Gregorovius dessen Aufenthalt in Italien (1852), welches Land seitdem ihm zur zweiten Heimat wurde. Als literarische Früchte seines Lebens in Italien sind zu nennen: »Corsica« (3. Aufl., 1878); »Figuren. Geschichte, Leben und Scenerien aus Italien« (1856); »Siciliana, Wanderungen in Neapel und Sicilien« (1860); »Lateinische Sommer« (1863); »Von Ravenna bis Mentana« (1871) und »Apulische Landschaften« (1877). Zusammengefasst erschienen diese Werke, wiederholt aufgelegt, unter dem Titel: »Wanderjahre in Italien« in 5 Bänden. Von seinen poetischen Leistungen sind ferner das herrliche, kleine Epos »Euphorion« (1858); die Idylle »Corfu« (1884) und die Uebersetzung der »Lieder des Giovanni Meli« zu erwähnen. — Gregorovius nahm seinen bleibenden Aufenthalt in Rom und schrieb hier: »Die Grabmäler der römischen Päpste« (neue Ausgabe, 1881) und sein hervorragendstes Werk: »Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter«, 8 Bde. (3. Aufl., 1875 f.), wofür ihm Rom selbst den Dank durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes abgetragen hat. Ferner mögen noch erwähnt werden: »Lucrezia Borgia« (3. Aufl. 1877), Athenaïs, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin (2. Aufl. 1882) und »Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser« (1880).

München, 17. Juni 1884.

Sehr geehrter Herr!

Ihre mir gütigst überschickte Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« ist aus der Literatur, welche die Judenfrage unserer Zeit hervorgerufen hat, die einzige, die ich gelesen habe. Ich enthielt mich solcher Flugschriften aus Widerwillen gegen den Antisemitismus und jene Ausbrüche des rohen Volkshasses, welche dargethan haben, dass die ge-

priesene Humanität unseres Zeitalters oft nur ein Firniss ist, der eine alte, stets sich wieder regende Barbarei verdeckt.

Meine Sympathie für die lange gemisshandelten Bekenner des Judenthums habe ich nie verleugnet. Ich gerieth daher in Verwunderung, als vor zwei Jahren einer Ihrer namhaften Novellisten, dessen Sie in Ihrem Buche erwähnt haben, eine auf den Pincio Roms verlegte Scene erfand, zu dem Zwecke, mich der Gefühllosigkeit gegen seine Glaubensgenossen anzuklagen, deren Leidensgeschichte ich in der Skizze: »Der Ghetto und die Juden in Rom« geschildert hatte. Ich liess hier die Thatsachen reden, und diese ersparten dem Geschichtschreiber den leeren Schall geräuschvoller Gefühle.

Sie haben in Ihrer Schrift Alles bezeichnet, was die culturgeschichtliche Grösse des alten Judenvolkes ausgemacht hat. Jeder Denkende wird das Urtheil bestätigen, dass die Mission desselben eine der erhabensten in der Weltgeschichte gewesen ist. Man könnte aus dieser manche Nation sogar von grossem Leben sich hinwegdenken, ohne dass deshalb im Zusammenhange des geschichtlichen Organismus eine zu gewaltsame Störung sich ergeben würde; aber man kann die Juden ebensowenig als die Griechen und Römer hinwegnehmen, ohne eine der Grundlagen des Entwicklungsprocesses der Welt aufzuheben.

Diese drei Völker haben einen Bezug auf die Menschheit. Sie sind kosmopolitisch im höchsten Sinne des Wortes. Denn die Juden haben der Welt die monotheistische Religion, die Griechen ihr die humane Bildung, die Römer das bürgerliche Recht gegeben.

Das älteste kosmopolitische Volk der Erde ist das hebräische. Seine räthselhafte That, lange vor Sokrates, Seneca und Epictet, vor Alexander, Paulus und Marc Aurel, war die Entdeckung der Einheit des physischen und moralischen Kosmos, mit einem Worte der Monotheismus. Die mosaische Genesis hat den höchsten metaphysischen Begriff vom Menschen aufgestellt, nämlich, dass er das Ebenbild Gottes oder der Sohn Gottes sei. Alle Menschen haben demnach, der jüdischen

Schöpfungsmythe gemäss, an dieser Ebenbildlichkeit Theil, und daraus fliesst die Anerkennung der Menschenwürde überhaupt, wie der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Nachkommen Adams.

Als das Exil die nationalen Schranken des alten Mosaismus erweitert hatte, konnten die kühnen Träume des Jesaias, des erhabensten aller Idealisten, sich zu der Idee der Weltreligion erheben, oder eines die Menschheit umfassenden Gottesreiches, in welchem ewiger Friede herrschen soll.

Die Mission des Judenthums war es, den Schatz der reinen theistischen Vorstellungen zu sammeln und in seiner Bundeslade zu hüten, um ihn dann der Menschheit zu überliefern. Mehr zu leisten, als diesen unermesslichen Dienst, das vermochte es freilich nicht. Es hat den Menschen in seinem religiösen Verhältnisse dargestellt, aber in diesem allein festgehalten. Zu entdecken und zu gestalten blieb der Mensch in allen jenen Sphären idealer und schöpferischer Thätigkeit, welche das einseitige Judenthum nicht berühren konnte.

Diese grosse Entdeckung hat das polytheistische Hellas gemacht und dann der Menschheit überliefert. Wenn es der Satz des Mosaismus war, dass der Mensch das Ebenbild Gottes sei, so war es der Satz des Aristoteles: »Der Mensch ist ein politisches (staatsbürgerliches) Wesen.« Das Kunstwerk des Staates, von dem das Judenthum keine Ahnung besessen hat, ist die Schöpfung der Griechen. Sie stellten der starren Theokratie der Juden, worin Alle gleiche Knechte Gottes und seines unerbittlichen Gesetzes waren, den frei bewegten bürgerlichen Staat gegenüber, und sie entwickelten allseitig die Natur des Menschen in der Philosophie und Wissenschaft, welche sie vom Glauben trennten, in dem Idealismus der Dichtung und Kunst, wie auf allen anderen Gebieten menschlicher Erkenntniss und Thätigkeit. So schufen sie den Kosmos der Cultur, und alle humane Bildung, alle geistige Freiheit ist ihr Werk gewesen.

Das Christenthum nahm die heiligen Urkunden der Religion aus der Bundeslade der Hebräer. Die grossen Grund-

gedanken in ihm sind jüdisch, selbst sein weltbürgerliches Ideal ist ein Reflex dessen der Propheten Israels. Aber es ging doch eine Verbindung mit den griechischen Ideen ein, und seine erste allgemein verständliche Sprache war die Weltsprache der Hellenen.

Das Christenthum war eine Evolution des Mosaismus, vollzogen in der griechisch-römischen Kosmopolitie, deren humane Ideen den heidnischen Weltstaat der Römer durchdrungen hatten, wie die zur Herrschaft gelangte Stoa es bewiesen hat. Diese Evolution ist einem Korallengetriebe vergleichbar, dessen unterste grundlegende Schichten verknöchern müssen. In derselben Zeit gingen die Juden als Nation unter. Titus zerstörte die heilige Stadt und Hadrian gründete auf ihren Trümmern eine römische Colonie. Die jüdische Nation wurde als solche vernichtet, weil ihr Princip mit dem römischen Weltstaate unvereinbar war.

Alle anderen antiken Culturvölker, Semiten wie Hellenen, fügten sich dem Reichsorganismus ein als dessen lebendige Glieder, und sie dauerten in ihm als mitwirkende Mächte fort. Dies vermochte das Judenvolk nicht. Es wurde heimatlos in der Welt zerstreut. Auch die Griechen erfüllten die Länder des Reiches nach dem Untergange ihrer nationalen Selbständigkeit. Sie lebten massenhaft in der Diaspora gleich den Juden. Aber sie bildeten und erzogen den Orient und Occident. Sie behielten zugleich ihr altes Heimatland Hellas, und hier wie in Byzanz setzten sie den hellenischen Geist fort und sicherten den Enkeln noch eine Zukunft nationaler Wiedergeburt. Ein Volk hört auf Volk zu sein, wenn es kein festes Vaterland, keine stammliche Organisation und einheitliche Geschichte mehr besitzt. Kein Messias kann seine zerstückelten Glieder jemals mehr zu einem Staate vereinigen.

Das tragische Schicksal der Juden, in der Zerstreuung unter allen Völkern der Erde ewig fortzudauern, ist daher so beispiellos, dass es der christlichen Sage als die Wirkung des göttlichen Fluches erschien. Die Anhänger des Moses über-

lebten, leidend aber nicht handelnd, die Wandlungen der Geschichte, die furchtbaren Katastrophen der Jahrhunderte. Sie vermochten das nicht aus der Kraft der Race, deren Originalität Sie selbst als heute zweifelhaft bezeichnet haben, sondern aus der Energie ihres keine Assimilirung duldenden Glaubens. Dieser machte den Verlust des Vaterlandes erträglich, wenn er dasselbe auch nicht ersetzen konnte, und niemals auf Erden ist ein stärkeres Zeugniss von der Echtheit religiöser Urkunden gegeben worden.

Indem ich stets der Ansicht war, dass die Aufgabe des Judenvolkes vollendet gewesen sei, als dasselbe aus der Reihe der Nationen getilgt wurde, habe ich culturgeschichtliche Zeugnisse für die Nothwendigkeit der Fortdauer des Judenthums aufgesucht, und mich gefragt, ob für die Hebräer noch nach ihrem Untergange als Volk irgend eine bedeutende Mission im Dienste der Menschheit zu erweisen sei. Ich weiss es nicht und ich bin rathlos. Denn Ihre Behauptung, dass die Fortdauer des Judenthums nothwendig oder heilsam gewesen sei, weil dasselbe, während der dunkeln Jahrhunderte, der Materialisirung der christlichen Idee gegenüber, das Bewusstsein des reinen Monotheismus wach erhielt, scheint mir von der Geschichte nicht bestätigt zu sein.

Der fortdauernde Mosaismus vermochte ebensowenig, wie der monotheistische Islam, den christlichen Cultus vor der Götzendienerei, dem Wunder- und Aberglauben und manchen dogmatischen Ausgeburten der Mönchsphantasie zu bewahren. Einmal freilich gab die bildlose Synagoge den Anstoss zu dem Versuche, die christliche Kirche von dem Bilderdienste zu reinigen, aber diese Regungen der Vernunft in einigen byzantinischen Kaisern und Bischöfen erlagen bald den heidnischen Bedürfnissen der Priester und der Weiber.

Ich habe auch, wie Sie und Andere, nach einer ausreichenden Erklärung der langen, schrecklichen Knechtung gesucht, welche gerade über die Bekenner des reinen Monotheismus verhängt worden ist. Wenn ich nun mit Ihnen darin

übereinstimme, dass diese im Allgemeinen auf Rechnung der Unwissenheit und des Fanatismus barbarischer Zeiten zu setzen sei, so lehren doch die traurigen Erfahrungen unserer immerhin aufgeklärten Gegenwart, dass dies als Ursache nicht ausreichend ist. Der Widerspruch gegen das jüdische Wesen ist in Europa älter als das Christenthum. Warum haben sich schon die römischen Dichter und Geschichtschreiber den Juden feindlich gezeigt? Warum hat Tacitus ihnen das odium generis humani vorgeworfen und später Rutilius beklagt, dass Pompejus Judaea unterjocht und Titus Jerusalem zerstört habe, da seither die Pest des Judenthums verbreitet worden sei und diese unterjochte Nation ihre Besieger besiegt habe? Ich weiss es, dass Tacitus unter den Juden auch die Christen begriffen hat, aber diese lebten damals nach jüdischem Ritus.

Abgesehen von der socialen Frage, die schon hier sichtbar wird, glaube ich den Judenhass der Römer so erklären zu müssen. Der gemeinsame Charakterzug aller Völker der Urzeit war die nationale Abgeschlossenheit gegen die Fremden; eine jede Nation hielt sich für allein auserwählt. Diese Vorurtheile nun sind am stärksten im Judenvolke ausgeprägt gewesen. Seine Absonderung war ein religiöses Princip. Moses selbst hatte die Juden aus Egypten geführt, »um sie von den Heiden auszusondern«. Fremdenhass, Selbstvergötterung, feindliche Absperrung dienten den Juden freilich zur Vertheidigung der Schanze des Monotheismus. Aber die egoistischen Vorurtheile wurzelten in ihrem Charakter fest, und selbst die Lehren der Propheten von der Einheit des Menschengeschlechts erschütterten sie nicht. Diese Lehren standen als Ideale in dem grellsten Contraste zur Praxis der jüdischen Nationalgesellschaft.

Wenn nun die ausgleichende Cultur dieselben Vorurtheile bei anderen Völkern beseitigte, so hielten die Juden überall an ihnen fest. Trotz ihrer Verbindung mit heidnischen Weibern, die dann ohne Zweifel den mosaischen Glauben bekannten, dauerte bei ihnen die Ansicht fort, dass die Berührung mit einem Ungläubigen verunreinige, und die Fortdauer dieses

gehässigen Grundsatzes beweisen noch heutigen Tages Ritual-Gesetze der Hebräer. Die Unfähigkeit, die Lebensweise der gesitteten Culturvölker anzunehmen, hat für die Juden schon seit dem Alterthume die Ausschliessung von vielen Rechten und Gütern der Civilisation zur Folge gehabt, und endlich zum Verluste ihrer Bürgerrechte und zur Absperrung im Ghetto des Mittelalters die Veranlassung gegeben. Mauern und Thore schützten sie dort gegen die Verfolgung der Christen, so dass diese Massregel eine wohlthätige gewesen ist. Wenn heute jeder vorurtheilslose Denker seine Ehrfurcht vor dem Genius des antiken Judenvolkes und seinen unsterblichen Thaten im Dienste der Menschheit bekennt, wenn er selbst durch die Verbrechen, welche die Barbarei später Jahrhunderte an den Bekennern der ehrwürdigsten Religion, der Mutter des Christenthums, vollzogen hat, nur den Satz bewahrheitet sieht, dass alles Erhabene auf Erden mit dem Marterthum enden muss, so wird er doch aus der Geschichte nachweisen, dass neben den grossen Ideen, welche das Christenthum vom Judenthume ererbt hat, auch manches Verderbliche von diesem auf die christliche Kirche übergegangen ist: Fanatische Unduldsamkeit, Bann und Verfluchung, der Proselitismus, welcher den antiken Religionen unbekannt war und erst durch das Judenthum in die Welt eingeführt worden ist, der Machtgedanke der Theokratie, die Hierarchie der Priesterkaste und deren Ueberhebung über den Staat, das Formeln- und Ceremonienwesen, in welchem der katholische Cultus erstarrte, und dergleichen mehr.

Mögen die liberalen jüdischen Reformer zusehen, wie viel heute, wo die Israeliten endlich ihre völlige bürgerliche Gleichberechtigung im Staate erlangt haben, noch von ihnen zu thun ist, wie vieles vom veralteten Gesetze noch über Bord in die Woge des Alles verjüngenden Lebens zu werfen ist, bis das vom ererbten Hass immer wieder bedrohte Judenthum von seiner Erstarrung befreit und mit dem Culturgeist Europas sich ganz in Einklang gesetzt hat, welcher keine kastenartige Ausschliesslichkeit mehr dulden kann.

Ich habe es schon ehedem für wahrscheinlich gehalten, dass dem 20. Jahrhunderte die grosse Aufgabe zufallen wird, die Gesellschaft neu zu gestalten. Vielleicht erscheint dann jener von Bluntschli geweissagte Genius, der das erlösende Wort der Humanität ausspricht, um die Völker zu einem Bunde zu vereinigen, worin es keine einander ausschliessende Glaubensbekenntnisse und Kirchen mehr geben wird.

Ferd. Gregorovius.

Carl Siegfried,

hervorragender protestantischer Theologe, wurde am 22. Jänner 1830 zu Magdeburg als der Sohn eines Baurathes geboren, studirte 1849 bis 1853 in Halle und Bonn anfänglich Philologie, widmete sich aber später dem Studium der Theologie. Nachdem er eine lange Reihe von Jahren (1857—1875) erfolgreich an mehreren Anstalten Preussens das Lehramt bekleidet hatte, erhielt er (1875) den Ruf als ordentlicher Professor der alttestamentlichen Disciplin an die Universität Jena, wo er noch gegenwärtig wirkt. Von Siegfrieds grösseren Werken nennen wir blos: »Philo von Alexandria als Ausleger des A. T.« (1875) und die »Neuhebräische Grammatik« (1884). Zu erwähnen wäre noch das Gutachten, das Siegfried mit so vielen anderen berühmten christlichen Theologen in der Blutbeschuldigungsaffaire von Tisza-Eszlar abgegeben hat.

Jena, den 19. Juni 1884.

Sehr geehrter Herr!

Ihre mir gütigst zugesandte Schrift habe ich erhalten und durchgelesen. Es sind in derselben viele schöne und beherzigenswerthe Worte enthalten, an welchen ich mich wahrhaft erfreut habe. Gleichwohl kann ich die von Ihnen vorgeschlagene Lösung der Judenfrage nicht für glücklich halten. Zunächst werden Sie sich selbst nicht verhehlen, dass Sie nur für einen verhältnissmässig kleinen, wenn auch auserlesenen Theil der Judenschaft das Wort führen. Die grosse Masse würde Ihnen nicht folgen. Eine Lösung der Judenfrage aber liesse sich nur dadurch herbeiführen, dass dieses geschähe. Als völlig unhaltbar aber würde nach durchgeführtem Connubium zwischen Juden und Christen die nationale Besonderung der Ersteren, die Sie nach Aufgabe der religiösen festhalten wollen, sich erweisen, da sehr rasch eine Aufsaugung der jüdischen Minorität stattfinden und nur ein starkes semitisches Procent noch in den späteren Familienbildungen bemerkbar

bleiben würde. Auch sehe ich nicht ein, warum Sie bei Aufgabe der religiösen Individualität des Judenthums nun die nationale noch festhalten wollen, welche in diesem Falle überhaupt nur noch wenig selbstständigen Werth haben würde. Der Antisemitismus dürfte es Ihnen übrigens mit einigem Scheine zum Vorwurf machen, dass Sie die jüdische Nationalität wie eine internationale Macht den übrigen Nationalitäten gegenüberstellen wollen.

Der religiöse Gegensatz des Christenthums und Judenthums ist theils ein principieller, theils ein geschichtlich gewordener. Die Schärfen des letzteren, wie sie sich im Talmudismus einerseits, im Kirchenthum andererseits ausgebildet haben, können allmälig gemildert werden durch den Geist der Liebe und Duldung — und hiezu mit beigetragen zu haben, ist ein Verdienst Ihrer Schrift, welche in dieser Beziehung mir wahrhaft wohlgethan hat. Der principielle Gegensatz aber liegt überhaupt nicht in Dogmen, die nur einen untergeordneten und zeitlichen Werth haben, sondern in einer Verschiedenheit des religiösen Verhältnisses zu Gott, welches für uns Christen durch Jesus vermittelt ist, in dem wir nicht nur Urbild, sondern auch den lebendigen Quell unseres Gottesglaubens finden, während das Judenthum diesen Vermittler abweist. Ueber so etwas lässt sich nicht streiten. Es ist Sache der religiösen Erfahrung, die Derjenige nicht aufgeben wird, der sie gemacht hat und die sich den andern nicht andemonstriren lässt. Ich sehe aber auch nicht ein, weshalb darüber gestritten werden soll und warum dieserhalb nicht herzliche Gottes- und Nächstenliebe Juden und Christen vereinigen sollte, einander in Duldung und Hoffnung zu begegnen. In der Gewissheit, in diesem Grundsatze Ihre Zustimmung zu finden, sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank als

Ihr aufrichtig ergebener

C. Siegfried.

— —

Andreas Wilhelm Bolin,

hervorragender schwedisch-finländischer Culturhistoriker, geboren am 2. August 1835 zu St. Petersburg, studirte von 1852 an in Helsingfors Geschichte und Philosophie. Nach Beendigung seiner Universitätszeit machte er eine Reise nach Deutschland, wo er namentlich mit dem Philosophen Feuerbach in anregenden Verkehr trat, und erhielt 1862 eine Anstellung an der Universitätsbibliothek zu Helsingfors. Nach neuen grossen Reisen nach Schweden, Belgien, Frankreich und Deutschland, wo er u. A. einige Zeit Kuno Fischers wegen in Jena sich aufhielt, wurde Bolin Vicar für die erledigte Professur der Philosophie in Helsingfors, 1869 Honorar-Professor und 1870 ausserordentlicher Professor, endlich 1873 Universitätsbibliothekar. Seine literarischen Arbeiten sind: »Familjebegreppets utveckling intill reformationen« (Die Entwicklung des Familienbegriffs, 1864); »Leibniz, ett förebud till Kant« (Leibniz, ein Vorbote Kant's, 1864); »Undersökning af läran om viljans frihet« (Untersuchung über die Freiheit des Willens, 1868); »Europas statslif och filosofins politiska läror« (Europäisches Staatsleben und die politischen Lehren der Philosophie, 1868—71). Neben diesen seinem Hauptwerk aber ist die culturhistorisch höchst wichtige Studie »Familjen« (1864) zu erwähnen. Zahlreiche Essais in schwedischen, finländischen und deutschen Zeitschriften (»Shakespeare-Jahrbuch«, »Gegenwart«, »Ueber Land und Meer«) geben Zeugniss von dem umfassenden Wissen und der grossen Sprachgewandtheit dieses internationalen Autors. Seine jüngste Arbeit ist die Herausgabe von »Shakespeare's damatiska arbeten« (1879), nach C. A. Hagbergs Uebersetzung für die Bühne bearbeitet und noch im Erscheinen begriffen.

Helsingfors, 29. Juni 1884.

Sehr geehrter Herr!

Nicht wenig überrascht war ich, als ich dieser Tage in meinem Amtslocale Ihren Brief nebst der ehrenvollen Sendung für mich vorfand. Gestatten Sie mir, dafür ungesäumt

und nach blos vorläufiger Kenntnissnahme Ihrer hochinteressanten Schrift zu danken. Das gründliche Durchlesen derselben muss einer gelegeneren Zeit aufgespart werden und so lange möchte ich nicht Ihr Schuldner an Höflichkeit bleiben.

Wiewohl ich mich also einstweilen mit einem blossen Anblättern Ihrer Arbeit habe begnügen müssen, habe ich zur Genüge gesehen, einer wie edeln und tiefernsten Gesinnung selbige entspringt, und kann ich nur wünschen, dass die vielen Leser, die selbige bereits gefunden und voraussichtlich noch finden wird, die darin gepredigte Versöhnlichkeit sich recht zu Herzen nehmen möchten. Den »Frieden auf Erden« haben wir gar nöthig, und damit ein wenig mehr Ernst zu machen, als es seitens der beruflichen Verkündiger und Bekenner »des Wortes« geschieht, ist immerhin sehr erwünscht. Ob dieser Wunsch so bald und so völlig zur Verwirklichung gelangt, wie er es zweifelsohne verdient, muss leider dahingestellt bleiben. Bedauerlich bleibt es immerhin, dass, nachdem ein Jahrhundert seit Lessings Tode verflossen, wir namentlich in Deutschland und den Ländern, wo deutsche Bildung bisher mit Segen gewirkt, eine Unduldsamkeit und religiöse Engherzigkeit emporkommen sehen, denen gegenüber man wohl ob der Nachhaltigkeit des Wirkens grosser Männer zaghaft werden könnte. Vergessen wir jedoch nicht, dass wir in einer Uebergangszeit leben, wo die Gegensätze des nach Geltung ringenden Neuen und des seine Herrschaft einbüssenden Alten schärfer hervortreten. Schliesslich behält doch, lassen Sie es nur zur Ehre unseres Geschlechtes hoffen, das Sittlich-Rechte die Oberhand.

Ist Ihnen an meinen Ansichten etwas gelegen, so mag ich mich in zweifacher Hinsicht als mit Ihrer Meinung übereinstimmend bekennen. Ich halte die Bekehrung der Juden zum Christenthum für Luxus, weil letzteres sich hinlänglich überlebt hat, und auch die Lehre des Alten Testaments hat für mich nur Bedeutung in dem geläuterten Sinne eines Spinoza, den ich seit drei Jahrzehnten als meinen ersten

Lehrer in der geistigen Freiheit verehre. Unter solchen Voraussetzungen kann ich Ihnen wohl getrost versprechen, dass ich Ihre Schrift mit vielseitiger Zustimmung lesen werde.

Mit vorzüglicher Hochachtung und abermaligem Danke

Ihr ergebener

Wilh. Bolin.

Alfred Meissner,

einer der hervorragendsten österreichischen Dichter der Gegenwart, wurde am 15. October 1822 zu Teplitz als Sohn des dortigen Badearztes und einer schottischen Mutter geboren, erhielt seine Vorbildung zuerst auf einer nach klösterlichem Schnitt eingerichteten Anstalt zu Karlsbad, später auf dem Gymnasium der Prager Altstadt, studirte in Prag Medicin, promovirte, nachdem 1845 seine »Gedichte« mit grossem Beifall aufgenommen worden waren und nach einer Reise nach Italien, 1846 zum Doctor der Medicin und erhielt Beschäftigung als praktischer Arzt in einem Spital. Da die damaligen österreichischen Censurverhältnisse den Abdruck seines epischen Gedichtes »Ziska« in dessen ursprünglicher Form unmöglich machten, ging Meissner nach Leipzig (1846), um dort einen Umschwung der Dinge abzuwarten, trat hier und in Dresden in enge Verbindung mit berühmten Schriftstellern und Künstlern (Karl Beck, Ignatz Kuranda, Moritz Hartmann, Berthold Auerbach, Karl Gutzkow, Schwind, Hiller, Richard Wagner), verliess, als »Ziskas« Erscheinen ihn Unannehmlichkeiten, ja Verfolgungen befürchten liessen, Dresden und begab sich nach Paris, wo er im Collège de France einzelne Curse anhörte. 1848 nach Oesterreich zurückgekehrt, wandte er sich, angeekelt von dem Antagonismus zwischen Tschechen und Deutschen, nach Frankfurt a. M., verbrachte den Winter 1848—1849 wieder in Paris, besuchte für einige Zeit London und kehrte nach Prag zurück. 1869 siedelte er nach Bregenz (am Bodensee) über, wo er noch gegenwärtig lebt. — Von seinen Werken sind hervorzuheben die Dramen: »Das Weib des Urias« (1851), »Reginald Armstrong, oder die Welt des Geldes« (1852), »Der Prätendent von York« (1857); die Romane: »Der Freiherr von Hostiwin« (1855), »Der Pfarrer von Grafenried« (1855), »Sansara« (1857), »Zur Ehre Gottes« (eine Jesuitengeschichte, 1860), »Neuer Adel« (1861), »Schwarzgelb« (1861), »Lemberger und Sohn« (1865), »Babel« (aus Oesterreichs neuer Geschichte, 1867), »Die Sirene« (1868), »Die Kinder Roms« (4 Bde. 1870), »Die Bildhauer von Worms« (1874), »Oriola« (1874), »Feindliche Pole« (1878), »Auf und Nieder« (1879); seine »Novellen« (1864; zweite Serie 1876); ferner die »Seltsamen Geschichten« (1859), »Charaktermasken« (1862), »Dichtungen« (1862), »Zeitklänge» (1870). Endlich wären zu erwähnen »Revolutionäre Studien aus Paris« (1849), »Der Sohn des Atta Troll« (1850), »Heinrich Heine« (Erinnerungen, 1856), »Durch Sardinien« (1859), »Unterwegs« (1866), »Kleine Memoiren« (1868), »Rokokobilder« (1871), »Werinherus« (1876), »Historien« (1875), »Schattentanz« (1881). Aeusserst interessant und lehrreich ist die von Meissner eben erschienene Autobiographie »Geschichte meines Lebens« (1884, 2 Bde.).

Vögeliseck bei St. Gallen, 8. Juli 1884.

Sehr geehrter Herr!

Sie wünschen, dass ich mich über die mir freundlich eingesandte Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« ausspreche.

Der Antisemitismus hat meiner Meinung nach seine Erklärung und seine theilweise Berechtigung darin, dass die Juden, eine mit grosser Energie und grossen Fähigkeiten ausgestattete Race, eine in sich geschlossene und für ihre Zwecke wirkende Association darstellen, die auf den verschiedensten Erwerbsgebieten dominirt, in der Presse einen starken Einfluss ausübt, und namentlich durch die Börse den europäischen Geldmarkt beherrscht. Die Reaction gegen diese Association fehlt bei keinem europäischen Volke, stuft sich aber in ihren Aeusserungen je nach der Bildungsstufe des sie beherbergenden Volkes und der localen Stärke des Judenthums verschiedentlich ab. Die Religionsdifferenz spielt dabei so gut wie gar keine Rolle, und es lässt sich keck behaupten, dass dieselbe Widerwilligkeit sich geltend machen würde, wenn auf Redactionen, in Kaufmannsläden und Börsen ein anderer, ein europäischer Stamm, etwa Schweizer, Holländer, Böhmen eine so compacte, exclusive und dominirende Stellung einnähmen.

Wenn Sie fragen, ob ich das Judenthum für alle Jahrhunderte conservirt wissen möchte, antworte ich mit einem entschiedenen Nein! Wenn Sie mich fragen, ob meiner Meinung nach die Juden einmal zu existiren aufhören sollen, antworte ich mit einem entschiedenen Ja! Ich wünsche aber zu ihrer Auflösung ein wenig gewaltsames und beinahe unblutiges Mittel: die endlich durchzusetzende Mischehe. Diese allein vermag im Laufe der Zeiten die sehr grosse Verschiedenheit der Race und gleichmässig den grossen Gegensatz zu tilgen.

Auch Sie desavouiren den kaftan- und lockentragenden Juden aus Russland oder Galizien. Warum? Meiner Ansicht nach steht dieser dem originellen Typus näher, als sonst Einer.

Tracht und Erscheinung weisen auf Palästina hin. Aber der Widerwille, den wir vor ihm empfinden, ist eine unläugbare Thatsache. Wir wollen eben vom Orient nichts wissen. Diese Antipathie ist incurabel!

Wenn sie verschwinden soll, diese Antipathie, kann es nur dadurch geschehen, dass der Jude sich immer mehr unseren Sitten, unserer Weise nähert. In dem Maasse, als er sich von der Synagoge fern hält, jüdische Reminiscenzen fallen lässt und sich uns nähert, nähern wir uns ihm. Insolange er sich als Angehöriger eines eigenen Stammes, als Orientale fühlt, darf er sich darüber nicht wundern, dass — trotz alledem und alledem — etwas uns von ihm fernhält.

Die Annäherung war schon auf dem besten Wege. Eine rückläufige Strömung hat seit einigen Jahren wieder viel verdorben. Das Judenthum, das einen »hoffnungsvollen« Reformweg eingeschlagen hatte, hat sich wieder fester zusammengeschlossen und seine eigenthümlichen Züge wieder stärker accentuirt hervortreten lassen. Auf diesem Wege ist meines Erachtens kein Heil.

Dies meine Ansicht, die ich bereits vor fünfundzwanzig Jahren in meinem Buche: »Lemberger und Sohn« ausgesprochen habe und jetzt, da Sie meine Meinung verlangen, auf die Gefahr hin, Ihnen zu missfallen, wiederholen muss.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Alfred Meissner.

Robert Hamerling,

der bedeutendste jetzt lebende Dichter Oesterreichs, wurde am 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren. Er vertiefte sich frühzeitig eifrig in das Studium der Philosophie, Naturwissenschaft und Sprachenkunde und fand als Lehrer für classische Philologie in Graz eine provisorische Anstellung, die er 1855 mit einer definitiven in Triest vertauschte. 1858 liess er sein episch-lyrisches Gedicht »Venus im Exil« erscheinen. Seinen grossen, wohlverdienten Dichterruf erwarb er sich durch sein grandioses episches Gedicht »Ahasver in Rom« (1866, 13. Aufl. 1881), das sich wie kein zweites episches Gedicht unserer Zeit der ausserordentlichen Gunst des deutschen Lesepublicums zu erfreuen hat. Die jahrelanger Kränklichkeit wegen erbetene Enthebung von seiner Lehrerstelle wurde dem Dichter 1866 mit einem kleinen Ruhegehalte gewährt. Hamerling lebt seit dieser Zeit, ganz seinem dichterischen Schaffen hingegeben, in Graz. — Nebst »Ahasver« trugen namentlich das epische Gedicht »Der König von Sion« (1869, 8. Aufl. 1879) und sein herrlicher Künstler- und Liebesroman »Aspasia« (1875, neue illustrirte Ausgabe 1884) den Ruf des österreichischen Dichters weit über die Grenzen Oesterreichs und Deutschlands. Von Hamerling's ferneren Werken, die sich sämmtlich durch ihre hinreissende Darstellungsform und die Fülle hoher Gedanken auszeichnen, seien hier erwähnt: »Die sieben Todsünden« (1872, 5. Aufl. 1876); die Gedichtsammlung »Sinnen und Minnen« (1860, 6. Aufl. 1877); das von warmem Patriotismus durchwehte »Schwanenlied der Romantik« (1862, 4. Aufl. 1873); »Der Germanenzug« (1864, 4. Aufl. 1873); das Trauerspiel »Danton und Robespierre« (1870); das Scherzspiel »Teut« (1872); das Lustspiel »Lord Lucifer« (1880), »Die Waldsängerin« (1882); »Das Blumenjahr in Bild und Lied. Eine Blütenlese neuer deutscher Lyrik« (1882, 2. Aufl.); »Amor und Psyche« (3. Aufl., 1883); »Hesperische Früchte« (1884). »Prosa«: Skizzen, Gedenkblätter und Studien (1884). Auch besitzen wir von Hamerling eine treffliche Uebersetzung von Leopardi's Gedichten (1865).

Graz, den 12. Juli 1884.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Broschüre gewährt namentlich in der zweiten, vermehrten und verbesserten Auflage einen tiefen und lehrreichen Einblick in die Tendenzen und Hoffnungen des aufgeklärten

Judenthums. Ueber Theorien und Principien, Raceninstincte und Religionsgegensätze lässt sich streiten; meiner Ansicht zufolge, dass man vor Allem mit den Thatsachen rechnen müsse, möchte ich mich in der Abgabe meines Votums auf eine praktische Bemerkung beschränken. Die Judenfrage ist gelöst — endgiltig gelöst vom Standpunkte des modernen Völker-, Bürger- und Menschenrechtes. Die moderne Gesellschaft, die moderne Civilisation hat sich für volle politische und sociale Gleichstellung der Racen in Europa entschieden; jede Art von Proscribirung, von Verfolgung, von Rechtsverkürzung einer solchen ist im modernen Staate undenkbar. Ein Rütteln an dieser Thatsache kann nur zu Ausschreitungen führen, denen der Staat doch immer wieder entgegentreten muss. Gäbe es wirklich ein Parlament, das eine bürgerliche und sociale Rechtsverkürzung der Juden decretirte, so hiesse das eine unterdrückte Race schaffen, damit die nächste Revolution wieder eine zu befreien finde. Die Judenfrage ist also für die Gegenwart eine Frage, welche nicht rechtlich, sondern nur factisch, nicht durch Parlamentsbeschlüsse und Regierungsmassregeln, sondern nur durch Volksexcesse vorübergehend anders gelöst werden könnte, als die moderne Civilisation sie nun einmal gelöst hat. Aber vielleicht soll das, was jetzt unmöglich scheint, doch möglich werden durch eine fortgesetzte Agitation, durch eine Umstimmung der gesammten civilisirten Welt im antisemitischen Sinne? Auch das bezweifle ich. Jeder lebhaften und leidenschaftlichen Bewegung auf politischem und socialem Gebiete folgt ein Rückschlag, und dieser würde bei der antisemitischen Bewegung um so stärker sein, je rückhaltloser und excessiver sie aufträte. Die grösste Unklugheit wäre es, im Zeitalter der Humanität die Juden neuerdings zu interessanten Märtyrern zu machen. Und wollte man sie grundsätzlich von Staatsämtern, von öffentlichen und privaten Stellungen ausschliessen, so würde man sie um so entschiedener auf jene Gebiete drängen, wo ihre Concurrenz am gefährlichsten ist, ihre Macht und ihr Einfluss am meisten zu Bedenken Anlass gibt: auf die Gebiete der

Börse, der Geld- und Handelsspeculation, des Schachers, des Wuchers und — der Journalistik. Der Staat kann uns gegen Uebergriffe des Judenthums nur durch dieselben Gesetze schützen, welche auch den Juden selbst schützen. Ich sehe keine Möglichkeit, das Umsichgreifen irgend welcher einzelnen Race wirksam und auf die Dauer anders zu bekämpfen, als im Privatwege mit den Mitteln einer rührigen und intelligenten Concurrenz. Mag das nun für Viel oder für Wenig gelten, genügend oder ungenügend erscheinen — eine andere, wahrhaften Erfolg versprechende Hilfe gibt es nicht.

Mit Hochachtung

Ihr ergebener

Robert Hamerling.

Lorenz von Stein,

einer der berühmtesten Rechtslehrer und Nationalökonomen der Gegenwart, wurde am 15. November 1815 zu Eckernförde geboren, studirte in Kiel und Jena Philosophie und Rechtswissenschaft, habilitirte sich dann als Privatdocent in Kiel und erhielt 1846 eine Professur, wurde aber, da er das Recht der Herzogthümer gegen die dänische Regierung verfocht, 1851 aus dem Staatsdienste entlassen. Er folgte 1855 einem Rufe als Professor an die Wiener Universität, wo er noch gegenwärtig als eine der ersten Zierden der genannten Hochschule rüstig wirkt. — Von seinen sehr zahlreichen Schriften nennen wir: »Französische Rechtsgeschichte« (zusammen mit Warnkönig, 3 Bde., 1846); »Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreich« (2. Aufl., 1847); »Geschichte des französischen Strafrechts« (1847); »Die socialistischen und communistischen Bewegungen seit der dritten französischen Revolution« (1848); »Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage« (1850, 3 Bde.); »System der Staatswissenschaften« (1852—57, 2 Bde.); »Die neue Gestaltung der Geld- und Creditverhältnisse in Oesterreich« (1855); »Die Volkswirthschaftslehre« (2. Aufl., 1878); »Lehrbuch der Finanzwirthschaft« (4. Aufl., 1878); »Die Lehre vom Heerwesen« (1872) und als sein bedeutendstes Werk »Verwaltungslehre« (1865—1883, 7 Bde.), eine umfassende Behandlung desjenigen Gegenstandes, den man sonst als Polizeiwissenschaft zu behandeln pflegt. Ein Auszug daraus erschien unter dem Titel: »Handbuch der Verwaltungslehre« (2. Aufl., 1876). Ausserdem schrieb er: »Zur Eisenbahnrechtsbildung« (1872); »Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie« (1876); »Gegenwart und Zukunft der Rechts- und Staatswissenschaft Deutschlands« (1876); »Der Wucher und sein Recht« (1880); »Die Frau auf dem socialen Gebiete« (1880); »Die drei Fragen des Grundbesitzes und seiner Zukunft« (1881); »Bauerngut und Huferecht« (1882) etc.

Weidlingau bei Wien, 20. Juli 1884.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe mit besonderem Interesse Ihre Arbeit gelesen, mit der Sie eine Frage berührt haben, über deren Bedeutung kein Zweifel besteht. Allerdings gestehe ich, dass ich nicht

recht ersehen konnte, was Sie meinten, wenn Sie fragten, ob die Juden »Christen« werden sollen. Denn wenn Sie darunter die verschiedenen Confessionen und Kirchen zusammenfassen, so wird zuletzt die eigentliche Frage die werden, ob damit die Juden katholisch oder evangelisch oder griechisch oder englische Staatskirchner werden sollen. Meinen Sie aber dasjenige Christenthum, das ursprünglich ohne Dogmatik und Kirchenthum aus der Lehre Christi entsprungen ist, und welches »die Juden alle annehmen würden« (p. 33), so drängt sich die Frage auf, warum dieselben dann nicht wenigstens in diesem Sinne selbst anfangen, wirklich Christen zu werden? Wollten sie das, so stände ihnen bei der vollen Religionsfreiheit unserer Zeit gar nichts entgegen, damit sofort das bisherige Judenthum in das Urchristenthum umzugestalten. Da sie es aber nicht thun, so werden die Juden wohl Ihren zweiten Standpunkt vorziehen, das Judenthum als die Mutter des Christenthums festzuhalten, und aus den Ascendenten nicht zu ihren eigenen Descendenten werden zu wollen. Ich meinerseits glaube überhaupt nicht, dass es sich dabei um eine Confessions- und Kirchenfrage handelt. Doch kenne ich das ganze Gebiet lange nicht genug, um es weiter als bis zu einigen ganz bestimmten Fragen zu bringen, deren Beleuchtung mir keineswegs blos in Ihrer Arbeit fehlt. Sie nehmen mit Recht die Sache viel zu ernst, als dass Ihnen Phrasen nicht als werthlos, und allerlei Sentimentalität nicht beinahe komisch erscheinen sollte. Gehen wir aber tiefer auf den Gegenstand ein, so finden wir, dass die germanischen wie romanischen Völker die erste grosse Bedingung ihrer Gesittung in der Gemeinschaft ihres geistigen Lebens finden, der sich Jeder unterordnet und der er mit beständiger Selbstaufopferung dient. Dieses Opfer seiner selbst beruht auf dem Ideale, das er sich von der Entwicklung des Ganzen bildet, für welches er leben will, und aus dem jene wunderbare Hingebung der Einzelnen entspringt, die immer da ist, wenn sie auch oft die widersprechendsten Formen annimmt. Als die Träger dieser Ideale erscheinen ihnen die Idee des Staats,

der Gemeinde, der Ehe, für den Einzelnen das Festhalten an der Idee einer dauernden Erhebung zur Geschlechterbildung in der socialen, die Anerkennung eines Berufes in der geistigen Welt, der Gedanke an eine Continuität des Geisteslebens in der Geschichte, das Streben in jedem Tüchtigen, diese Geschichte selber für sein eigenes Volk zu gestalten, damit die Hochachtung für die Arbeiten, mit deren letztem Ziele er sich in geistiger Einheit fühlt, und die geistige Kraft der Bescheidenheit, die ihm aus der Gegenwärtigkeit dieser Anschauung des Ganzen für seine engbegrenzte Individualität entspringt, aber eben deshalb ihm jedes prätentiöse Aufbauschen seiner selbst zuwider macht. Wie das Alles innerlich zusammenhängt, kann ich hier natürlich nicht sagen.

Wenn Sie mit dem »Liberalismus« kommen würden, würde ich einfach schweigen: es gab eine tiefe Entfremdung vom Judenthume Jahrhunderte, bevor man jenes Wort erfand. Aber das werden Sie verstehen, dass eine innige Verschmelzung da schwer möglich ist, wo jene Elemente, die ja doch mit dem Dogma nichts zu thun haben, nicht vorhanden zu sein scheinen. Und jetzt verstatte ich mir die Fragen aufzustellen, deren eingehende Beantwortung ich nicht geben kann, die uns aber doch vielleicht weiter führen, wenn man sie an die Schwelle des mir einigermassen unverständlich gebliebenen Problems stellt, »ob die Juden Christen werden sollen?« Es wird behauptet und Sie nehmen es, wie es scheint, selber an, dass die Juden »bis auf Weiteres«, also bis es ein Urchristenthum gibt, ihren Volksgott beibehalten werden und an ihrem Judenthume festhalten sollen. Nun habe ich mir sagen lassen, dass dies Judenthum gewiss keine Ehe im Sinne unserer Cultur kennt, sondern dass der Mann seine Frau mit einem einfachen »Scheidebrief« jeden Augenblick aus dem Hause entlassen kann. Es ist mir ferner gesagt worden, dass im ganzen alten Testament von keiner Art von kirchlichem Berufe die Rede ist, und dass die Juden daher weder eine priesterliche Bildung, noch einen priesterlichen Stand, noch überhaupt eine kirchliche Gemeinde, noch

eine Kirche kennen, sondern dass es nicht etwa blos jetzt, sondern von Anfang an bei den Juden weder einen kirchlichen Lehrberuf noch auch irgend etwas gegeben habe, was wir unter einer Obrigkeit verstehen, ebenso wenig eine politische Gemeinde, oder einen Richterstand, noch auch die juristische Möglichkeit, für die Familie einen dauernden Grundbesitz zu erwerben, daher keine Geschlechterbildung und — auch in der testamentarischen Zeit — keine Heimatsangehörigkeit, kein Gemeindewesen, keine Macht, welche Vorstände aufstellt, und daher keine Fähigkeit, eine feste Staatsordnung zu bilden. Ebenso wird gesagt, dass das Judenthum als solches die absolute Wortgläubigkeit zum obersten, unantastbaren Principe seiner religiösen und wissenschaftlichen Bildung mache, und dass man deshalb ganz ernstlich die Frage beantworten sollte, ob das noch Juden sind, welche nicht mehr unbedingt auf den Talmud schwören? Gelten sie als solche trotzdem, so verstehe ich das eigentliche Judenthum nicht; sind sie es aber nicht mehr, was sind sie denn? Brauchen sie dann erst Christen zu werden? So habe ich Ihre Auffassung nicht ganz verstanden. Es ist ganz wesenlos, in unserer Zeit von Glaubensdogmen in solchen Dingen zu reden.

Wenn daher die Juden nicht, wie alle Romanen und Germanen, die ja auch Heiden waren, Christen geworden sind, und auch jetzt noch es nicht sind, so muss der Grund in der tieferen Auffassung der letzten Gründe und der Haupterscheinungen der christlich-germanischen Civilisation liegen, in der Vorstellung des Volksgottes, in dem Mangel einer Ehe, wie wir sie uns denken, an dem Mangel einer rechtlichen Gemeindebildung mit der Unterwerfung des Einzelnen unter die Gemeinschaft, an dem Mangel der Hingabe und Freude an der geistigen Berufspflicht, an dem Mangel innerlicher Bescheidenheit, und was das Alles zusammenzufassen scheint, an dem Mangel an Hingebung an die höheren Ideale, an deren Stelle sich das Individuelle mit seiner Missachtung des Andern setzt.

Ich weiss nicht, ob ich in diesen Dingen allen irgendwie das Rechte sagte; aber stets will es mir scheinen, dass statt

der formell ganz unverständlichen Frage, ob die Juden Christen werden sollen, die viel tiefer gehende untersucht werden sollte, weshalb sie es nicht lange geworden sind, so gut wie die Romanen, Griechen, Germanen, Kelten, Iren und jetzt so viele Tausende in anderen Welttheilen. Gewiss werden Sie diese zweite, recht ernsthafte Frage mit ihrer Beantwortung an die erstere schliessen und damit den Sinn der einen durch die andere uns erklären.

Dabei lasssen Sie mich auch an diesem Orte meine hohe Achtung vor den dem Judenthum eigenen ausgezeichneten Eigenschaften aussprechen, vor jener Energie der individuellen Selbstthätigkeit, welche ihm das Gemeinde- und Genossenschaftswesen ersetzt, vor der Wärme und Tiefe des Familienlebens, welche für ihn die germanische Ehe und Geschlechterbildung vertritt, vor dem starken Glauben an den biblischen Jehova, der ihm an der Stelle des Glaubens an die Menschheit steht und zuletzt vor der Freiheit von jedem Vorurtheil in allen menschlichen Dingen, die freilich Eine grosse Grenze hat, — so wie wir auf das ethische Leben übergehen. Ich sehe diese Grenze allmälig verschwinden. Wann wird sich das ganz vollzogen haben?

Unterdessen zeichne ich

Hochachtend

Dr. L. v. Stein.

Adolf Bastian,

einer der hervorragendsten Reisenden und Ethnographen der Gegenwart, wurde am 26. Juni 1826 zu Bremen geboren, studirte Medicin in Berlin, Heidelberg, Prag, Jena und Würzburg, ging 1851 als Schiffsarzt nach Australien, wo er die Golddistricte durchstreifte, dann nach Neuseeland und durch die Südsee nach Peru, begab sich von da über Westindien nach Nordamerika und bereiste Mexico und Californien. Von hier nach China und Ostindien sich wendend, durchwanderte er Dekhan und das Marathenland und ging über Basra nach Bagdad. Nachdem er Syrien und Palästina durchzogen, steuerte er den Nil hinauf, besuchte Arabien, segelte von Aden aus nach dem Cap der guten Hoffnung, durchforschte die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika und das Nigerdelta, bereiste sodann Liberia, Sierra Leone und Senegambien und kehrte im December 1859 nach Europa zurück. Schon nach zwei Jahren (1861) trat er seine zweite grosse Reise an, indem er sich von London nach Madras einschiffte. In Hinterindien angekommen, fuhr er den Irawadi hinauf in das Birmanenreich, in dessen Hauptstadt er ein Jahr lang seinen Studien oblag, und ging dann nach Bangkok, von da durch Kambodscha nach Saigon und Singapur. 1864 und 1865 bereiste er den indischen Archipel und Japan und kehrte über Peking, durch die Mongolei und Sibirien und über den Kaukasus nach Europa zurück. Neue Reisen führten ihn 1875—76 nach den Küsten von Peru und Ecuador und von da nach Californien und den Unionsstaaten, 1878 wieder nach Asien und nach den Inseln der Südsee. — Bastian wirkt gegenwärtig als Professor der Ethnologie an der Berliner Universität und ist Director des dortigen ethnographischen Museums. Von seinen hervorragend gelehrten Werken seien hier nur erwähnt: »Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo« (1859); »Der Mensch in der Geschichte« (1860, 3 Bde.); »Die Völker des östlichen Asien« (1866—71, 6 Bde.); »Beiträge zur vergleichenden Psychologie« (1868); »Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit« (1868); »Mexico« (1868); »Alexander von Humboldt, Festrede... bei der Humboldtfeier« (1869); »Sprachvergleichende Studien, besonders auf dem Gebiete der indochinesischen Sprachen« (1870); »Die Weltauffassung der Buddhisten« (1870); »Ethnologische Forschungen« (1871—73, 2 Bde.); »Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern« (1872); »Geographische und ethnologische Bilder« (1872); »Religion und Theologie« (1872, Heft I. und II); »Die deutsche Expedition an der Loangoküste Afrikas« (1874—75, 2 Bde.);

»Schöpfung oder Entstehung« (1875); »Die Vorstellungen von der Seele« (1875); »Die Culturländer des alten Amerika« (1878, 2 Bde.); »Die heilige Sage der Polynesier« (1881); »Die Vorgeschichte der Ethnologie« (1881); »Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen« (1881); »Der Buddhismus in seiner Physiologie« (1882); »Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Physiologie« (1883); »Zur Kenntniss Hawaiis« (1883); »Grundzüge der Ethnologie« (1884). Mit R. Hartmann gibt er seit 1869 die »Zeitschrift für Ethnologie« heraus.

Geehrter Herr!

Schon auf Ihre frühere Sendung mit freundlicher Zuschrift würde ich Ihnen damals geantwortet haben, wenn nicht die Ungunst vielerlei Geschäftsüberhäufungen, wodurch mir lange schon jede Minute freier Musse abgeschnitten ist, in der letzten Zeit gerade drängender und brennender sich gestaltet hätte.

Indess, in der Eile ein stenographisches Dictat, da sich in Betreff der Gesichtspunkte, um die es sich handelt, ohnedem auf Verschiedenes von dem verweisen liesse, was mir bei gebotenen Veranlassungen nahe gelegen hat, an verschiedenen Stellen meiner Schriften darüber zu sagen.

So z. B. angesichts der Schwierigkeiten, über den Begriff einer »reinen Race« ins Klare zu kommen, über die Auffassung der Culturvölker als »Vollblutracen«, sowie den Begriff einheitlich selbstbewusster Nationalität, welche um so kräftiger und mächtiger emporblühen wird, je mehr edel entsprossene Keime sie in sich aufnimmt und verarbeitet. Welch willkommeneres Geschenk könnte ihr also entgegengebracht werden, als ein anderes Edelreis, ein altgepflegtes, das in seiner jahrtausendjährigen Geschichte alle Stürme siegreich überdauert hat — welch willkommeneres Geschenk als solches, um es gleichfalls in sich zu verarbeiten, vorausgesetzt freilich, dass dieses sich verarbeiten lassen will, oder vielmehr verarbeiten lassen kann. Denn je unverwüstlicher seine Resistenzfähigkeit sich bereits erwiesen hat, desto härter würde der Bissen sein, freilich ein desto nahrhafterer auch, nachdem durch die Verdauungskraft bewältigt. Und so, von Wünschen gefördert, von

Hoffnungen belebt —, so sei sie gern versucht, die Assimilation in jenem neuen Schusse, der mächtig, vielgegliedert in Europas Mitte emporwächst, um in ihm aufzugehen und mit ihm zu verwachsen zu einem einheitlichen Ganzen, — wenn es geht. Und darauf eben kommt es an, denn für eine kräftig selbstbewusste Nationalität fällt ihre Lebensfrage in die Einheit, voll und ganz.

In zerrissener Kleinstaaterei oder in losen Conföderationen klingt vollere Berechtigung aus mancherlei Ansprüchen, die vor durchtönenderen Interessen im Geschichtslaufe einer, in vollschwellender Kraft heranreifenden, Nationalität zu schweigen haben. Denn für diese gilt es: kein Staat im Staate, keine fremden Stimmen im eigenen Hause, weder die kirchlichen eines von jenseits der Grenzen des Reiches übergreifenden Oberhauptes, noch die particularistischen einer um dii penates, als privati geschaarten Phalanx, wenn diese Heiligthümer für sie schwerer wiegen sollten, als die majores und publici des Staates. So damals, als das καινός νόμος gepredigt wurde, und damals siegte der neue Glaube unter dem Verfalle einer gealterten und überlebten Nationalität. Jetzt dagegen keimt es jugendfrisch in frischer und neuer Nationalität, stark genug, um auch altersgrauen Glauben organisch in sich aufzunehmen und zu absorbiren. Durch die massgebenden Stimmen, wie bei den französischen und englischen, so auch bei den deutschen Juden, hat die Mehrzahl sich bereits im patriotischen Sinne entschieden, und auch bei denjenigen Punkten, wo doppelte Buchführung noch nicht ganz zu umgehen sein möchte. Ohne der Idealität des Religiösen im Christenthum oder im Judenthum ihre schuldigen Ehren zu verkümmern, wird sie doch besser für sich selbst, in ihrem ätherischen Reiche der Idee verweilend bleiben, um der vollen Entfaltung des nationalen Lebens, wie aus den durch Geschichtsquellen getränkten Wurzeln emporwachsend, weitesten Spielraum zu gewähren. Für den κόσμος νοητός des nationalen Staates liegt in solcher Nationalität sein religiöses Gewissen, die συνείδησις der Gesammtheit (wie sich nun auch der Einzelne mit seinen psy-

chischen Bedürfnissen individuell ausserdem noch abfinden möchte), ein einheitliches Nationalbewusstsein also; und zweierlei Gewissen in gleichem Organismus würde durch Zwiespalt wieder zerreissen und die Einheit organischer Lebensfähigkeit mit pathologischen Ablenkungen bedrohen.

Ob und inwiefern, bei factischer Vorlage von Differenzen, dieselben in gegenseitigem Abgleichen zu verschwinden vermögen, wird in der Praxis selbstverständlich nicht von Wünschen allein (die leider nicht zu zaubern vermögen), sondern zunächst davon abhängen, ob ein gemeinsam deckendes Tertium comparationis sich herausrechenbar erweist.

Wir und die Gleichgesinnten derer, die wir uns als Aufgeklärte rühmen, in jüdischen und in christlichen Kreisen — wir, wenn im Conclave zusammensitzend, würden rasch genug zu einem Einverständnisse kommen in einem Sinne, ähnlich dem, wie dieses Buch geschrieben und so manche andere Broschüre der letzten Jahre. Denn was kümmert's gross, ob der Nachbar, der Freund, der Studiengenosse die Synagoge besucht oder die (aus der Basilika aufgebaute) Kirche? (oder welches Conventikel vielleicht) oder das Laboratorium, oder eine Bibliothek zum täglichen Brot, im »nutrimentum spiritus«. Für uns Zeitkinder (die wir es wenigstens zu sein glauben) liegt die Toleranz in Fleisch und Blut des Zeitgeistes selbst. Damit jedoch ist es noch nicht gethan. Denn unter uns wogt es in tiefdunkelnden Schichten, in den Millionen und Milliarden der grossen Massen mit oft unklar (wenn aus naturgesunder Wurzel auch) emporquellenden Gefühlsströmungen, die wie in manch modernster Rabbinerversammlung zum Ausdrucke gekommen, ebenso wenig schmücken, als wenn in einer Blumenlese auf antisemitischen Feldern gesammelt. Hier nun zu klären und zu belehren, ist die Aufgabe zwar der »Uppertenthousand«. Aber solche ihre Aufgabe lässt sich nicht übers Knie brechen, am wenigsten etwa durch Regierungsmassregeln, die nur des Staubes mehr aufzuwirbeln pflegen (wenn nicht genugsam schon im Volke vorher vorbereitet), und das Verworrene leicht wirrer noch verwirren.

Bis ethnologische Theorien, die innerhalb der Fachstudien selbst zwischen Extremen haltlos noch umherfahren, zu elementarem Gemeinverständniss gekommen sind — bis dahin hat es noch gute Wege, und in der Zwischenzeit würde das Volksbewusstsein leicht mit einem vollberechtigten Factor eigener Existenz in Conflict zu kommen bedroht sein, mit jenem vollgeschlossenen Nationalitätsbestreben (wie gesagt). Nachdem Jahrhunderte lang von Oben herab darauf hingearbeitet war, dem Volke seine Abtrennungsscheidewand von den Juden bis auf äusserliche Zeichen, in Kleidung, Wohnung u. s. w. deutlichst vor Augen zu führen, wird es jetzt, wenn auch (im schnelleren Tempo der Gegenwart) nicht mehr Jahrhunderte, doch möglicherweise Jahrzehnte bedürfen, um einen gegentheiligen Satz zu vollem Durchbruch zu bringen. Seitens des Staates ist neuerdings mancherlei geschehen für Wegräumung der früheren Barrièren, und wenn jetzt von Seiten der Juden ebenfalls eine freisinnige und weitblickende Reformbewegung (wofür es an Befähigten dort am wenigsten fehlt) entgegenkommen sollte, um den noch übrigen Rest verwischen zu helfen, dann dürfte bald freie Bahn eingeleitet sein, auf der sich die Strömung des Zeitgeistes den ihm einwohnenden Idealen allgemeiner Humanität gemäss für gleichartige Nivellirung würde verbreiten können. Probleme, die uns reizen, lieben wir, als Geistesgourmands an unserer Tafelrunde, aus den Höhen der Metaphysik oder mit den Apparaten tiefsinniger Gelehrsamkeit zu bearbeiten, wogegen sie sich im Volke kürzer entscheiden, nach Antipathien und Sympathien, die, weil im Unbewussten noch schwankend, nach allmäliger Klärung durch Argumente erst erreichbar sein würden. Hier würde das Geheimniss einer Umwandlung zu lösen und die Aufgabe zunächst darin gestellt sein, jeden *Anlass* zu Antipathien wegzuräumen, damit sie sich *nicht länger fühlbar* machen. Dann (bei Wegfall weiteren Anstosses) verschwinden sie *allmälig von selbst* und ebenso von selbst treten damit die Sympathien ein, nach dem Naturgesetze allgemeiner Harmonie.

Das semitische Problem scheint sich deshalb um die Vorfrage zu drehen, ob es möglich sein möchte, die im bürgerlichen Leben in verschiedenen Formen gleichgiltiger Aeusserlichkeiten beständig (und alljährlich mit erneuter Periodicität im Festesumlaufe des Jahrescyclus) wiederkehrenden Gegensätze zu beseitigen, wodurch das Vorhandensein einer Differenz immer wieder frisch in die Erinnerung zurückgerufen wird. Ohne solches stets wiederholtes Memento würden die Juden kaum auffälliger oder anstössiger sein, als irgend welche andere der Secten, an denen das Christenthum ja reich genug ist und auch weit genug, um in dem international jetzt das Erdenrund umfassenden Sinne vor Allem eine bereits näherstehende (und im geschichtlichen Zusammenleben verwandtschaftlich gestimmte) Nationalität (aus nächstem Grenzgebiete Europas zum Orient) in völliger Gleichberechtigung aufzunehmen. Wenn die Schriftgelehrten beider Parteien ihre Köpfe zusammenstecken wollten, um über die im bürgerlichen Leben beständig repetirten Unterschiede der Festeszeiten und anderer Satzungen eine gegenseitige Verständigung zu treffen, so wäre damit ein merklicher Schritt vorwärts gethan. Es würde sich um Nachgeben handeln, auf der einen Seite oder andern (beiden auch wohl). Vielleicht wären hie und da Weitherzige bereit, die christlichen Festtage, über die man in der indictio festorum mobilium seit dem Osterstreite unter den Kalenderreformen nie recht zu festen Datirungen gekommen ist, aus Courtoisie gegen die ältere Religionsschwester, dieser zu concediren. Indessen dürfte die Mehrzahl der Glaubensgenossen schwerlich damit zufrieden sein und wohl eher mit Recht verlangen wollen, dass die Minderheit sich nach der Majorität zu richten habe.

Jedoch, ob so oder so, wenn in der einen Weise nicht, wird es in der andern gehen, denn »where the will, there's a way«; den guten Willen auf beiden Seiten vorausgesetzt, wie es in diesem Falle geschehen darf.

Eine derartig complicirte Frage in cursorischer Kürze, unter den damit verbundenen Gefahren der Missdeutungen,

zu beantworten, hat immerhin sein Missliches. Doch Ihrem ausgesprochenen Wunsche folgend, entschloss ich mich dazu, da übrigens die Motivirungen von den dafür Interessirten sich meinen Veröffentlichungen genugsam entnehmen lassen.

Hochachtungsvoll

A. Bastian.

Elfride Fibiger,

hervorragende dänische Romanschriftstellerin, geboren 17. Juli 1834 als Tochter eines schleswig'schen Ober-Zollinspectors, verheiratete sich 1856 mit dem als Gelehrten bekannten Arzt Chr. Fibiger, welcher 1873 starb. Ihre erste literarische Arbeit: »En Magdalen historie« (1878) erregte so grosses Aufsehen, dass sie innerhalb acht Tagen zwei Auflagen erlebte. Der grosse Erfolg ermunterte sie, in kurzen Zwischenräumen die Erzeugnisse ihres poetischen Schaffens einander folgen zu lassen: »Hedens Hemmeligheder« (»Die Geheimnisse der Heide«); »To Fortällinger« (»Zwei Erzählungen«, 1878); »Sorte Stefan« (»Der schwarze Stefan«, 1879) und endlich den Roman »Askepot« (»Aschenbrödel«, 1880), welcher die Dichterin bereits auf der Höhe ihres Schaffens zeigt. Haben ihre Erzählungen gern den jütischen Boden und das Volksleben gewählt, so hat sie neuerdings sich dem socialen Leben der höheren Schichten zugewandt. Glückliche Erfindung, feine Beobachtung und Originalität der Diction zeichnen die Dichterin in hohem Grade aus. In jüngster Zeit hat sie auch in der socialen Frauenfrage das Wort mit »Ogsaa et lille Ord om Kvinden« (»Auch ein kleines Wort über die Frau«, 1880) ergriffen und sich mit Wärme und Unparteilichkeit den Ueberschreitungen nach beiden Seiten entgegengestellt. 1878 erhielt die Dichterin vom König von Dänemark ein lebenslängliches Legat und im Jahre 1882 auch eine lebenslängliche Unterstützung vom Staate.

Kopenhagen, 30. Juli 1884.

Sehr geehrter Herr!

Empfangen Sie meinen besten Dank für die Uebersendung Ihrer interessanten Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?«

Die Judenfrage hat sich eigenthümlicherweise bei mir schon vor Jahren durch die Poesie der jüdischen Legende »Nicanor«, deren Reiz mir bereits als Kind klar ward, geltend machen können.

Auch ich wünsche, wie Sie, mein Herr, dass das Symbol der Taube mit dem Oelblatte sich zum Heile der Menschheit als Glaube verbreiten möchte.

Aber die Ueberzeugung der Christen, dass uns der Heiland schon geboren ist, schattirt unserem Glauben gegenüber allzu stark die Hoffnung der Juden, dass sein Kommen noch zu erwarten sei.

Darum wird sich nie die Liebe und die Hoffnung dem Glauben beigesellen können, um sich im Vereine mit einander zu verständigen, worin ja doch der wahre Moment zur Eintracht auf dem Gebiete des Seelenlebens der Juden und der Christen gelegen ist.

Nicht einmal die klare Auffassung der Gegenwart, die Ephraim Moses Kuh einst so geistreich in den Worten zum Ausdruck gebracht hat:

»Sonst macht die Ferne Alles klein,
Nur fernes Glück scheint gross zu sein!«

lässt sich der Idee des Judenthums und des Christenthums gegenüber anwenden, weil hier der Dualismus zurücktritt.

Ergebenst

Elfriede Fibiger.

Adolf Graf von Schack,

einer der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller Deutschlands, geb. 2. August 1815 zu Schwerin als der Sohn des Geheimen Rathes Adam von Schack, verlebte seine erste Kindheit auf dem Gute seines Vaters, kam indess früh, durch Ernennung desselben zum Bundestags-Gesandten, nach Frankfurt a. M. Hier besuchte er das Gymnasium und studirte demnächst 1834—1838 in Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte. Daneben beschäftigte er sich mit den verschiedenen europäischen Literaturen und legte auch schon damals den Grund zu seiner Kenntniss orientalischer Sprachen, namentlich des Sanskrit, Arabischen und Persischen. Schack stand längere Zeit in preussischem, hierauf in mecklenburgischem Staatsdienst, zog sich aber 1851 als Privatmann auf seine Güter im Mecklenburgischen zurück. Einer Einladung des Königs Maximilian von Bayern folgend, begab er sich sodann nach München, wo er in nahem persönlichen Verkehr mit diesem kunstliebenden Könige lebte. Der früh erwachte Reisetrieb führte Schack bereits 1835 nach Italien, Sicilien, Griechenland und einen bedeutenden Theil Kleinasiens; die Jahre 1839 und 1840 sahen ihn in Spanien mit eifrigen Studien zu der von ihm projectirten Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien beschäftigt. Zu wiederholten Malen bereiste er die fernen Gegenden des Ostens und des Westens, insbesondere legte er 1852—1854 in Spanien den Grund zu seinem namhaften Werke über die Poesie und Kunst der Araber in Spanien. In München selbst trat er in freundschaftliche Beziehungen, besonders zu Geibel, Paul Heyse, Riehl u. A. 1876 wurde er vom deutschen Kaiser in den Grafenstand erhoben. — Unser Dichter verbindet mit hohem Adel im Geschmack einen seltenen geistigen Universalismus, der aber nicht blos ein anempfindender Eklekticismus, sondern der Universalismus eines congenialen Geistes ist, der sich zu den Besten aller Jahrhunderte aus Seelenverwandtschaft hingezogen fühlt. Adolf v. Schack ist nicht blos zu Hause in den Hallen der Poesie, sondern im grossen Tempel der Kunst überhaupt; die Maler, Bildhauer und Musiker von einst und jetzt sind seine Vertrauten (die Gemäldegallerie des Grafen Schack gehört zu den Sehenswürdigkeiten Münchens). Eine grandiose Phantasie bringt ihm das Fernste, das in Raum und Zeit Entlegenste nahe; dabei pulsirt in ihm ein warmer Herzschlag der Empfindung und Begeisterung für Alles, was schön und gross ist. Für die Darstellung dieser grossartigen Gedanken- und Gefühlswelt findet unser Dichter

aber auch stets die richtige, makellose Form, die sich durch wunderbaren Wohllaut ebenso wie durch plastische Sicherheit auszeichnet. Von seinen Werken nennen wir: »Gedichte« (1866, 3. Aufl. 1874); »Episoden« (erzählende Dichtungen, 1869, 3. Aufl. 1875); »Lothar« (Gedicht in 16 Gesängen, 2. Aufl., 1874); »Weihgesänge« (1877, 2. Aufl. 1879); »Nächte des Orients« (Dichtung, 2. Aufl., 1877); »Die Plejaden« (Gedichte in 10 Gesängen, 1881); die Dramen: »Die Pisaner« (2. Aufl., 1876); »Heliodor« (1878); »Timandra« (1879); »Atlantis« (1879) und die »Politischen Lustspiele« (2. Aufl., 1876); die Romane: »Durch alle Wetter« (in Versen, 3. Aufl., 1875) und »Ebenbürtig« (in Versen, 1876); die Nachdichtungen und wissenschaftlichen Werke: »Spanisches Theater« (1845, 2 Bde.); »Firdusi. Heldensagen in deutscher Nachbildung« (2. Aufl., 1865); »Stimmen vom Ganges« (indische Sagen, 2. Aufl., 1877); »Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur in Spanien« (2. Ausg. 1854, 3 Bde., Nachträge 1855); »Romanzen der Spanier und Portugiesen« (mit Emanuel Geibel, 1860); »Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien« (2. Aufl., 1877, 2 Bde.); »Die Strophen des Omar Chijam« (aus dem Persischen, 1878). Die gesammelten poetischen Werke erschienen in 6 Bänden (Stuttgart, Cotta, 1882—1883).

Wildbad, den 8. August 1884.

Sehr geehrter Herr!

Ihr gefälliges Schreiben hat mich hier in Wildbad erreicht, wo ich von einer höchst quälenden Neuralgie Heilung suche. Da ich die heute vielfach in Scene gesetzte Agitation gegen das Semitenthum durchaus missbillige und sie im schreienden Widerspruche mit dem Geist der Humanität finde, welchen zu verbreiten das Streben aller grossen Geister unseres Volkes war, so möchte ich diese meine Ansicht gerne ausführlicher kundgeben; allein mein Leiden ist von der Art, dass es mir jede, auch die kleinste geistige Anstrengung, und wahrscheinlich für längere Zeit hinaus, verbietet. Entschuldigen Sie daher, geehrter Herr, wenn ich mich damit begnügen muss, auf Ihr Schreiben diese wenigen Worte zu erwidern.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Adolf Graf v. Schack.

Carl Vogt,

einer der berühmtesten Naturforscher und Schriftsteller der Gegenwart, wurde am 5. Juli 1817 zu Giessen geboren, studirte daselbst und in Bern, wohin sein Vater als Professor der Klinik berufen wurde, Medicin, betheiligte sich seit 1839 lebhaft an den naturwissenschaftlichen Arbeiten von Agassiz und Desor und nahm 1847, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Paris, einen Ruf als Professor nach Giessen an. 1848 in die Deutsche National-Versammlung gewählt, hielt er zur äussersten Linken, und that sich als einer der gewandtesten und schlagfertigsten Redner hervor, folgte dann dem Parlamente nach Stuttgart, wo er Mitglied der Reichsregentschaft wurde, und ging in Folge dessen seiner Giessener Professur verlustig. Nachdem er zunächst wieder in Bern und eine Zeit lang in Italien gelebt, kam er als Professor der Geologie nach Genf, wo er später auch zum Mitglied des Grossen Raths, sowie zum eidgenössischen Stände- und Nationalrath erwählt wurde und noch gegenwärtig als eine der ersten Zierden der dortigen Hochschule wirkt. — Von Vogt's zahlreichen, durch tiefe Gelehrsamkeit und seltenen Scharfsinn ausgezeichneten Schriften seien hier erwähnt: »Im Gebirge und auf den Gletschern« (1843); »Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde« (4. Aufl. 1879); »Physiologische Briefe« (4. Aufl. 1874); »Zoologische Briefe« (1851, 2 Bde.); das Reisewerk »Ocean und Mittelmeer« (1848, 2 Bde); »Bilder aus dem Thierleben« (1852) und die mit beissender Satire versetzten »Untersuchungen über Thierstaaten« (1851), später zusammengefasst als »Altes und Neues aus dem Thier- und Menschenleben« (1859, 2 Bde.); ferner: »Köhlerglaube und Wissenschaft« (4. Aufl. 1856, Streitschrift gegen Rudolf Wagner); »Grundriss der Geologie« (1860); »Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde« (1863, 2 Bde.); »Nordfahrt« (1863), die Beschreibung einer 1861 von ihm geleiteten Expedition nach dem Nordkap; »Vorlesungen über nützliche und schädliche Thiere« (1865); »Ueber Mikrocephalen oder Affenmenschen« (1867); »Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft« (1882); »Die Säugethiere in Wort und Bild (mit Friedrich Specht, 1882 f.) u. a.

Interlaken, 16. August 1884.

Verehrter Herr!

Ihren Brief vom 5. August finde ich soeben hier vor; die darin angezeigte Broschüre wird wahrscheinlich meine

Ankunft in Genf gegen den 15. September erwarten, da ich bei den mancherlei Kreuz- und Querzügen in den Bergen, die mich bis dahin in Anspruch nehmen, mir nur Briefe nachschicken lasse. Ich will aber nichtsdestoweniger mit der Antwort nicht zögern, da dieselbe ohnehin nur sehr kurz sein kann.

Meine Ansichten über die Judenfrage habe ich vor einigen Jahren in einer Reihe von Artikeln in der »Frankfurter Zeitung« niedergelegt. Dieselben sind auch als kleine Broschüre in das Französische übersetzt und verbreitet worden (Neuchâtel, Librairie Sandoz). Ich habe also nicht abgewartet, bis die antisemitische Strömung die jetzigen Dimensionen annahm, sondern von vorneherein und im Anfange meine Stimme dagegen erhoben. Meines Erachtens liegt der Schwerpunkt der ganzen Frage gar nicht im religiösen Gebiete, sondern in dem instinctiven Hasse der Unbefähigten gegen die Befähigten, der Armen gegen die Reichen, der Behäbigen gegen die Rührigen.

Das religiöse Element in der Sache wird freilich gefördert durch die Hartnäckigkeit, womit die Juden an gewissen secundären Gebräuchen hängen, wie z. B. der Forderung besonderer Begräbnissstätten, besonderer Schlachtmethoden (Schächten), die mit den allgemeinen Ansichten über Civilisation unserer Zeit im Widerspruche stehen und deren sie sich sehr wohl entschlagen könnten, ohne ihrer Religion im mindesten Abbruch zu thun.

Das religiöse Moment wäre also, bei einigem Entgegenkommen der Juden in diesen Punkten, leicht zu beseitigen. Anders verhält es sich mit dem politischen oder, wenn Sie wollen, ökonomischen Moment, das auch sonst als letzter und tiefster Grund eine grosse Rolle spielt, wie z. B. jetzt in der Abneigung der Deutschen gegen England, der Russen gegen die Deutschen, der Amerikaner gegen die Chinesen, und das, zum Theile vielleicht unbewusst, von vielen Regierungen durch die Ausschliessung der Juden von öffentlichen Aemtern und Stellungen genährt wird, indem diese einzig und allein auf Gelderwerb zurückgewiesen werden. Ich sehe z. B. in Frank-

reich, wo die sociale und politische Gleichstellung der Juden nicht nur theoretisch anerkannt, sondern auch praktisch durchgeführt ist, die Israeliten allmählich aus den Handels- und Börsengeschäften zurücktreten und so in der gebildeten Bevölkerung als abgesonderte Theile verschwinden. Noch neulich habe ich mit einem befreundeten Juden in Paris mich davon überzeugt. Der Stammvater war ein an der französischen Grenze in Deutschland angesessener Handelsmann. Zwei Söhne sind in Deutschland geblieben; sie und ihre Descendenten sind mit Handel beschäftigt. Fünf andere Söhne und zwei Töchter sind in Frankreich ansässig. Wir konnten 46 Descendenten derselben aufzählen, von welchen ein Einziger »ein Geschäft« betreibt, das er übernehmen musste, um den gänzlichen Verlust seines Vermögens abzuwenden. Er that dies, obgleich er sich zum Ingenieur ausgebildet und das Patent als Ingénieur civil erworben hatte. Alle anderen sind Bergwerks-Ingenieure, Advocaten, Richter, Professoren, Officiere im Genie und der Artillerie, Präfecten und Unterpräfecten, ein einziger Journalist.

Solche Thatsachen sprechen laut genug. Im Uebrigen habe ich jetzt weder Zeit, noch Neigung, dasjenige zu wiederholen, was ich schon vor einigen Jahren klar und deutlich gesagt habe, und indem ich Ihrer Unternehmung den besten Erfolg wünsche, verbleibe ich

mit ausgezeichneter Hochachtung

Carl Vogt.

Karl Braun-Wiesbaden,

einer der hervorragendsten Politiker und Schriftsteller Deutschlands, wurde 20. März 1820 zu Hadamar in Nassau geboren, besuchte das Gymnasium zu Weilburg an der Lahn, hernach die Universitäten Marburg und Göttingen, auf der erstgenannten unter Carl Friedrich Hermann mit Philologie, in Göttingen (unter Mühlenbruch und Thöl) mit dem Studium der Rechtswissenschaft, und unter Roscher dem der Volkswirthschaft beschäftigt. Hierauf in' nassauischen Staatsdienst tretend, verliess er denselben 1848 und fungirte als Rechtsanwalt am Obergerichte in Wiesbaden, ward Mitglied der nassauischen Stände-Versammlung und 1858 Präsident des nassauischen Abgeordnetenhauses. 1867 übersiedelte er als Rechtsanwalt am Obertribunal nach Berlin über, und ist seitdem thätig als angesehenes Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstages. Gegenwärtig lebt Braun als Justizrath und Reichsgerichtsanwalt in Leipzig. Braun gehört zu den Gründern der nationalliberalen Partei, aus der er jedoch nach der Wendung der Bismarck'schen Politik 1880 mit Forckenbeck und Genossen austrat. Mit Prince-Smith, Faucher, Michaelis und Lette begründete er 1858 den »volkswirthschaftlichen Congress«, dessen Präsident er seitdem ist, sowie (1863) die »Vierteljahresschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte«. Seit 1860 ist er Ehrenmitglied des Cobden-Clubs, seit 1879 Ehrenpräsident der »Berliner volkswirthschaftlichen Gesellschaft«. Grosse Reisen in Europa, Asien und Afrika, besonders aber im Orient, haben seinen Horizont erweitert. Von Braun's Werken, die sich insgesammt durch eine glückliche Erzählungsgabe, fesselnde Darstellung und scharfgeschliffene Dialektik auszeichnen, mögen hier genannt werden: »Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei« (3. Aufl. 1881, 5 Bde.); »Während des Kriegs«. Erzählungen, Skizzen und Studien (1871); »Tokai und Jokai«, Bilder aus Ungarn (1873); »Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Culturbilder und Studien« (1874, 3 Bde.); »Mordgeschichten« (1874, 2 Bde.); »Reisebilder« (1875); »Zeitgenossen«, Erzählungen, Charakteristiken etc. (1877, 2 Bde.); »Eine türkische Reise« (1877, 3 Bde.); »Reiseeindrücke aus dem Südosten« (1878, 3 Bde.); »Randglossen zu den Wandlungen der letzten Jahre, von einem deutschen Abgeordneten« (anonym, 1879); »Landschafts- und Städtebilder« (1880); »Von Berlin nach Leipzig«, reichs-, rechts-, wirthschafts- und culturgeschichtliche Plaudereien (1880); »Doctor Sackauer.« Neue Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei (1880); »Cultur-

historische Novellen« (1881); »Champagner«. Ein Capitel aus meinem Weinbrevier (1882); »Die Wisbyfahrt« (1882); »Der Diamantenherzog« (1882); »Von Friedrich d. Grossen bis zum Fürsten Bismarck«. Geschichte der preussischen Wirthschaftspolitik (1882); »Blutige Blätter«. Epos (1883). Braun, dessen rein juridische Schriften wir hier übergehen, hat mit O. Michaelis gemeinschaftlich des berühmten Nationalökonomen John Prince Smith's »Gesammelte Schriften« (3 Bände, Berlin 1880) herausgegeben und ist auch an der Mitherausgabe der »Annalen des deutschen Reichsgerichts« betheiligt.

Leipzig, den 18. August 1884.

Verehrter Herr!

Soeben erhalte ich Ihren Brief vom Gestrigen. Der vom 14. Juli ist hier eingetroffen, während ich mich auf einer Reise befand, von der ich erst vor Kurzem zurückgekehrt bin.

Ihre vortreffliche Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« habe ich schon unmittelbar nach dem Erscheinen der zweiten Auflage, im März oder April d. J. mit grosser Aufmerksamkeit gelesen, auch mir allerlei Notizen dazu gemacht, welche ich gerne weiter ausführen möchte. Allein ich bin gegenwärtig so mit Arbeit überhäuft, dass ich für die nächste Zukunft keine Möglichkeit sehe, jene Absicht zu verwirklichen.

Ich muss mich daher im Augenblick darauf beschränken, mein Votum kurz dahin zusammenzufassen:

Die Welt und die Menschheit werden nichts dabei gewinnen, wenn die Juden Christen werden. Ebensowenig, wenn die Christen Juden würden. Besser wäre es, wenn die Christen sowohl wie die Juden sich bestrebten, Menschen zu werden und sich als solche gegenseitig zu achten. Nur der Humanismus, der leider in Deutschland unter dem Pfaffen-Gezänke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts schwer gelitten und mitunter noch darunter leidet, vermag den confessionellen Gegensätzen jede Gehässigkeit zu benehmen.

Was aber den Antisemitismus anlangt, welcher in einigen Gegenden des östlichen Europa zur Zeit grassirt, so ist der-

selbe ein Schandfleck für die Menschheit und eine Schmach für das neunzehnte Jahrhundert. Die niederträchtigste Rolle spielen dabei jene vorsichtigen und heuchlerischen Hetzer, welche der strafgerichtlichen Verantwortung aus dem Wege zu gehen wissen, aber gerade deshalb um so verdammenswerther sind, und die moralische Verantwortung für alle von den Irregeleiteten verübten Verbrechen nicht von sich abzuwälzen vermögen.

Rassenhass ist ein Anachronismus in einer Zeit, wo der Culturfortschritt die Völker und die Einzelnen immer näher aneinanderrückt und enger mit einander verbindet.

Verzeihen Sie, dass ich, statt Ihrem Buche die eingehende Besprechung, welche es verdient, zu Theil werden zu lassen, mich auf diese kurze »Confession de foi« für heute beschränke und genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung.

Ihr ergebenster

Braun.

Friedrich v. Bodenstedt,

einer der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller des heutigen Deutschlands, wurde am 22. April 1819 zu Peine im Hannover'schen geboren, trat, zum Kaufmanne bestimmt, in ein mercantiles Institut in Braunschweig, besuchte sodann die Universitäten Göttingen, München und Berlin, sich besonders dem Studium der modernen Sprachen widmend. 1840 in Moskau als Erzieher angestellt, fand er während dreier Jahre die nöthige Musse, die slavischen Sitten und Sprachen zu studiren. 1844 folgte er einem Rufe nach Tiflis, um daselbst die Leitung eines pädagogischen Institutes und später eine Lehrerstelle am dortigen Gymnasium zu übernehmen. — Mitten unter den Eindrücken der neuen Umgebung fasste er den Plan zu seinem Werke: »Die Völker des Kaukasus« (2. Aufl. 1855), zu welchem er sich durch eifriges Studium der orientalischen Sprachen vorbereitete, unterstützt von seinem Lehrer und Freund Mirza Schaffy. Bodenstedt hat diesen Dienst reichlich vergolten, indem er den Namen seines Lehrers durch die »Lieder des Mirza Schaffy« (1851) unsterblich machte. Diese Lieder, durch eine literarische Mystification lange Zeit für Uebersetzungen kaukasischer Lieder gehalten, haben Bodenstedt und keinen Andern zum Verfasser. Von Tiflis kehrte Bodenstedt, mit einer Fülle von Anschauungen und Erfahrungen bereichert, nach Deutschland zurück (1846), wo sein Name durch die Sammlung kleinrussischer Volkslieder: »Die poetische Ukraine« (1845) bereits einen guten Klang besass. Von jetzt an finden wir den Dichter in verschiedenen Stellungen und Missionen, bald in München, bald in Italien, in Berlin, Paris, Frankfurt, Bremen (hier als Redacteur der »Weserzeitung«) und bei Cassel (1852—1853 auf dem Gute des ihm befreundeten Freiherrn von der Malsburg, wo auch Emanuel Geibel längere Zeit lebte), bis er endlich, nach einem Aufenthalte zu Gotha, in der Umgebung des Herzogs von Coburg-Gotha, von König Maximilian von Bayern unter Zusicherung einer Jahresrente nach München berufen und hier (1854) zum Professor der slavischen Sprachen und Literaturen an der Universität ernannt wurde. 1867 folgte er einem Rufe des Herzogs von Meiningen, um in dessen Residenz die Stelle eines Theaterintendanten zu übernehmen. Von 1873—1875 lebte er in seiner hannoverschen Heimat in stiller Zurückgezogenheit seinen schriftstellerischen Arbeiten und siedelte dann nach Wiesbaden über, von wo er 1879 eine Reise nach Nordamerika (behufs Vorlesungen) unternahm und wohin er 1880 wieder zurückkehrte. — Von Bodenstedt's Werken seien hier genannt:

»Koslow Puschkin und Lermontow«, eine Anthologie (1843); »Die Einführung des Christenthums in Armenien« (1850); »Lermontow's poetischer Nachlass« (1852); »Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke« (1858—1860, 3 Bde.); die Uebersetzung von Shakespeares sämmtlichen Werken (unter Mitwirkung von Paul Heyse, Georg Herwegh, Adolf Wilbrandt, Otto Gildemeister, Nikolaus Delius und Hermann Kurz, Leipzig, Brockhaus 1872); »Shakespeare's Sonette« (4. Aufl. 1873); »Aus Ost und West«, Vorlesungen (1861); »Shakespeare's Frauencharaktere« (1875); »Album deutscher Kunst und Dichtung« (4. Aufl., 1877); »Der Sänger von Schiras«, Hafisische Lieder, verdeutscht« (1877); »Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm«, verdeutscht (2. Aufl., 1881). Bodenstedt's poetisches Meisterwerk aber sind und bleiben die bereits genannten: »Lieder des Mirza Schaffy«, die es bereits zur 109. Auflage gebracht haben und später eine Ergänzung durch: »Aus dem Nachlass Mirza Schaffy's«. Neues Liederbuch mit Prolog (1874) erfuhren. Seine übrigen Gedichtsammlungen: »Gedichte« (3. Aufl., 1860); »Aus der Heimat und Fremde« (1857—1860), 2 Theile); »Einkehr und Umschau« (3. Aufl., 1877); die »Neuen Kriegslieder« (1870) und die »Zeitgedichte« (1870) sind ein herrliches Zeugniss für den schier unversiegbaren Quell poetischer Kraft unseres Dichters. Seine Dramen: (»Demetrius«, 1856; »König Autharis' Brautfahrt«, 1860; »Alexander in Korinth«, »Kaiser Paul«, 1876, u. a.), seine Romane und Erzählungen (»Ernst Bleibtreu«, 1863; »Vom Hof Elisabeths und Jacobs«, 1871; »Kleine Geschichten aus fremdem Land«, 1872; »Das Herrenhaus im Eschenwalde», 1872, u. a.), ebenso seine Epen (»Ada, die Lesghierin«, 1853; »Andreas und Marsa«; »Der Edelfalke«; »Nino« u. a.) zeigen Bodenstedt als Meister des sprachlichen Ausdruckes und der eleganten Form. Endlich sind auch die beiden prächtigen Schilderungen persönlicher Erlebnisse und Eindrücke hervorzuheben: »Tausend und ein Tag im Orient« (1849, 3. Aufl. 1859) und die Autobiographie des Dichters: »Aus meinem Leben« (1879). Bodenstedt's »Gesammelte Schriften« erschienen 1865—1869 in 12 Bänden; seine »Ausgewählten Dichtungen« 1864 und öfter. Bodenstedt's neueste Werke sind: »Vom Atlantischen zum Stillen Ocean« (1882) und »Aus Morgenland und Abendland« (2. Aufl., 1884). In den letzten Tagen erschien aus der Feder Julia Percy Prestons eine vortreffliche englische Uebersetzung von Bodenstedt's Gedichtsammlung: »Einkehr und Umschau«.

Wiesbaden, 20. August 1884.

Hochgeehrter Herr!

Ich würde nicht so lange gesäumt haben, Ihnen für die Uebersendung Ihres Buches: »Sollen die Juden Christen wer-

den?« meinen Dank zu sagen, wenn Sie mir nicht zugleich die Bitte an's Herz gelegt hätten, ein Urtheil über das Buch abzugeben. Noch an den Folgen einer hartnäckigen Krankheit leidend, fand ich so viel Versäumtes nachzuholen, dass ich erst in den letzten Tagen dazu kommen konnte, Ihre beredte und inhaltreiche Schrift aufmerksam zu lesen und ich will nun versuchen, einige Bemerkungen darüber aus der Feder springen zu lassen, ohne jedoch auf die mir gründlich widerwärtigen socialen Hetzereien des Tages einzugehen, welche im Namen des Glaubens verübt werden.

Nach meiner Auffassung ist wahre Religion eine Sache des Herzens, wie wahre Liebe; beide werden befestigt und gesichert, wenn der Verstand das Siegel seiner Billigung darauf drückt.

Sie suchen den Beweis zu führen, dass das recht verstandene, geläuterte Judenthum ebenso eine Religion der Liebe sei, wie das recht verstandene Christenthum und dass beide sich nur unterscheiden, wie Tochter und Mutter. Sie halten es mit dieser und klagen jene an, in sehr unwürdiger Weise die ehrwürdige Mutter verfolgt, unterdrückt und misshandelt zu haben, bis endlich der Geist der Neuzeit ihr zu ihrem Recht verholfen. Nun habe das Christenthum allerdings nichts mehr vor dem Judenthume voraus, als die Mehrzahl seiner Bekenner, welche aber immer noch voll alter gehässiger Vorurtheile gegen die Juden steckten und diesen dadurch das Leben zu verbittern suchten.

Sie wünschen diesem unerspriesslichen Zustande ein Ende zu machen und schlagen zu diesem Zwecke einen Ausgleich vor, nach welchem die Christen allen Ballast, womit die Kirche ihr Glaubensschiff beladen, über Bord werfen und nur die reine Lehre Christi in ihrer Ursprünglichkeit behalten sollen, um es so den Juden — welche sich dafür verpflichten, ihren ganzen Talmud zu opfern — zu ermöglichen, durch den geeinigten Glauben mit ihnen ein Herz und eine Seele zu werden.

Ich, für meine Person, gebe gern meinen Segen dazu und würde es als ein grosses Glück für die Menschheit betrachten,

wenn dem alten unseligen Glaubenshader durch friedliche Vereinigung aller Völker, deren Glaube im alten und neuen Testamente wurzelt, ein baldiges Ende gemacht werden könnte. Allein kaum haben Sie uns die schöne Aussicht eröffnet, die Glaubensbäume in den Himmel wachsen zu lassen, ohne ferner einander mit Aesten und Zweigen zu schlagen, so kommen Sie mit anderen Forderungen, welche Alles wieder in Frage stellen und die Axt an die Wurzeln legen. Denn anders kann ich die Bedingungen nicht verstehen, von welchen Sie den Glaubensbund der Kinder Israels mit der christlichen Welt abhängig machen: sie sollen innerhalb dieser eine Sonderstellung einnehmen und sich Judenchristen nennen, um streng ihre Eigenart zu wahren und immer eingedenk zu bleiben, dass sie das älteste und ruhmreichste Culturvolk der Welt sind und die alleinigen Träger des reinen Gottesbegriffes.

Das hiesse eine neue Aristokratie an die Stelle der alten setzen, um mit einer Ahnenreihe zu prunken, welche die der heute als ältest geltenden Stammbäume um Jahrtausende überragen und bis zur egyptischen Finsterniss zurückführen würde. Das hiesse, einen Dünkel und Hochmuth nähren, der ganz andere, weit schlimmere Gegensätze hervorrufen würde als die heutigen, die doch schon schlimm genug sind, allein, wie Sie selbst hervorheben, mit dem Glauben nichts gemein haben, sondern ganz anderen Motiven entspringen.

Der Gedankengang, welchen Sie an die Voraussetzung einer bevorzugten Sonderstellung des in der Diaspora lebenden jüdischen Volkes knüpfen, führt zu allerlei inneren Widersprüchen, wovon ich wenigstens einige hier anmerken will.

Sie rechnen den heutigen Juden als Verdienst an und ermuntern sie, stolz auf das zu sein, was Moses und die Propheten, sowie die Könige und Sänger in Israel vor Tausenden von Jahren Grosses geschaffen haben, während Sie an einer anderen Stelle, mit Anziehung der bedeutendsten Ethnographen, den Beweis führen, dass ein sehr grosser Theil der Bekenner des mosaischen Gesetzes in gar keiner Verwandtschaft mit dem alten Volke der Juden stehe.

Sie führen diesen Beweis, um Victor v. Scheffel zu widerlegen, welcher sagt: »Die Abneigung der germanischen Völker gegen die Semiten beruht nicht auf der Verschiedenheit von Religion und Dogma, sondern auf Verschiedenheit von Blut, Rasse, Abstammung, Volkssitte und Volksgesinnung.«

Hier legen Sie nun auf das Wort »Rasse« einen Nachdruck, der ihm an dieser Stelle gar nicht zukommt, denn es könnte ganz wegbleiben, ohne den Sinn des Satzes im Geringsten zu ändern. Die eingehende Abhandlung, welche Sie dem Ausspruche Friedrich Müller's: »Rasse ist eine leere Phrase, ein purer Schwindel«, folgen lassen, hätte füglich auch wegbleiben können, da sie nicht zur Widerlegung des Scheffel'schen Satzes dient, sondern lediglich festzustellen sucht, dass der Ausdruck nur in der Anthropologie, nicht aber in der Ethnographie am rechten Platze ist.

Ein bedenklicher Widerspruch scheint mir ferner in Ihrer Behauptung zu liegen: »dass bisher vielleicht noch kein Convertit aus innerer Ueberzeugung die Religion des Judenthums verlassen habe; es geschah aus Feigheit oder anderen, noch gemeineren Motiven« — wenn Sie zugleich solche Convertiten, wie Lord Beaconsfield, Heinrich Heine u. a. als Zierden des Judenthums anführen.

Auffallen muss es auch, dass Sie in Ihrer Verherrlichung des einigen Gottes den scharfen Kritiker David Strauss bei den Haaren herbeiziehen, nachdem er doch in seinem Buche: »Der alte und der neue Glaube« auf das Entschiedenste erklärt hat, dass er weder mit einem einigen noch dreieinigen Gotte zu thun haben will. Seine Bekehrung zum crassen Materialismus, wie er die Sache selbst bezeichnet, hat nun die merkwürdige Wirkung gehabt, dass ein anderer hervorragender Gelehrter, den Sie anführen und der früher zu den Häuptern der materialistischen Schule zählte, nämlich mein seliger Freund J. M. Schleiden, sich wieder zu Gott bekehrte, da ihm die Gründe, welche Strauss wider ihn vorbrachte, doch zu altersschwach vorkamen. Schleiden hat mir darüber, wenige Jahre

vor seinem Tode, einen Brief geschrieben, der mir viel zu denken gegeben.

Bluntschli schickte mir vor vielen Jahren sein Buch: »Altasiatische Gottes- und Weltideen«, worin er über die weltgeschichtliche Bedeutung der Juden in ihrer Begrenzung manch beherzigenswerthes und aufklärendes Wort sagt. Ich. wollte, darauf hinweisend, mit einigen Bemerkungen schliessen, zur Erklärung der auffallenden Erscheinung, dass in der Geschichte aller Völker, unter welchen Juden in der Diaspora gelebt haben, eine gewisse Antipathie gegen sie sich kundgibt. Doch da fiel mir eben der Druckbogen in die Augen, welchen Sie die Güte gehabt haben, mir nachträglich zu schicken und ich las darin den schönen Brief von Gregorovius, welcher meine Bemerkungen völlig überflüssig macht, so dass ich mich hier darauf beschränken kann, meine volle Zustimmung auszudrücken. Mein mit schmerzenden Augen geschriebener Brief ist überhaupt schon länger geworden, als er sein sollte. Mögen Sie darin, sowie in der Offenheit, mit welcher ich meine Bedenken über einzelne Punkte Ihres geistvollen Buches geäussert, einen Beweis der Verehrung erblicken

Ihres ganz ergebenen

Fr. Bodenstedt.

Charles Eugène de Ujfalvŷ,

berühmter Orientalist und Reisender, wurde am 16. Mai 1842 zu Wien geboren, trat nach Besuch der Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt in ein österreichisches Cavallerie-Regiment, verliess aber 1864 die Armee und bezog die Universität Bonn. Seit 1867 in Paris angesiedelt, verehelichte er sich im darauffolgenden Jahre mit einer Französin, die später unter dem Namen Marie de Ujfalvŷ-Bourdon als Schriftstellerin bekannt wurde. Im Jahre 1868 wurde Ujfalvŷ zum ausserordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur am Lyceum zu Versailles ernannt und wurde im Jahre 1871 nach abgelegter zweiter Staatsprüfung als ordentlicher Professor an das Lyceum Henri IV. zu Paris berufen. Von 1876—77 von der französischen Regierung mit einer wissenschaftlichen Mission betraut, bereiste er Russland, Sibirien und Turkestan und wurde bei seiner Rückkunft zum Officier de l'instruction publique und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Im Jahre 1880 unternahm er eine zweite wissenschaftliche Expedition in dieselben Gegenden und von 1881—82 bereiste er Indien, Kaschmir und Tibet. Vom Jahre 1874—80 hielt Ujfalvŷ Vorlesungen über Geographie und Geschichte Centralasiens an der orientalischen Akademie in Paris und von 1875—78 war er Chefredacteur der Revue de Philologie et d'Ethnographie. Ujfalvŷ ist Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften und Ehrenmitglied fast aller geographischen und anthropologischen Gesellschaften Europas. Die Bedeutung Ujfalvŷ's liegt in seinen archäologischen Untersuchungen und anthropologischen, ethnologischen und linguistischen Studien. Von seinen Schriften erwähnen wir: »La langue magyare, son origine etc.« (1871); »La Hongrie, son histoire etc.« (1872); Les migrations des peuples« (1873); »Recherches sur le tableau ethnographique de la bible« (1873); »Mélanges altaïques« (1874). — Sein Bericht über die Expedition nach Asien erschien in drei Bänden: »Le Kohistan, le Ferghanah et Kouldja« (1878), »Le Syr-Daria, le Zérafchâne, le pays des Sept-Rivières et la Sibérie occidentale« (1879) und »Les Bachkirs, les Vêpses, antiquités finno-ougriennes et Résultats anthropologiques« etc. (1880) und erhielt den Preis der anthropologischen Gesellschaft in Paris. Auch hat Ujfalvŷ (mit Desbordes-Valmore) eine Auswahl magyarischer Dichtungen (1873) und die Gedichte Petöfi's ins Französische übersetzt, sowie eine finnische, eine magyarische und eine vepsische Grammatik in französischer Sprache veröffentlicht und eine Uebertragung der »Kalevala« unter-

nommen (1876). Seit seiner letzten Reise veröffentlichte Ujfalvy: »L'art des cuivres anciens au Kachmir et au petit Tibet« (1883) und »Aus dem westlichen Himalaja, Erlebnisse und Forschungen«, mit 181 Abbildungen und 5 Karten (Brockhaus 1884).

Graz, den 21. August 1884.

Hochgeehrter Herr!

Vor kaum einigen Wochen war es mir gegeben, den Artikel über die Juden im geographischen Lexikon von Vivien de St. Martin, welches das Haus Hachette in Paris im Begriffe ist herauszugeben, zu corrigiren.

Bei dieser Gelegenheit konnte ich mir durch eine encyklopädische Darstellung von der Vergangenheit des jüdischen Volkes klare Rechenschaft ablegen. Entsetzlich war die Behandlung, welche dem jüdischen Volke während des Mittelalters zu Theil wurde, und empörend ist diese Behandlung noch dort, wo das jüdische Volk rohen, barbarischen Elementen gegenübersteht. Ueberall auf meinen langen Reisen bin ich Juden begegnet und ich kann nicht umhin, mich an eine Geschichte zu erinnern, deren Glaubwürdigkeit ich Ihnen verbürge.

Ende der Sechziger-Jahre hatte der Eroberer Turkestans, der russische General Kauffmann, den Emir von Bokhara auf's Haupt geschlagen und eine Kriegsentschädigung von drei Millionen Rubeln (die Höhe der Summe ist mir nicht mehr ganz erinnerlich) vom Besiegten gefordert. Der Emir, dessen Staatscassen leer waren, wie es bei den asiatischen Fürsten gewöhnlich der Fall ist, war in nicht geringer Verlegenheit, dieser Forderung nachzukommen. Die in Bokhara wohnenden Juden, welche nur dunkle Kleidung aus Wolle tragen, stets zu Fuss gehen oder höchstens auf Eseln reiten dürfen, sind auch dort in Folge ihres Fleisses und ihrer Betriebsamkeit das Geld besitzende Element. Der Emir liess den reichsten und vornehmsten aus der jüdischen Gemeinde zu sich kommen und hielt ihm folgende merkwürdige Ansprache: »Du weisst, dass meine Krongüter einen Werth von mehr als zehn Mil-

lionen Rubeln repräsentiren. In meiner Huld habe ich beschlossen, sie dir um drei Millionen Rubel zu verkaufen; morgen zahlst du mir das Geld baar aus oder ich lasse dir einfach den Kopf abschlagen.« Der arme Jude betheuerte, dass er nicht im Stande wäre, eine so grosse Summe in so kurzer Zeit aufzubringen. Der Emir kehrte ihm den Rücken und der Unglückliche erzählte seinen Glaubensgenossen die furchtbare Alternative, die man ihm gestellt. Die Aussicht auf die Verwaltung der Krongüter, so problematisch sie auch erschien, brachte die Judengemeinde von Bokhara doch dazu, binnen 24 Stunden die geforderte Summe zu erlegen. Sofort wurde der Jude in den Besitz der Krongüter gesetzt, deren Verwaltung er zitternd antrat. Kaum acht Tage später liess ihn der Emir unter einem nichtigen Vorwande wegen Majestätsbeleidigung gefänglich einziehen, confiscirte gemäss den bokharischen Gesetzen seine Güter und der Unglückliche wurde enthauptet. General Kauffmann, dem diese Geschichte zu Ohren gekommen, drückte dem Emir bei der ersten Begegnung, die er mit ihm hatte, seine Verwunderung über diese Vorgangsweise aus und sagte ihm: »Ich begreife nicht, warum Sie nach Ihrer Auffassungsweise dem Juden nicht sofort die drei Millionen Rubel erpresst haben.«

»Mir ist vor Allem daran gelegen,« antwortete der asiatische Fürst, »in meinen Staaten den Schein der Gerechtigkeit zu wahren.«

Diese kurze, lehrreiche Geschichte lässt uns ahnen, welch gräulichen Misshandlungen die Juden in Centralasien ausgesetzt sind und wir glauben, dass ein solches Beispiel für Europa nicht als zutreffend betrachtet werden kann? Dies ist ein Irrthum, denn so und noch grausamer wurden die Juden im Mittelalter behandelt und so wurden sie noch vor ganz kurzer Zeit in einigen Gegenden des heiligen Russlands beraubt und gemordet.

Kann man es den Juden verargen, wenn sie nach Jahrhunderte währender Knechtung an moralischem Halt eingebüsst und bei endlicher Befreiung sich gebäumt und doch

ihren Tyrannen noch bei weitem nicht Gleiches mit Gleichem vergolten? Und wie ungerecht ist es, wenn man den Juden vorwirft, dass sie weder Ackerbauer noch Handwerker sind! Konnten sie es bei den gegebenen Umständen werden? Die Geschichte beweist uns, dass sie es waren, und in gewissen Gegenden Asiens, die ich bereist. sind sie es noch.

Ihr Werk: »Sollen die Juden Christen werden?« habe ich noch nicht bekommen und es ist mir daher unmöglich, Ihnen meine Ansicht darüber auszusprechen. Doch Eines kann ich Ihnen sagen, dass ich die ganze antisemitische Bewegung in Deutschland und Oesterreich (von Russland sehe ich ganz ab) als eine Schmach für unser sogenanntes aufgeklärtes Jahrhundert betrachte, die alle Sophistik nicht zu beschönigen vermag. Ich lebe seit 20 Jahren in einem Lande, wo es Gottlob keine Judenfrage gibt. Der französische Jude ist vor Allem Franzose und dann erst Jude. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit Professoren, Aerzten, Advocaten, Staatsmännern zehn Jahre zu verkehren, ohne zu ahnen, welcher Confession sie angehören. Einer unserer begabtesten Minister ist ein Jude und der Senator Naquet, der eine Christin geheiratet, ist es bekanntlich auch. Gemischte Ehen sind in Frankreich an der Tagesordnung und bei uns kann ein Resultat, wie es vor kurzer Zeit im ungarischen Oberhause erzielt wurde, nur einfach Kopfschütteln hervorrufen, denn wir sind eben über diese mittelalterlichen Anschauungen hinaus. Das Civilgesetz ist allein massgebend, sowie in Belgien und am linken Rheinufer; der katholische sowie der protestantische Clerus haben sich demselben vollkommen anbequemt.

Anlässlich des Mischehegesetzes kann ich mich einer Bemerkung nicht enthalten. Ich begreife wahrlich nicht, wie die Katholiken als solche gegen dasselbe ankämpfen. Ein wahrer Katholik darf ja so unter keiner Bedingung von demselben Gebrauch machen und ich halte es für vermessenen Gewissenszwang, einen Andersdenkenden daran zu hindern, nach seiner Ueberzeugung zu handeln, sobald dieselbe der bürgerlichen Gesellschaft als solche keinen Abbruch thut.

Ich erinnere dabei nur an Belgien, wo trotz dem jahrelangen Bestehen der obligaten Civilehe (ein Mischehegesetz fällt da eo ipso weg) die katholische Partei erst ganz kürzlich einen eclatanten Sieg davontrug. Die Civilgesetze haben demnach in diesem Lande wenigstens dem Katholicismus gewiss nicht geschadet.

Doch Alles, was ich Ihnen in dieser Beziehung schreiben mag, wurde Ihnen gewiss schon oft von Berufeneren beredter und stichhältiger auseinandergesetzt. Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu danken für die Ehre, die Sie mir erwiesen durch die Aufforderung, für die Sache der Aufklärung und Gewissensfreiheit eine Lanze zu brechen. Ich habe es in meinem letzten deutschen Werke über Indien und Kaschmir bewiesen, dass ich die russischen Zustände Centralasiens genau durchschaute und mich nichts daran hindern konnte, über dieselben freimüthig mich auszusprechen. Das finstere Muckerthum des Antisemitismus schreckt mich ebenfalls nicht.

Wehe Demjenigen, der dem gewaltigen Rade des Fortschrittes freventlich in die Speichen greift — das Rad rollt fort und zermalmt Generationen, die es aufzuhalten sich vermessen.

Hochachtungsvoll Ihr aufrichtig ergebener

Prof. Dr. K. E. von Ujfalvý.

Alfred R. v. Arneth,

einer der berühmtesten Geschichtschreiber der Gegenwart, wurde am 10. Juli 1819 zu Wien als Sohn des bekannten Historikers Josef von Arneth geboren, erhielt nach Vollendung seiner juristischen Studien eine Anstellung im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, dessen Director er gegenwärtig ist. Die Hauptwerke Arneth's sind: »Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Guido von Starhemberg« (1853); »Prinz Eugen von Savoyen« (1858—59, 3 Bde.), das erste quellenmässige Werk über den berühmten Heerführer; und die grosse, auf sehr eingehenden archivalischen Studien beruhende »Geschichte der Maria Theresia« (1863—1879, 10 Bde.). Die Herausgabe einer vielfach unechten Correspondenz der Marie Antoinette (von Feuillet de Conches und Hunolstein) veranlasste Arneth, den wichtigen und völlig zuverlässigen »Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette« (2. Aufl., 1866) an die Oeffentlichkeit zu bringen. Als Ergänzung folgten später: »Der Briefwechsel zwischen Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II.« (1866); »Der Briefwechsel Maria Theresia's und Joseph's II.« (1867, 3 Bde.); »Joseph II. und Katharina von Russland« (1869); »Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde« (1881, 4 Bde.) u. a. Ausserdem erschien von Arneth: »Beaumarchais und Sonnenfels« (1868) und »Johann Christian Bartenstein und seine Zeit« (1871). — Der Kaiser von Oesterreich ernannte Arneth für seine grossen Verdienste um die vaterländische Geschichtsforschung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses und zum k. k. wirklichen Geheimrath. Arneth bekleidet u. A. auch den ehrenvollen und wichtigen Posten des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in Wien.

Wien, den 22. August 1884.

Sehr geehrter Herr!

In unserer so rasch dahinlebenden Zeit ist es wohl lang schon vergessen, dass ich vor einer Reihe von Jahren, als ich noch manchmal im österreichischen Herrenhause meine Stimme erhob, für die gesetzliche Zulassung der Eheschliessung zwischen Christen und Nichtchristen eintrat. Die Wärme, mit der ich dies that, mag Ihnen ein Gradmesser sein für die Lebhaftig-

keit der Sympathie, mit der ich, obgleich nicht jeder der darin ausgesprochenen Ansichten beipflichtend, die mir gefälligst übersandte Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« durchlas. Für die mir hiedurch bewiesene Aufmerksamkeit sage ich Ihnen meinen wärmsten Dank, der dadurch nicht im Entferntesten geschmälert werden soll, dass ich eine Verwirklichung der Ihrer Arbeit zu Grunde liegenden Gedanken eifriger wünsche, als zuversichtlich hoffe.

In hochachtungsvoller Ergebenheit

Alfred Arneth.

Joseph Victor Widmann,

hervorragender Dramatiker und Epiker, wurde am 20. Februar 1842 als der Sohn eines früheren Cisterciensergeistlichen, der seit 1845 in Liestal (bei Basel) eine protestantische Pfarre inne hatte, zu Nennowitz in Mähren geboren, besuchte die Schulen in Liestal und Basel, studirte hier, in Jena und Heidelberg Theologie (1861—1865), befasste sich aber wesentlich mit philosophisch-literarischen Studien, die ihm mehr zusagten, als sein unfreiwillig gewähltes Fachstudium. Nach seiner Rückkehr von der Universität versah er vorübergehend eine Organistenstelle in Liestal, hielt sich als Pfarrhelfer in Frauenfeld (Canton Thurgau) ein Jahr lang auf und nahm 1868 die Stelle eines Schuldirectors der Mädchenschule in Bern an. Bei einer Umgestaltung der Schulverhältnisse (1880) erhielt Widmann seinen Abschied und trat in die Redaction des »Bund«. Eine Anerkennung ertheilte ihm 1880 die philosophische Facultät der Universität in Bern durch Verleihung des Doctortitels. — Joseph Victor Widmann ist eine bedeutende poetische Kraft. Schon seine (einen Goethe'schen Plan verwirklichende) »Iphigenia in Delphi« (1866) offenbarte ein glänzendes Talent, das in noch höherem Grade bei den folgenden Dramen: »Arnold von Brescia« (1866) und »Orgetorix« (1867), »Die Königin des Ostens« (1878) und »Oenone« (1879) zu Tage trat. Aber auch im Epos, dem ernsten und humoristischen, zeigt sich Widmann als bedeutend angelegte Natur. Wir nennen in dieser Hinsicht das grosse Epos »Buddha« (20 Gesänge, 1869), den »Wunderbrunnen von Is« (1871), die beiden herrlichen Idyllen »Mose und Zipora« (1873) und »An den Menschen ein Wohlgefallen« (1875); letzteres gehört zu den besten deutschen Erzeugnissen auf diesem Gebiete. Ein naturwüchsiger, gesunder Humor und ein anmuthiges Spiel erfinderischer Laune würzen die »Italienische Reise Rector Müslin's« (1881). Von den neuesten Werken des Dichters nennen wir die Novellensammlung: »Aus dem Fasse der Danaiden« (1884). — Unter den schweizerischen Dichtern der Gegenwart nimmt Widmann nach Leuthold, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer die geachtetste Stellung ein.

Bern, den 26. August 1884.

Sehr geehrter Herr!

»Sollen die Juden Christen werden?« Die Frage klingt wie aus dem Abgrunde des Mittelalters. Man muss das letzte

und vielleicht nicht mehr so ferne Ziel der gesammten Civilisation in's Auge fassen, welches unter Anderem auch durch ein Aufhören jeder positiven Religion sich charakterisiren wird.

Die Religionen sind Jahrtausende hindurch für die Menschheit treue Lehrmeisterinnen gewesen. Wie aber endlich jedes Lehr- und Lernverhältniss durch Emancipation des Zöglings endet, so auch dieses. Den Juden zuzumuthen, jene endliche, höhere geistige Freiheit nur auf dem Umwege eines Durchganges durch das Christenthum zu erlangen, wäre ebenso verkehrt, als jene vom Apostel Paulus bekämpfte Ansicht der ersten Judenchristen eine verkehrte war, welche bekanntlich dahin ging, die zum Christenthum sich bekehrenden Heiden müssten erst die Beschneidung annehmen und überhaupt nur durch das Judenthum zum Christenthum übergehen.

Was ich hingegen für die Juden in ihrem Interesse wünsche (und auch im Interesse der übrigen Rassen), das ist die möglichste nationale Amalgamirung mit den Völkern der europäischen Civilisation. Insofern nun den Juden das zähe Festhalten am Mosaismus hierin hinderlich ist, insofern sie sich z. B. durch Bräuche, wie das Schächten u. a., bei ihren europäischen Mitbürgern andern Stammes unbeliebt machen und immer noch in den meisten Staaten eine abgesonderte Volksgenossenschaft vorstellen, insofern möchte ich wohl wünschen, dass auch die jüdische Orthodoxie, wie jede andere, endlich ihre knöchernen Satzungen aufgebe und ein Ende mache mit Dingen, die im 19. Jahrhundert als Anachronismus erscheinen. Die Juden sind ganz besonders berufen, das Contingent der Freidenker im modernen Staate zu verstärken; haben sie doch von Spinoza bis Heine demselben hervorragende Führer gegeben. Nun verkenne ich allerdings den Unterschied nicht, der zwischen dem armen Handel treibenden jüdischen Hausirer gewisser östlicher Länder und seinen die berühmtesten Lehrstühle Berlins einnehmenden Volksgenossen besteht. Es kann nicht davon die Rede sein, dass der Erstere von seinem Mosaismus sich so ohne Weiteres emancipire, wie die Letzteren es gethan. Aber es handelt sich in dieser

Darstellung auch nicht um praktische Winke über Reform, sondern um ein festes Princip mit Hinweis auf ein mehr oder weniger fernes Ziel der gesammten Civilisation. Und im Hinblicke hierauf antworte ich gemäss meiner innersten Ueberzeugung: Die Juden sollen nicht Christen werden.

Achtungsvollst

Dr. J. V. Widmann.

Richard Schmidt-Cabanis,

einer der hervorragendsten humoristischen Schriftsteller des gegenwärtigen Deutschlands, wurde am 22. Juni 1838 zu Berlin als der Sohn eines Kanzleirathes geboren und stammte mütterlicherseits aus der durch den Wilibald Alexis'schen Roman »Cabanis« bekannt gewordenen Familie. Er besuchte die Realschule und das Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin, hierauf das Gymnasium zu Dessau, erlernte in Berlin den Buchhandel und ging 1860 zum Theater. Eine Lähmung des rechten Armes (1865) fesselte ihn während vieler Monate ans Krankenlager, und hier begann seine Thätigkeit als Humorist. Nach seiner Wiederherstellung war er 1867 kurze Zeit Mitglied der Meininger Bühne, aber ein Rückfall zwang ihn, der Schauspielerlaufbahn zu entsagen. Seitdem lebt er, schriftstellerisch eine rege Thätigkeit entfaltend, in Berlin als Chefredacteur der ehemals von Glassbrenner redigirten »Berliner Montagszeitung« bis zu deren Verschmelzung mit dem »Deutschen Montagsblatt« (Febr. 1884), für welches letztere Blatt Schmidt-Cabanis jetzt die (früher von Ernst Dohm verfasste) gereimte Chronik schreibt. Im Mai des Jahres 1873 trat Schmidt-Cabanis in den Freimaurerorden (speciell in die Gr. Loge »Royal-York zur Freundschaft« zu Berlin), deren Meistergrad er 1875 empfing, während er 1879 in den höchsten Grad dieser maurerischen Verbindung aufgenommen wurde. Gelegentlich der Tempelweihe des neuerrichteten Logenhauses der genannten Loge (am 20. Januar 1883) verfasste Schmidt-Cabanis auf Wunsch der Meisterschaft das Weihe-Gedicht, nach dessen Vortrag der als stellvertretender Protector der Preussischen Logen der Feier beiwohnende Kronprinz des Deutschen Reiches dem Dichter seine Anerkennung aussprach. Das Gedicht, obwohl ursprünglich jenem rein maurerischen Zwecke bestimmt, wurde später »um seiner humanen Tendenz willen« mit Zustimmung der Loge der Oeffentlichkeit übergeben. — Von Schmidt's Werken seien hier hervorgehoben: »Verstimmte Accorde« (1868); »Allerlei Humore«, komische Novellen (2. Aufl. 1876); »Hepp! Hepp!«, grosse confessionell-socialdemokratische Zukunftsoper etc., polemische Parodie auf Richard Wagner's »Meistersinger« (1872); »Was die Spottdrossel pfiff«, politisch-satirische Zeitgedichte (3. Aufl. 1880); »Veilchen und Meerrettig«, ein Strauss neuer Humore (1876); »Zoolyrische Ergüsse« (mit Holzschnitten 1876); »Wenn Frauen lächeln« (1876); »Buntes Nichts«, neue Humore (1877); »Der grosse Struwwelpeter« (1878, mit Illustrationen); »Ein lustig Todtentänzlein« (1879); »Wech-

selnde Lichter«, gesammelte unpolitische Gedichte (1880); »Adolf Glassbrenner« (1880); »Allerlei nette Pflanzen« (1882); »Pythiakalender« (1882), »Die Jungfernrede« (1883; 5. Aufl. 1884); »Kind und Hund« (1883). Schmidt-Cabanis schrieb auch einige Lustspiele: »Irren ist menschlich«; »Nur aus Liebe« etc. — Schmidt hat sich in seinen stets von der Würze des Geistes durchzogenen Schriften als einen Humoristen ersten Ranges erwiesen, d. h. als einen Dichter, dem auch das Ernste am Herzen liegt und in der Darstellung gelingt. Seine sprachliche Virtuosität braucht den Vergleich mit den ersten Meistern nicht zu scheuen, und das feine Gefühl für metrische Kunst, welches dem Dichter stets treu bleibt, ist ein sehr angenehmer Begleiter der Lectüre, die doch schon durch den Inhalt des Gebotenen interessant und reizend ist.

Schwarzburg (Thüringen), den 1. September 1884.

Sehr geehrter Herr!

Sie werden es einem hier in der Gebirgsstille von schwerer Krankheit langsam Genesenden nachsehen, wenn er die Empfindungen und Gedanken, welche ihn beim Lesen Ihrer trefflichen Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« überkommen, an dieser Stelle nur höchst unvollkommen und kürzest gefasst zum Ausdrucke bringt; sie sind gar schwerwiegender Art — zum (kleinsten) Theil auch polemischer — und würden schon aus letzterem Grunde eine weit eingehendere und tiefere Begründung erheischen, als ich sie im Augenblicke zu geben mir zumuthen mag.

Mein Erstgefühl freilich bei Kenntnissnahme der Broschüre und des freundlichen Begleitschreibens bedarf einer Klarlegung wohl kaum; es ist das ganz natürliche der aufrichtigsten Beschämung, welches immer wieder im Sprösslinge des 19. Jahrhunderts wach werden muss: dass über mittelalterliche Nachtgestalten, wie Glaubenshass und Religionsverfolgung, in unserem sogenannten »Zeitalter der Aufklärung« nicht nur die Discussion noch offen zu halten ist, sondern dass jenes »sagenhafte« Drachengeschlecht sogar wieder sichtbar und greifbar, feuerspeiend und gifthauchend zu Tage

kommt und die Schaar der Georgsritter des Humanismus zu hartem Kampfe in die Schranken fordert.

So niederdrückend aber das Bewusstsein von der Nothwendigkeit solchen Kampfes auch sein mag: Zweifel an derselben sind ja wahrlich nicht mehr zu hegen; und so möge er denn auch mit den wuchtigsten — geistigen — Waffen weiter und zu baldigem glücklichen Ende geführt werden! Passiver Widerstand und Falstaff's-Tapferkeit, deren besserer Theil bekanntlich Vorsicht ist, können die Widerwärtigkeit, aber auch die Gefährlichkeit dieses Kampfes nur erhöhen, und deshalb kann ich in die Ihnen von mancher Seite — natürlich in bester Meinung — gemachten Vorwürfe: des Gebrauches einer allzu schneidigen Klinge — nicht einstimmen. Im Gegentheile: ich freue mich aufrichtig, in Ihnen einen Kriegsgefährten zu begrüssen, der in dem Vordertreffen der »ernsten« Humanitätskämpfer mit gleicher Energie ficht, wie ich sie — angestrebt habe unter den satirischen Plänklern.

Und wir streiten, und *müssen* meiner Ueberzeugung nach streiten — unter dem *nämlichen* Banner, für die *nämlichen* Farben, zur Durchführung der *nämlichen* Idee — nicht als Eingeborne dieses oder jenes Landes, nicht als Vertreter dieses oder jenes Volkes, sondern als selbstdenkende, vernunftbegabte Geschöpfe. Denn hier handelt sich's nicht um die Vertheidigung der Güter einer *einzelnen Nation*, sondern derjenigen der *gesammten Menschheit*!

Aus diesem Grunde aber (— abgesehen davon, dass ich ein guter Deutscher bin, der mit allen Fasern in dem Boden seines Vaterlandes wurzelt! —) vermag ich den Standpunkt Ihrer Schrift, von welchem aus Sie Aufrechterhaltung und Fortdauer einer jüdischen *Nationalität* vertheidigen, nicht zu theilen.

Ich kenne, ehre und achte eben nur einen jüdischen *Glauben*.

Mein persönliches Glaubensbekenntniss anlangend, so steht es verzeichnet im Freidenker-Evangelium »Nathan der Weise« und lautet daselbst . . . . cf. Lessing's sämmtliche Werke a. a. O.

Ich habe dasselbe gelegentlich des hundertjährigen Todestages des »Nathan«-Dichters (1881) in einige Strophen zusammengefasst, mit denen ich meine heutige Epistel schliessen will. — Sie lauten:

Lessing-Denkmal.

Es öffnet die Königin der Nacht,
Die hohe, wunderbare,
Der purpurschimmernden Blüthen Pracht
Nur alle hundert Jahre;
Und kluge Kunde längst erscholl:
Wenn sich ihr Kelch entfalten —
Der keusche, düftereiche — soll,
Dass ringsumher geheimnissvoll
Muss nächtige Stille walten.

Und Er, dess Name die weite Welt
Erfüllt mit seinem Ruhme —
Sollt' gleichen nicht der Dichterheld
Der herrlichen Königsblume?!
Wir harren an seinem Sarkophag,
Die Seele bangt in Thränen:
Ob wohl der Auferstehungstag
Nicht endlich, endlich kommen mag?
Fragt unser stilles Sehnen.

Verronnen schon sind die hundert Jahr,
Seit in das Reich der Geister
Du zogest, ein schwingenmüder Aar:
O kehre wieder, Meister!
Kehr' wieder, sieh', es herrscht ringsum
Gar rabenschwarzes Dunkel,
Die Nacht brach an, so todt und stumm — —
Einen jungen Morgen künde uns drum
Des Blumensterns Gefunkel!

Wie würde flammen, gleich dem Blitz
Aus finstern Wolkenwettern,
Dein wuchtiges Wort, Dein schneidiger Witz,
Und zündend niederschmettern;
Wie würde der Himmel deutscher Kunst
Von trüben Nebeln sich reinen —
Von Goldesgunst und feiler Brunst;
Wie würde frei von eklem Dunst
Die Sonne wieder scheinen!

Wie würde Dein starker Arm zumal
So kampfesmuthig schwingen
Den fleckenlosen, scharfen Stahl —
Die edelste der Klingen;
Wie würde kühn Dein Banner weh'n
Und strahlen Dein Gewaffen,
Wie würden die Zöpfe in Stücke gehn,
Wie würden flüchten mit Gestöhn
Philister flugs und Pfaffen!

Auch kämest Du nicht allein in's Land
Zu schlagen schmerzliche Wunden:
Du heiltest sie mit kundiger Hand,
Dein Balsam macht sie gesunden;
Du öffnetest erhabnem Glanz
Das Auge der geistig Blinden,
Du würdest entheben sie des Banns,
Das Evangelium der Toleranz —
Den „Nathan“ neu uns künden!

Doch, ach, wohl ward noch nicht erfüllt
Die Zeit der Wunderblume:
Statt des Gedankens muss uns Dein Bild
Noch dienen zum Heiligthume;
So leucht' es denn bald dem Volke in's Herz,
Das sich darum mag schaaren;
Einst spricht der Stein, einst tönt das Erz,
Einst wird sich Lessings Geist allwärts
Lebendig offenbaren!

Dann werden die starren Formen nicht
Regieren mehr auf Erden,
Dann wird in hellerem, reinerem Licht
Der Mensch zum Menschen werden;
Dann wird den alten blutigen Streit
Ein „weiserer Obmann“ schlichten,
Wie es Dein Mund uns prophezeit:
Die Liebe, vom Dogmenzwang befreit,
Wird dann den Glauben richten!

Genehmigen Sie die Versicherung besonderer Hochschätzung

Ihres

Richard Schmidt-Cabanis.

Otto von Leixner,

hervorragender Dichter und Schriftsteller, wurde am 24. April 1847 zu Saar in Mähren geboren, erhielt seine erste Bildung in Weisskirchen, später auf dem Gymnasium zu Marburg in Steiermark, bezog 1866 die Hochschule zu Graz, wo er sich besonders die Aesthetik als Lieblingsfach auserkor, begab sich dann nach München, wo er mit einer Anzahl literarischer Grössen in Verbindung trat, suchte nach beendigtem Universitätsstudium sich durch journalistische Thätigkeit eine Existenz zu gründen, was ihm aber, Dank den Hetzereien der ultramontanen Presse und trotz verschiedener literarischer Erfolge (in Vorträgen über »Das spanische Drama«, in seinem Kampfe gegen das Protectionssystem auf der Bühne) nicht gelingen wollte, und begab sich 1874 nach Berlin, wo er sich eine unabhängige Stellung zu erringen wusste. Leixner lebt gegenwärtig als Herausgeber der »Deutschen Roman-Zeitung« in Lichterfelde bei Berlin. Von seinen Leistungen auf ästhetischem, kunst- und culturgeschichtlichem Gebiete, die sich sämmtlich durch feinen Beobachtungssinn, reiche und gediegene Kenntnisse auszeichnen, seien hier hervorgehoben: »Die bildenden Künste in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis auf die Neuzeit« (1880); »Aesthetische Studien für die Frauenwelt« (1880); »Die moderne Kunst und die Ausstellungen der Berliner Akademie 1877 und 1878« (1878—79, 2 Bde.); »Anleitung, in 60 Minuten Kunstkenner zu werden« (1879); »Illustrirte Literaturgeschichte« (1880 f., 2 Bde.); »Unser Jahrhundert« (1882 f., 2 Bde.); »Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen« (1882 f., 2 Bde.). Auch als Dichter hat sich Leixner durch seine beiden Gedichtsammlungen »Gedichte« (1868, 1877); »Deutschlands Auferstehen« (1870); »Novellen« (1878); »Phantasus«, Festspiel (1881), hervorgethan. Seine poetischen Leistungen sind in hohem Grade durch Formgewandtheit, geistreiche Behandlung und warme Empfindung ausgezeichnet. Leixner's letztes Werk ist das geistvolle »Andachtsbuch eines Weltmannes« (1884).

Lichterfelde bei Berlin, den 1. September 1884.

Geehrter Herr!

Zuerst besten Dank für die Zusendung Ihrer Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« Sie hat mir durchaus den Eindruck ehrlichster Absicht gemacht und mich durch den

Geist innerer Ueberzeugtheit und den religiösen Zug lebhaft angesprochen.

Ich habe mich mit dieser Frage viel und lange beschäftigt. Je mehr man das aber gethan hat, desto weniger ist man im Stande, über sie in dem beschränkten Raume eines Briefes ein Urtheil zu begründen, welches der Sache würdig wäre — und mir sind die religiösen Fragen so wichtig, so ehrfurchtgebietend, dass ich über dieselben mit billigen Wendungen nicht hinwegzukommen vermag.

Im Allgemeinen stimme ich mit Ihnen, der Sie die Frage verneinen, überein — mit wenigen Aenderungen haben heute noch dieselben Gründe Geltung, welche Ende des vorigen Jahrhunderts den Berliner Propst Teller und dann Schleiermacher bestimmten, den Massenübertritt der Juden zum Christenthum, den das »Sendschreiben« Friedländer's vorgeschlagen hatte, abzulehnen.

Mit Ihren geschichtlichen Ausführungen kann ich nicht ganz übereinstimmen, weil dieselben den Thatsachen nicht gerecht werden.

Will man sich auf den Boden rein geschichtlicher Betrachtung stellen, dann muss es, meiner Ansicht nach, entschieden geschehen, dann aber wäre strenge zu scheiden was echt hebräisch ist von dem Ueberkommenen, also von den Einflüssen der Sumerier und Akkadier. Tritt uns doch schon bei diesen in »Ilu« der »Gott an sich« entgegen, welchen die Keilinschriften den »Einen« und »Guten« nennen, tragen doch verschiedene entzifferte Hymnen, so jene an Namar, ein entschieden monotheistisches Gepräge.

Das Gebet gehört der sogenannten »Bibliothek« Asurbanipals an. Kurz, auch der monotheistische Gedanke hat seine Geschichte.

Als sicher steht fest, dass auch die israelitische Gottesverehrung vom Naturdienste ausgegangen ist, dass sich die Spuren desselben lange erhielten, beweisen die vielen Hindeutungen auf Bergeshöhen und hohe Bäume als Cultus-

stärker, beweist die stets wieder hervorbrechende Neigung im Volke, fremden Göttern zu dienen.

Aus dem Gegenkampfe — die politischen Motive können hier übergangen werden — ergab sich das Prophetenthum. Besonders seit Amos und Hosea vertiefte sich der Gottesbegriff und erreichte die geistige Vollendung in Jesaja. Aber dieser Reinigungsact der Vorstellung vollzog sich wohl im prophetischen Bewusstsein, aber er ist nicht Eigenthum des Volkes geworden. Selbst der rein geistige Gott blieb in der Idee dennoch der Gott der Israeliten: sie waren sein »auserwähltes Volk«. Darin lag und liegt der Keim einer Ueberhebung, welche meiner Ansicht nach der Gottesidee in ihrer höchsten Reinheit widerspricht. Es bleibt das unantastbare Verdienst der grossen Geister Ihrer alten Volksgeschichte, dass sie den Gottesgedanken so entwickelt haben, aber, Hand auf's Herz, können Sie behaupten, dass dieser Gott lebendig geblieben sei in Ihrem Volke? Ein grosser Theil der zeitgebildeten Juden steht, wie einer der Getauften der christlichen Bekenntnisse, ganz auf dem Boden des Atheismus und des theoretischen Materialismus; der strenggläubige Jude jedoch hält noch stets an dem ihm zugehörigen »Stammgotte« fest und dient ihm zum Theile ebenso durch Formendienst, wie der starre Katholik. Sie aber, der Sprecher einer Minderheit, deren edles Wollen nur der Blinde verkennen kann, sind auch nicht ganz frei von jenem Glauben an das »auserwählte Volk«, an eine Vorstellung, welche zwar geschichtlich, für eine gewisse Zeit, Werth besass, ihn jedoch nicht mehr besitzt.

Den unbedingt geistigen Gott kann die nach Frieden und Versöhnung ringende Seele niemals an sich ziehen, es musste eine Brücke geschaffen werden, aus dem Wesen der religiösen Idee heraus. Das hat Jesus Christus durch die Idee der allgemeinen Gotteskindschaft gethan; er hat es gethan, indem er die nationale Ausschliesslichkeit und die Satzungen sprengte und die materialistisch aufgefassten Messiasgedanken vergeistigte. Sein Gott war ebenso rein, wie jener des Jesaia, aber er war doch ein anderer, denn er ward

»Vater« der Menschenseele in ganz anderer Weise, als es nach der Genesis sein konnte. Und dieses Christenthum trat vornehmlich durch den Heidenapostel Paulus in die weite Arena der antiken griechisch-römischen Welt ein und bestimmte die Weiterentwicklung der westeuropäischen Völker. Mag immerhin oft und oft das Kirchenthum die Religion geschädigt haben, die reinen Gedanken der Lehre Christi ringen unablässig weiter nach Gestaltung.

Was uns heute aber noththut, ist eines: Die da ihren Gott lebendig in sich fühlen, Juden und Christen, mögen jeder in seinem Bekenntnisse darnach streben, Alles zu bekämpfen, was da faul ist. Der edle Jude, der edle Christ, wage es, was schlecht ist in seinem Volke, schlecht zu nennen, einzutreten für die echte Liebe, welche das Herz dem Höchsten opfert und zugleich mit dem leidenden Bruder weint und froh ist mit dem Frohen, aber nicht in Selbstsucht und materiellem Genusse das Ziel des Lebens erblickt. Wir haben unendlich viel zu thun, Christen wie Juden; arbeiten wir; nur in einer Zeit, wo wieder die sittlich-religiösen Gedanken herrschen, wird sich eine volle Versöhnung der streitenden Gegensätze vollziehen können. Möge sie, wenn nicht uns selbst, doch einst glücklicheren Enkeln kommen!

Mit den besten Empfehlungen

Ihr

Otto von Leixner.

Friedrich Friedrich,

einer der hervorragendsten und populärsten jetzt lebenden Romanschriftsteller Deutschlands, wurde am 2. Mai 1828 zu Grossvahlberg, einem Dorfe des Herzogthums Braunschweig, geboren, besuchte das Gymnasium zu Wolfenbüttel und studirte in Göttingen, Halle und Jena Theologie, fühlte sich aber mehr zu literarischen Studien hingezogen und siedelte nach Leipzig über, wo er einen eigenen Hausstand gründete. Seit 1856 ausschliesslich seiner schriftstellerischen Thätigkeit lebend, wandte er sich 1867 nach Berlin, wohnte seit 1872 in Eisenach und kehrte 1876 wieder nach Leipzig zurück. Friedrich ist Präsident des »Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes«. Friedrich Friedrich hat als Romanschriftsteller eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit entwickelt und zeichnet sich aus durch eine reiche Phantasie in der Erfindung, durch spannende Combination der Ereignisse, durch psychologische Feinheit und Tiefe der Empfindung. — Wir nennen hier von Friedrich's vortrefflichen Werken: »Die Orthodoxen«, »Des Zweiflers Umkehr«, »Der Vorkämpfer der Freiheit«, »Die Frau des Ministers«, »Fromm und Frei«, »Die Schlossfrau« (1882), »Am Horizont« (1883), »Ehemänner und Ehefrauen«(4.Aufl.), »Die Liebe« (4. Aufl.), »Studentenfahrten« (3. Aufl.), »Heisse Herzen« und den soeben erschienenen sehr spannenden Roman »Des Hauses Ehre« (1884).

Leipzig, den 2. September 1884.

Sehr geehrter Herr!

Ihren Brief vom 27. August erhielt ich in den letzten Tagen meiner mehrmonatlichen Sommerfrische. Heimgekehrt, lässt die angehäufte Arbeit mir nicht Zeit, mich ausführlich über die Judenfrage auszusprechen. Nur das Eine möchte ich nicht verhehlen, dass ich das Treiben der Antisemiten in keiner Weise billige, denn dasselbe wird mit Mitteln geführt, die ich durchaus verwerfe, und dient zur Durchführung von Tendenzen, deren Träger nicht den Muth besitzen, dieselben mit offenem Visir zu vertreten.

Nach meiner Ueberzeugung wird die Judenfrage von beiden Seiten falsch aufgefasst, wenn sie auf das religiöse

Gebiet hinübergespielt und gezogen wird. Die Religion hat gar nichts damit zu schaffen. Es ist eine reine Rassenfrage, ein Culturkampf, und die Geschichte hat mich gelehrt, dass in solchen Kämpfen die Stimme eines Einzelnen wirkungslos verhallt, wenn es nicht die Stimme eines Reformators ist. Lassen Sie uns doch offen gestehen, dass intra und extra muros viel gesündigt ist. Eine Bewegung von der Ausdehnung und Bedeutung kann nicht künstlich gemacht und nicht ohne zwingende Ursachen ins Leben getreten sein, wohl aber kann sie durch den Fanatismus des Kampfes zu weit geführt und auf eine falsche Bahn gelenkt werden. Ich habe das volle Vertrauen zu dem gesunden Sinne der Bildung, dass er schliesslich das Rechte erreichen wird. Was das Ende des Kampfes sein wird? Wer kann das heute wissen! — Nach meiner Ueberzeugung nicht das, was die Antisemiten erstreben, aber auch nicht das, was die Israeliten in ihrer durch den Kampf verschärften Opposition hoffen.

Die Geschichte wird einen Mittelweg einschlagen. Sie wird auf beiden Seiten viel abstreichen und endlich dem Zuge der humanen Bildung zu seinem vollen Rechte verhelfen.

In dem germanischen Geiste liegt keine Intoleranz, dieselbe ist gewaltsam hineingetragen, er wird sie wieder von sich stossen. Die Israeliten würden innerlich gezwungen werden, an den Ideen dieses Geistes, der sich fast eine halbe Welt erobert hat, mitzuarbeiten, denn in einem grossen Culturstaate kann nicht ein Volk mit entgegengesetzten Tendenzen bestehen.

Nehmen die Israeliten an dieser Arbeit Theil, dann wird bei dem ehrlichen Arbeiter Niemand fragen, ob er Jude oder Christ ist. Wir leben in einer Zeit, in der die wahre Bildung den Sieg davontragen muss!

Mit grösster Hochachtung

Friedrich Friedrich.

Ludwig Büchner,

hervorragender naturphilosophischer Schriftsteller, wurde am 29. März 1824 zu Darmstadt geboren, studirte in Giessen, Strassburg, Würzburg und Wien Medicin, habilitirte sich 1854, nachdem er einige Zeit in seiner Vaterstadt als Arzt prakticirt hatte, an der Tübinger Universität und veröffentlichte bald darauf seine berühmte, fast in alle europäischen Sprachen übersetzte Schrift »Kraft und Stoff« (15. Aufl. 1883), worin er die bisherige theologisch-philosophische Weltanschauung auf Grund moderner Naturerkenntniss umzugestalten versuchte. Die Schrift rief einen heftigen literarischen Sturm hervor und hatte für Büchner selbst die Folge, dass er seine akademische Stellung aufgeben musste und zu seiner ärztlichen Praxis nach Darmstadt zurückkehrte. Von seinen sonstigen geistvollen und durch seltene lebendige Darstellungsform ausgezeichneten Schriften erwähnen wir: »Natur und Geist« (3. Aufl. 1876); »Physiologische Bilder« (2. Aufl. 1872—1875, 2 Bde); »Aus Natur und Wissenschaft« (2 Bde, 1874. 1884); »Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie« (4. Aufl. 1876); »Der Mensch und seine Stellung in der Natur« (2. Aufl. 1872); »Der Gottesbegriff und seine Bedeutung in der Gegenwart« (2. Aufl. 1874); »Aus dem Geistesleben der Thiere« (3. Aufl. 1880); »Liebe und Liebesleben in der Thierwelt« (1879); »Licht und Leben« (1882); »Die Macht der Vererbung« (1882). Auch lieferte Büchner eine vortreffliche deutsche Bearbeitung von Lyell's Werk: »Das Alter des Menschengeschlechtes« (2. Aufl. 1873).

Darmstadt, den 2. September 1884.

Sehr geehrter Herr!

Mit freundlichem Danke für die gefällige Uebersendung Ihrer geistvollen Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?«, welche ich mit dem grössten Interesse gelesen habe, will ich in Anbetracht des edlen Zweckes Ihrer Briefsammlung gerne meine Ansichten über die Judenfrage in möglichster Kürze hier zusammenfassen.

Die Geschichte der Juden enthält, wie die Geschichte jedes Volkes, dunkle und helle Blätter, aber die Zähigkeit des jüdischen Charakters, ihr unermüdlicher Fleiss, ihre Intelligenz und Ausdauer haben die Juden vor einem Schicksale bewahrt, dem hundert andere Stämme oder Völker unter so unerhörten Verfolgungen sicher erlegen wären. Dass diese Verfolgungen und der lange Jahrhunderte geübte Druck auf gewisse Seiten des jüdischen Charakters mit der Zeit einen nachtheiligen Einfluss üben konnten oder mussten, kann den Verfolgten, die zum Unglück auch noch den Hohn in den Kauf nehmen mussten, doch nicht zum Nachtheil aufgerechnet werden. Dagegen wurden sie, als sie sich nach der Zerstörung Jerusalems in alle Welt zerstreuten, mit ihrem beweglichen Handelsgeist und ihrem wirthschaftlichen Genie zu einem der fruchtbarsten Culturelemente in der Entwicklung der Völker. Aber auch schon lange vor dieser Zerstreuung waren die Juden wegen dieser Eigenschaft im Alterthum hochgeachtet; und von ägyptischen und griechischen Königen wurden zur Hebung ihrer Reiche jüdische Colonien angelegt oder Juden zur Hebung des Verkehrswesens an ihre Höfe berufen. Ueberall, wo Grosshandel getrieben wurde, waren Juden betheiligt.

Wahrscheinlich lebte der jüdische Urstamm im gelobten Lande Kanaan in einer communistischen Verfassung. Das Land war untheilbares Gesammteigenthum; in jedem »Jubeljahre« erfolgte eine Neuvertheilung des Eigenthums. Die »capitalistische« Wirthschaft oder Productionsweise wurde von den »Propheten« offen verurtheilt, wie denn überhaupt das Recht der freien Meinungsäusserung unbestritten feststand. Zinsnehmen und Wuchertreiben war streng verboten, das Schulwesen dagegen sehr ausgebildet. Die Nachtheile, welche die wirthschaftliche Entwicklung späterer Zeit und das Princip der freien Concurrenz mit sich brachten, können also keineswegs dem jüdischen Nationalcharakter zur Last gelegt werden.

Ihr Unternehmungsgeist und Schaffensdrang führte die Juden schon lange vor dem Exil in fremde Länder, wo sie meist gern gesehene Gäste waren und wo sie theils Landbau,

theils Viehzucht, theils Handel betrieben. Alexander der Grosse begünstigte sie in hohem Grade; ebenso geschah dieses von Seiten der späteren macedonischen Könige. Die jüdische Bevölkerung Aegyptens um jene Zeit wird von Strabo auf eine Million geschätzt. In der Geschichte der »Ptolemäer« spielen sie eine sehr wichtige Rolle. Bald breiten sie sich auch in Kleinasien, Griechenland und Italien aus. Noch mehr war dieses begreiflicherweise der Fall nach der Zerstörung Jerusalems und der Auflösung des jüdischen Staates, und mit Freuden wurden die Neugekommenen von den älteren, bereits angesiedelten Glaubensgenossen aufgenommen. Ueberall zeigten sie sich als das ausgezeichnetste Culturelement. Was die Juden im Verein mit den Arabern aus Spanien gemacht, weiss die Geschichte. Auch dachte in den ersten Jahrhunderten nach Christi Niemand an Judenverfolgung, und erst im 4.—5. Jahrhundert verbot man ihnen das Halten von Sclaven, den Kriegsdienst, die Beamtung u. s. w. Dann kam das »tausendjährige Reich des Priesterthums«, welches mit entsetzlichem Druck und Greueln aller Art auf den armen Juden, wie auf dem geistigen Leben der Völker überhaupt lastete. Man drängte die Juden mit Gewalt aus allen ehrlichen bürgerlichen Geschäften und liess ihnen nur den Wucher übrig, den sie übrigens weniger hart betrieben, als ihre christlichen Mitwucherer. Die Zahl der dem christlichen Fanatismus unter den empörendsten Umständen geopferten Juden aber berechnet man vom Alterthum bis heute auf 9—10 Millionen.

Diese fortgesetzten Hetzen konnten natürlich nicht umhin, einen nachhaltig degenerirenden Einfluss auf die unglücklichen Juden auszuüben, sie scheu, kriechend und zum Betrügen geneigt zu machen, während die Neuzeit mit ihrer Anerkennung des grossen Princips der bürgerlichen Gleichberechtigung die unter dem Sclavenjoch gebeugten Gestalten wieder aufrichtet und zum Gefühl der Manneswürde emporhebt. Freilich zeigen die traurigen Erfahrungen der letzten Jahre, die Stöckeriaden und erneuten Judenhetzen, dass der unheimliche Geist des Mittelalters immer noch nicht von uns gewichen ist.

Selbst die Reformation konnte die Lage der Juden nicht bessern, und erst die grosse französische Revolution bahnte die wirkliche Emancipation derselben an. Die überraschend günstigen Erfolge, welche man mit dieser Emancipation in Frankreich, Belgien und Holland erzielte, veranlassten bald auch die übrigen Regierungen, dem Beispiele dieser Länder zu folgen. Doch erlangten die Juden z. B. die Parlamentsfähigkeit in England erst im Jahre 1858. In Russland entstanden unter Begünstigung der Regierung grosse jüdische Ackerbau-Colonien.

Am längsten zögerte man mit der Emancipation in Preussen, obgleich die Juden während der Befreiungskriege in edler Begeisterung an der Befreiung des Vaterlandes kräftig mitgewirkt hatten. Ja, man ging so weit, die jüdischen Veteranen aus den Freiheitskriegen unversorgt zu lassen, während man für die christlichen zu sorgen sich bequemte. Erst das Jahr 1869 brachte den Juden im Norddeutschen Bunde die volle politische Freiheit und Gleichberechtigung, obgleich man sie von dem Eintritte in die Officiers- und Beamten-Carrière immer noch ausschliesst. Seitdem hat auch der jüdische Opfersinn zur Hebung des jüdischen Proletariats und gedrückter Glaubensgenossen in einzelnen Ländern oder Gegenden in hohem Masse zugenommen.

Nichtig ist der Vorwurf, als ob die Juden die Schuld an den vielen wirthschaftlichen und socialen Schäden der Zeit trügen; es sind vielmehr die auf die Spitze getriebene Concurrenz, der zur Unerbittlichkeit gesteigerte Kampf um das Dasein und der durch unsere gesellschaftlichen Zustände mit Gewalt grossgezogene Egoismus, welche dafür verantwortlich gemacht werden müssen. Das Ganze aber ist das Resultat eines langen, seit Jahrhunderten mit Nothwendigkeit sich abspielenden Processes — eines Processes, der es weder jüdischer, noch christlicher Menschen- und Bruderliebe möglich macht, sich zu entwickeln oder Geltung zu verschaffen. Die socialen Verhältnisse machen uns mit Gewalt und gegen unseren Willen rücksichtslos, gleichgiltig gegen fremdes Unglück,

hartherzig, unempfindlich gegen das Elend, selbstsüchtig und lieblos.

Die Herrschaft des Geldes ist es, welche uns bedrückt, nicht diejenige der Juden, welche man, da sie in der Regel mehr Geld besitzen, als die Nichtjuden, mit Unrecht für die erstere verantwortlich macht. Die christliche Kirche hat trotz ihres halb communistischen Ursprunges nicht nur nichts gethan, um dieser Herrschaft entgegenzuwirken; sie hat dieselbe vielmehr gefördert und unterstützt und Knechtsthum, Leibeigenschaft, Feudalismus, Bauernelend und Aehnliches auf jede Weise begünstigt — abgesehen davon, dass sie jeder Befreiung der Geister durch Intelligenz und Wissenschaft als Todfeindin gegenüberstand. »Wo der christliche Socialismus zur Herrschaft gelangt« (sagt C. L. Beck in seiner vortrefflichen Schrift: »Eine Rechtfertigung der Juden und wahre Lösung der Judenfrage« (Leipzig 1881), der ich in obigen Auseinandersetzungen im Wesentlichen gefolgt bin) »wird die Wissenschaft verkümmern und die Cultur zum Stillstand gelangen.« Wenn die »Stöckeriade« gelänge oder gelingen könnte, würde nach der Judenhetze die Hetze der Liberalen und nach dieser der Krieg gegen jedes Aufklärungs- oder Besserungsstreben an die Reihe kommen. Mit der Verfolgung, dem Ausschluss oder gar der Vertreibung der Juden würde also an unseren gesellschaftlichen Schäden nicht das Geringste gebessert, sondern das Uebel nur ärger werden. An die Stelle jedes jüdischen Börsianers oder Wucherers würde ein christlicher treten, und das Brechen der jüdischen Capitalmacht würde nur der ihr Concurrenz machenden christlichen zu Gute kommen. Die einzige und wahre Lösung der Judenfrage ist in der Lösung der allgemeinen Gesellschaftsfrage zu suchen und zu finden. (»Aus Natur und Wissenschaft« 2. Bd., pag. 194—200.)

Im Uebrigen bin ich auch der Meinung des Herrn Prof. Nöldeke, dass die Juden selbst sehr viel zur endlichen Lösung der leidigen Judenfrage beitragen könnten und würden, wenn sie ihre absonderlichen rituellen Einrichtungen, welche sie in

einen gewissen Gegensatz zu der übrigen bürgerlichen Gesellschaft bringen, wie Sabbatfeier, Speise- und Reinigkeitsgesetze, Beschneidung, u. s. w. aufgeben und sich bestreben würden, durch Beförderung der Heiraten zwischen Juden und Christen eine allmälige Amalgamirung herbeizuführen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster

Prof. Ludwig Büchner.

Eduard Herbst,

wurde am 9. December 1820 zu Wien als Sohn eines Advocaten geboren, studirte daselbst die Rechte und wurde 1843 zum Doctor promovirt. Nachdem er hierauf bei der Hofkammerprocuratur in Staatsdienst getreten, ward er im April 1847 zum ordentlichen Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechtes an der Universität Lemberg ernannt. 1858 ging er in gleicher Eigenschaft nach Prag. Nach Erscheinen des Februarpatentes von 1861 wurde Herbst von den Wahlmännern des Landwahlbezirkes Hainspach—Schluckenau (im nördl. Böhmen) einstimmig als Abgeordneter in den böhm. Landtag gesandt, von diesem aber in das Abgeordnetenhaus gewählt. In diesem gehörte er von allem Anfange als Führer der deutschen und constitutionellen Partei zu den thätigsten Mitgliedern und vorzüglichsten Rednern. Schon in der ersten Session war er unter Anderem Berichterstatter über die Bankacte und das Pressgesetz; glänzend bewährte er sich in der Kritik der finanziellen Massnahmen der Regierung. In Anerkennung seines öffentlichen Wirkens wurde er gleich zu Beginn seiner politischen Carrière von vielen deutschen Städten und Landgemeinden Böhmens zum Ehrenbürger ernannt. — Im Ministerium des Fürsten Auersperg erhielt Herbst 30. December 1867 das Portefeuille der Justiz. Während er das Ministerium bekleidete traten zahlreiche Reformen der Justizgesetzgebung ins Leben. Als nach dem Abgange Auersperg's unter dem Präsidium des Grafen Taaffe das Ministerium sich in zwei Parteien spaltete, wovon die Minorität der Entwicklung der Länderautonomie das Wort redete, gehörte Herbst der Majorität an, welche sich für strengere Centralisation der cisleithanischen Provinzen aussprach. Beide Parteien aber mussten 12. April 1870 dem Ministerium Potocki weichen. Herbst verblieb als Abgeordneter des obengenannten Bezirkes im politischen Leben, ist gegenwärtig der gefeierteste Führer des deutschen Volkes in Oesterreich, und wurden ihm in Anerkennung seines Wirkens vor vier Jahren anlässlich seines sechzigsten Geburtstages die glänzendsten Ovationen dargebracht. — Doch nicht nur als Politiker, sondern auch als Rechtslehrer hat Herbst eine umfassende und nachhaltige Wirksamkeit entfaltet. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind ausser zahlreichen Aufsätzen in allen österreichischen juristischen Zeitschriften, besonders hervorzuheben: »Handbuch des allgem. österr. Strafrechtes« (Wien 1855, 2 Bde., 4. Aufl. 1876); »Sammlung von strafrechtlichen Entscheidungen

des k. k. Obersten Gerichtshofes« (Wien 1853, 3. Aufl. 1858, Nachträge 1860) und die »Einleitung in das österreichische Strafprocessrecht« (Wien 1860).

Kundratitz (in Böhmen), 4. September 1884.

Geehrter Herr!

Ich danke Ihnen für die Uebersendung der zweiten Auflage Ihrer Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« Es freut mich, dass Ihre Schrift so viel Anerkennung und Verbreitung gefunden und habe ich auch diese zweite vermehrte und verbesserte Auflage mit Interesse gelesen.

Ich kann mich mit vielen der darin entwickelten Ansichten einverstanden erklären, und erkenne in dem Antisemitismus ein bedenkliches Zeichen der Zeit und eine für die Gesellschaft gefährliche Erscheinung — einen bedauerlichen Beweis einer Verwilderung, die zu bekämpfen Pflicht eines Jeden ist, den ein lebhaftes Gefühl für Fortschritt und Humanität beseelt.

In manchen Beziehungen könnte ich mich allerdings mit den geäusserten Anschauungen nicht einverstanden erklären, so insbesondere mit der Forderung (S. 36 ff.), dass die Juden als nationale Gemeinschaft bestehen, ihre besondere Nationalität bewahren sollen. Denn von allem Anderen abgesehen, ist nicht zu verkennen, dass mit dieser Forderung und ihrer thatsächlichen Verwirklichung dem Antisemitismus die kräftigste Waffe an die Hand gegeben wird. Mit der Versicherung vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Dr. Eduard Herbst.

Adolf Streckfuss,

hervorragender Novellist und Schriftsteller, wurde am 10. Mai 1823. als der Sohn des bekannten Uebersetzers Carl Streckfuss, zu Berlin geboren, widmete sich auf den Akademien zu Möglin und Eldena der Landwirthschaft, wurde dann in Berlin beim Ausbruch der Revolution in die demokratische Bewegung gerissen, und wirkte für diese auch als Schriftsteller durch zwei grössere Werke: »Geschichte der Staatsumwälzung der Jahre 1847—48« und »Geschichte des 18. März und seiner Folgen«, die beide confiscirt wurden. Wegen eines populären neuen Werkes: »Die grosse französische Revolution und die Schreckensherrschaft« (1851) sah er sich auf die Anklagebank versetzt, wurde aber vom Schwurgericht freigesprochen. In der Folge widmete er sich mit besonderem Eifer dem Communaldienste seiner Vaterstadt und wurde 1862 zum Stadtverordneten, 1872 zum Stadtrath erwählt. Von seinen theils belletristischen, theils populär-historischen Werken sind ausser den trefflichen Romanen: »Die Demokraten« (1850); »Der verlorene Sohn« (1871); »Die wilde Toni« (1874); »Zu reich« (1877, 3 Bde.); »Die von Hohenwald« (1878. 3 Bde.); »Adelenstrasse 14« (1879, 3 Bde.); »Schloss Wolfsburg« (1879), besonders zu erwähnen: »Friedrich I. und die Quitzows« (1859); »Das deutsche Volk« (1860); »Die Weltgeschichte, dem Volk erzählt« (1865—67, 10 Bde.), die merkwürdigerweise zuerst in holländischer Uebersetzung erschien; »Berlin im 19. Jahrhundert« (1867—69, 4 Bde.); »Vom Fischerdorf zur Weltstadt. 500 Jahre Berliner Geschichte« (3. Aufl., 1882).

Berlin, 5. September 1884.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?«, für deren Uebersendung ich Ihnen meinen herzlichen Dank sage, hat mir ein hohes Interesse gewährt. Ich begrüsse mit voller Sympathie Ihre anerkennenswerthen Bestrebungen, darf Ihnen aber nicht verhehlen, dass ich gegen einen wesentlichen Theil Ihrer Ausführungen recht ernste Bedenken habe.

Die infame antisemitische Agitation unserer Tage stützt sich nicht hauptsächlich auf die Verschiedenheit der Glaubens-

satzung zwischen Juden und Christen, ihr fehlt selbst jene schwache Entschuldigung, dass sie, wie die mittelalterliche Judenverfolgung, hervorgerufen sei durch religiösen Fanatismus. Sie ist ein Product der traurigen, leider die neueste Zeit beherrschenden, selbstsüchtigen, gemeinen Interessenpolitik, des sich auf allen Gebieten des staatlichen Lebens breit machenden Concurrenzneides, und daher doppelt verabscheuungswürdig.

Die antisemitischen Hetzer stützen ihre Agitation darauf, dass die Juden auch heute ein Volk im Volke bilden, dass sie ihre eigene Nationalität aufrecht erhalten, wenn auch ihre Vorfahren schon seit Jahrhunderten in dem Lande gewohnt haben, in welchem sie trotzdem Fremde, Eingewanderte bleiben.

»Die Semiten sind keine Deutschen und werden es niemals«, so rufen die deutschen antisemitischen Agitatoren der gedankenlosen Menge zu und mit diesem Schlagworte begründen sie ihre Forderung, dass die in Deutschland bestehende vollständige politische Gleichberechtigung zu Ungunsten der Juden aufgehoben werde; sie haben das patriotische Lied »Deutschland, Deutschland über Alles« zu ihrem Kampflied erkoren und, indem sie auf den »Deutschpatriotismus« speculiren, erheben sie das Kampfgeschrei gegen die Juden.

Dieses verdammungswürdige Bestreben findet in Ihrer Schrift, p. 37 ff., neue Nahrung. Gerade Ihre Beweisführung für die »Solidarität« der Juden, »die mit der Religion nichts zu thun hat«, gibt den Antisemiten eine scharfe Waffe in die Hand, sie bestätigt den Vorwurf, dass der Jude, wo er auch geboren sei, welchem Lande er auch angehören möge, sich immer nur als Jude, niemals als Deutscher etc. fühle. Von diesem Vorwurfe zu der Folgerung, dass der Jude nicht die Rechte eines Landesangehörigen in Anspruch nehmen dürfe, ist nur ein Schritt!

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

Adolf Streckfuss.

Oscar Jäger,

hervorragender Geschichtschreiber und Pädagog, wurde am 26. October 1830 zu Stuttgart als Sohn des als Naturforscher bekannten Professors Georg Friedrich Jäger und einer Schwester des Dichters Gustav Schwab geboren, studirte Theologie und Philologie in Tübingen, war 1854—55 auf Reisen im Ausland, wirkte dann als Lehrer an verschiedenen Orten, und wurde 1865 Director des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums in Köln. Von seinen hervorragend wissenschaftlichen und geistvollen Werken sind besonders zu nennen: »John Wycliffe und seine Bedeutung für die Reformation« (1854); »Geschichte der Römer« (1861, 4. Aufl. 1877); »Geschichte der Griechen« (1866, 4. Aufl. 1881); »Die punischen Kriege, nach den Quellen erzählt« (1869—70, 3 Bde.). Auch gab er mit Creizenach zusammen die neue Bearbeitung von Schlosser's »Weltgeschichte« heraus, für welche er eine vortreffliche Darstellung der »Geschichte der neuesten Zeit« (19. Aufl 1880, 3 Bde.) schrieb. Seine kurze Beschreibung des deutsch-französischen Krieges für die Schriften des Deutschen Vereines, welche 1876 in grosser Zahl in den rheinischen Schulen verbreitet wurde, erweckte den Zorn der ultramontanen Partei, nachdem schon früher seine politische Broschüre »Preussen und Schwaben. Von einem Annectirten« (1866) grosses Aufsehen erregt hatte. Neuerdings findet ein kleines pädagogisches Buch Jäger's: »Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament« (Wiesbaden 1883) in der Lehrerwelt grossen Anklang.

Baden-Baden, 5. September 1884.

Geehrtester Herr!

Ihr freundlicher Brief, für welchen ich Ihnen bestens danke, ist erst spät in meine Hände gelangt, da er mir hierher in meinen Ferienaufenthalt hat nachgesendet werden müssen. Die Druckschriften, die Sie beizulegen so gütig waren, werde ich erst in 8—10 Tagen in Köln vorfinden. Ich darf freilich nicht hoffen, in der von Ihnen berührten Frage etwas von besonderem Gewicht sagen zu können und kenne mich selbst zu gut, um mich den berühmten Zeitgenossen, deren Voten

Sie sammeln, beizuzählen; meine schlichte Meinung aber auszusprechen, wem immer gegenüber, trage ich kein Bedenken. Ich verwerfe die Antisemitenbewegung schlechthin, weil sie die Uebel, die sie bekämpfen will oder soll, nicht trifft und andere viel schlimmere hervorruft. Sie zeigt der urtheilslosen Menge und — da sie auch um die Unterstützung der Studenten wirbt — einer leidenschaftlich-unvergohrenen Jugend einen Sündenbock für gewisse nationale Schäden und Untugenden und bringt ihr den Wahn bei, dass durch brutale Vergewaltigung (im besten Falle durch leidenschaftliches Reden, das gelegentlich doch auch zu leidenschaftlichem Thun führen wird) diese Schäden beseitigt werden könnten, während doch jene Schäden, wie alle, die im Leben einer Nation hervortreten, nur innerlich und allmälig gebessert werden können. Im Kreise meiner Wahrnehmungen habe ich z. B. gefunden, dass in vielen bäuerlichen Kreisen der Einfluss einer Menschenclasse, zu der die Juden das grösste Contingent stellen, bei dem Mangel an Initiative und dem Misstrauen, das der Bauer gegen den Gebildeten hegt, in verderblicher Weise wirkt. Hier ist aber doch offenbar die Aufgabe, den Bauer klüger und verständiger zu machen, damit er sein Interesse selber wahren lerne, und klüger und verständiger wird er dadurch nicht, dass man seine Leidenschaft gegen jene Menschenclasse, die man in Bausch und Bogen die Juden nennt, aufstachelt, sondern er wird vielmehr dümmer, wie wir alle dümmer werden, wenn wir die Leidenschaft walten lassen. So wird es mit allem Uebrigen sein, wo man mit Recht oder Unrecht jüdischen Einfluss als übermächtig annimmt. Dass unsere jüdischen Volksgenossen zu gewissen Fehlern und Lastern mehr hinneigen, als Andere, ist zuzugeben, und es müsste wunderbar zugehen, wenn das — nach ihren Schicksalen in Mitteleuropa seit Jahrhunderten — anders wäre; auf der andern Seite haben sie auch Tugenden, die man unter uns anderen seltener trifft. Da ist die Aufgabe klar und einfach gegeben, dass man diese Fehler bekämpft, die Fehler und nicht die Personen, und dabei wird man die besten Elemente des jüdischen Volkes

selbst zu wirksamsten Bundesgenossen haben. Ich wirke an einem grossen Gymnasium, wo wir ein ziemlich bedeutendes jüdisches Schülermaterial haben; gewisse Fehler treten bei ihnen mehr zu Tage, als bei den christlichen Schülern; meine Erzieherpflicht besteht darin, dass ich diese Fehler bei ihnen bekämpfe, wie ich andere Fehler bei anderen Schülerkategorien bekämpfe, und ich sehe in der That nicht ein, warum man das im Grossen anders machen sollte. In unserer Stadt (Köln) haben wir noch nicht mit dem antisemitischen Unfuge zu kämpfen, glücklicherweise; wenn er sich regte, würde ich es für Gewissenspflicht halten, ihm energisch entgegenzutreten, weil ich die Ueberzeugung habe, dass er vor Allem seine Führer und Treiber selbst moralisch corrumpirt. Von den Schriften, welche Sie erwähnten, werde ich gerne und mit Interesse Kenntniss nehmen, und indem ich Ihnen für Ihre gute Meinung von meinen schriftstellerischen Arbeiten danke

bin ich in aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebenster

Prof. O. Jäger.

—

Jakob Mähly,

hervorragender Philolog und Schriftsteller, wurde am 24. December 1828 zu Basel geboren, studirte daselbst und in Göttingen, wo besonders Karl Friedrich Hermann mächtig auf ihn einwirkte, classische Philologie (1848—1850), wurde dann Lehrer in seiner Vaterstadt, habilitirte sich 1852 als Privatdocent an der Universität daselbst, wurde 1863 zum ausserordentlichen und 1875 zum ordentlichen Professor der Philologie ernannt und wirkt noch gegenwärtig in dieser Stellung. In der ersten Hälfte der Sechzigerjahre versah er die Redaction der »Illustrirten Schweiz«, für welche er mehrere Novellen schrieb; auch als Jugendschriftsteller hat er der »Schweizerischen Jugendbibliothek« eine Reihe von Beiträgen gesteuert. Von wissenschaftlichen Werken sind (ausser den vortrefflichen Universitäts-Programmen über »Theokrit«, »Die Schlange im Mythus«, »Die Frauen des griechischen Alterthums«, »Beatus Rhenanus« u. A.) zu verzeichnen: »Sebastian Castellio« (Biographie, 1862); »Wesen und Geschichte des Lustspiels« (1862); »Angelus Politianus« (Culturbild aus der Renaissance, 1864); »Richard Bentley« (Biographie, 1868); »Der Oedipus Koloneus« (1868); »Geschichte der antiken Literatur« (1880, 2 Bde.). — Als meisterhafter Uebersetzer hat sich Mähly in seinen »Dramen des Euripides« (1880); »Griech. Lyriker« (1880); »Römische Lyriker« (1880) u. A. bewährt. Von Mähly's poetischen Werken seien hier hervorgehoben: »Die Centralhochschule« (Lustspiel in Versen, 1854); »Mathilde« (epische Dichtung, 1855); »Das Erdbeben zu Basel« (epische Dichtung, 1856); »Die Sängerfahrt« (Novelle, 1856); »Rhigmurmel« (Gedichte in Baseler Mundart, 1857); »Frieden« (Idyll in 6 Gesängen, 1862); »Trauerlieder« (1863); »Lied und Leid« (Gedichte, 1863); »Zwischen Thal und Gletscher« (Humoreske in Versen, 1869); »Mosaik« (1873); »Aus der Gegenwart« (Gedichte, 1874); »Byrsopolias« (Humoreske in Versen, 1875); »Die Belagerung von Basel« (Drama, 1875).

Basel, 9. September 1884.

Geehrter Herr!

Ihre Abhandlung (offenes Wort an Freund und Feind über die Frage: »Sollen die Juden Christen werden?«) habe ich mit aufmerksamem, und, ich versichere Sie, steigendem Interesse gelesen, und zwar darum, weil mir aus derselben

eine wohlthuende Toleranz als Haupt- und Grundton entgegenklang, der auch den Bekennern anderer Religionen und Anschauungen als die Ihrigen sind, gerecht zu werden sucht. Wenn auch Ihre Schrift nicht durchwegs die Wahrheit und Ihre Vorschläge, meiner Ueberzeugung nach, ebensowenig immer das Richtige treffen, so muss Jedermann im Mindesten den ehrlichen Wahrheits s i n n anerkennen, der Sie in Ihren Ausführungen beseelt.

Trotz dieser Anerkennung meinerseits, bezweifle ich gleichwohl, ob ein längerer Brief über die vorliegende, von Ihnen angeregte Frage Ihrem, wenn auch noch so uneigennützigen Interesse dienen werde; denn in einem Hauptpunkte, den Sie gerade als wesentlich und entscheidend für die Lösung der Frage ansehen, bedauere ich, anderer Ansicht zu sein und seine Wichtigkeit verneinen zu müssen: es ist der Punkt — ich glaube der w u n d e und f a u l e Punkt — der beizubehaltenden Nationalität. So lange Sie sich an diesen, meiner Ansicht nach, längst verlorenen Posten anzuklammern suchen, findet kein Friede, keine dauernde Versöhnung zwischen dem Geiste und der Bildung unserer Zeit mit dem Juden t h u m und Juden v o l k statt, und nicht nur der rohe Pöbel, der jetzt in wilder Hetzjagd hinter den Spuren der Semiten her ist und sein fanatisches: »Écrasez-les!« brüllt, sondern auch die Verständigen und Gebildeten unseres Jahrhunderts werden Ihnen und Ihren Glaubensgenossen ferne bleiben mit ihren Sympathien, und doch werden Sie mit Recht — es ist ja ein Kampf ums Dasein! — ja, m ü s s e n Sie darauf ausgehen, jene Sympathien zu gewinnen. Aber auch der P ö b e l hat eine Macht heutzutage, mit der Sie rechnen müssen, ganz abgesehen von der besseren für Belehrung empfänglichen und ehrenhaften Bevölkerung, welche man V o l k nennt. Dass dieses Letztere nicht überall Meister wird über die Leidenschaften des Pöbels, über seine Ausschreitungen und Bestialitäten, das lehren doch, meine ich, selbst in sogenannten civilisirten Staaten die Erfahrungen sozusagen jedes Tages — wie aber vollends, wenn in gewissen Fragen auch jene ehrenwerthe und tüchtige

Schicht, die ich Volk genannt habe, mit dem rohen Pöbel gemeinschaftliche Sache wenigstens insoferne macht, als es ihn gewähren lässt — und warum gewähren lässt? — weil es alles eher als Sympathie verspürt mit den Mächten, gegen welche die Wuth der Meute sich entfesselt, weil es diese Wuth, ich will nicht sagen für gerechtfertigt, aber bis zu einem gewissen Grade entschuldbar, jedenfalls aber für völlig begreiflich hält; und wer ist Schuld daran? Wir Christen und Nicht-Semiten? Oder die Semiten? That is the question, the great question. Sie, geehrter Herr, schieben die Schuld auf die Ersteren, und zwar die volle und ganze, die unbezweifelte Schuld. Begreiflich, aber — soll ich offen sein? — mit Unrecht. Das ist meine Ueberzeugung und ich glaube eine umso unparteiischere, als mir in meinem Leben noch wenige, sehr wenige Semiten, dagegen viele, sehr viele Christen Unrecht und wehe gethan haben. Es fällt mir nicht ein, zwischen Christen und Israeliten eine Parallele puncto Sündenregister ziehen zu wollen, noch weniger möchte ich natürlich das wüste »Culturbild« einer Judenhetze in Schutz nehmen, das von »Tigern« und »Affen« dermalen — und wer weiss wie lange noch? — in Scene gesetzt wird, aber wer hat den Blutdurst jener Tiger systematisch gereizt? wer den grinsenden Affen aus der Menschenphysiognomie herausgemeisselt? Doch gewiss nicht die Christen oder die Connivenz der christlichen Polizei, sondern das Wesen und Treiben eines leider nur zu grossen Bruchtheiles des semitischen Volksstammes in Handel und Wandel, in der Journalistik und in der Literatur. Zunächst und vor Allem in Handel und Wandel, denn die Presse und Einschlägiges interessirt den Pöbel nicht. Man stelle nicht die Gegenfrage auf, »wer hat die Juden durch Jahrhunderte der Unterdrückung und Proscription auf diese schiefe Ebene gedrängt, ihre Moral geschädigt, ihr Gewissen abgestumpft? Waren es nicht die Christen?« Ja wohl waren es die Christen, aber auch damals schon waren die Juden nicht ohne Schuld. Hätten sie damals — was sie freilich auch jetzt noch nicht einsehen und thun wollen — sich eingefügt ins staatliche Gemein-

wesen, wie einer verschwindend kleinen Minorität gegenüber der Majorität gebührt, hätten sie (ohne deswegen Renegaten zu werden) mehr auf die Stimme der Vernunft als auf die Eingebungen ihres zähen Trotzes, ihres nationalen Eigenwillens und gewisser Liebhabereien in Handel und Wandel gehört — das Leben in der Diaspora wäre ihnen gewiss nicht so unerträglich gemacht worden. Kein Volkswille und keine Religion der Welt darf sich dem Fortschritte der Zeit verschliessen; wer sich verknöchern lässt, wird unbarmherzig zertreten. Das wissen die Christen und pactiren deswegen mit Zeit und Vernunft; sie wollen und werden den Juden gerne die Hand reichen, aber diese müssen ihnen entgegenkommen und sich willig zeigen; wenn sie so zähe und unentwegt an der Ueberlieferung halten und halten zu müssen glauben, warum führen sie nicht das sesshafte Leben ihrer Vorfahren in Canaan, welche schlecht und recht ihren Acker bestellten im Schweisse ihres Angesichtes? Das wäre wohl heilsamer, als auf einen eigenen Sabbat sich versteifen und in so mancher anderen indifferenten Einrichtung die Satzungen der übrigen civilisirten Welt durchkreuzen zu wollen. Warum denn nur in diesen nebensächlichen Punkten so starr und störend consequent sein wollen?

Jene Jahrhunderte der Verfolgung und Misshandlung können (gemäss einem Naturgesetze, das nicht erst Darwin entdeckte) nicht anders als schädlich auf die sittliche Haltung der Israeliten eingewirkt haben (das lassen Sie selber zwischen den Zeilen lesen, geehrter Herr), es gilt also diese tiefeingewurzelten Schäden zu heilen, die Flecken zu tilgen. Dazu gehört aber zu allererst Selbsterkenntniss und guter Wille, und den Anfang zu dieser Läuterung müssen die Israeliten selber machen. Mit einer Offenheit, die alle Anerkennung verdient, haben Sie dies zugestanden und einzelne der klaffenden Schäden und wunden Stellen, wo Besserung eintreten muss, bezeichnet. Nur scheint es mir zur Heilung wenig oder nichts beizutragen, wenn immer wieder und wieder die grossen und mannigfachen Verdienste der Nation als solcher und die her-

vorragenden Individuen gepriesen werden. Wer wollte dem Volke der Hebräer seine guten Eigenschaften, wer den Edlen und Tüchtigen aus diesem Volke ihren wohlthätigen Einfluss auf die Geschichte, auf Entwicklung und Förderung des Menschengeschlechtes absprechen? Aber — est modus in rebus, und Bescheidenheit ziert auch ein Volk, nicht blos den Jüngling. Und es will mir scheinen, dass Sie im Farbenauftrag dieser Verdienste denn doch etwas zu freigebig gewesen sind. Ich erlaube mir hier nur einen Punkt herauszugreifen: Mit der Idee des Monotheismus, deren Ausgestaltung Sie Ihren Glaubensgenossen vindiciren, steht es denn doch nicht so glänzend, als Sie zu glauben scheinen; die Jahvereligion hat keineswegs die Lehre von einem Gott ausgeprägt, wie sie jetzt die Spitze und den Ausgangspunkt der Culturreligionen bildet; der Jahve der Juden war blos ihr Gott und als solcher blos der beste und gewaltigste Gott (natürlich!), aber nicht der eine und einzige Gott aller Völker; diesen hat erst spätere Speculation geschaffen. Die Unsterblichkeit vollends war der jüdischen Religion unbekannt. Ich will mich kurz fassen: Dass Sie jede Schwierigkeit, welche bislang der Ehe zwischen Juden und Christen im Wege stand und noch steht, hinweggeräumt wissen wollen, darin wird Ihnen jeder Verständige beistimmen, jeder auch mit Befriedigung Act nehmen von Ihrem Zugeständnisse, dass behufs einer Anbequemung an die Sitten und Gebräuche der übrigen Welt die strengen und starren Satzungen des jüdischen Formalismus dahin zu fallen haben — aber (so berechtigt und natürlich auch das Verlangen scheint), warum denn dieses krampfhafte Festhalten an einem Etwas, das nicht mehr ist und nicht mehr sein kann, weil die Geschichte darüber gerichtet hat — die jüdische Nationalität? Das Rad, das so und so viel Jahrhunderte lang hinweggerollt ist über die Schicksale der Juden, können diese nicht mehr zurückwälzen. Zum Begriffe Volk gehört noch mehr als Blut und die Schädelbildung und die Hautfarbe und die Sprache (die ohnedies den Juden grossentheils abhanden gekommen ist), es gehört dazu vor

Allem der gemeinsame Wohnsitz, das gemeinsame Regime nicht blos (und weniger noch) im Leben, sondern auch (und mehr noch) im Staate (vide Amerika). Und gerade das haben die Juden nicht mehr und werden es auch nicht mehr erhalten. Suchen Sie sich also das Land, in welchem Sie sich befinden, zum Vaterlande und zur Heimat zu gestalten. Wie das geschieht, weiss der Israelit so gut wie jeder Andere, und wenn es geschieht, so darf er sich getrösten, höchst fragwürdige Eigenschaften gegen ein nicht fragwürdiges, sondern höchst werthvolles Gut eingetauscht zu haben. Die Ideale, nach denen wir zu trachten haben, liegen nicht hinter uns im Schatten einer unwiederbringlich verlorenen Vergangenheit, sondern vor uns im Paradiese der Zukunft.

In der Hoffnung, dass Sie dieses offene Wort als ein Zeichen meines Interesses an der von Ihnen verfochtenen Sache ansehen werden, unterzeichnet

ergebenst

Prof. J. Mähly.

Eduard Schmidt-Weissenfels,

hervorragender Literarhistoriker und Novellist, am 1. September 1833 zu Berlin geboren, wurde noch während des Gymnasialbesuches durch die Unruhen des Jahres 1848 ins öffentliche Leben und zu publicistischen Arbeiten geführt; 1849 und 1850 war er Secretär im Bureau der Ersten preussischen Kammer. Dem Aufruf der schleswig-holstein'schen provisorischen Regierung folgend, trat er 1850 in die Armee ein und machte den Feldzug mit bis zum Friedensschlusse. Hierauf begab er sich nach Paris, um die französische Literatur zu studiren, und besuchte fleissig die Vorlesungen der Sorbonne und des Collège de France. Nach dem Staatsstreiche von 1851 wandte er sich nach London, sodann nach Deutschland zurück und promovirte schliesslich in Rostock. Varnhagen v. Ense wandte ihm vorzugsweise sein Interesse zu. Später hat er verschiedene Reisen von längerer Dauer durch Oesterreich, Frankreich, Italien und Spanien unternommen. Seine schriftstellerische Thätigkeit beginnt 1854; zwei Jahre später wurde er als Redacteur der »Kritischen Blätter« nach Prag berufen, und nach einem Aufenthalte in Gotha, wo der Herzog Ernst ihm seine Huld zuwandte, treffen wir ihn 1860—61 wieder in der böhmischen Hauptstadt als Leiter der neugegründeten Familienzeitschrift »Von Haus zu Haus«. 1861—72 war er literarisch in Berlin thätig, und seit 1872 lebte er erst in Cannstatt, dann in Stuttgart, wo er 1875 und 1876 die Redaction der Hallberger-schen »Illustrirten Volkszeitung« besorgte. Schmidt's Arbeitsfeld ist ein doppeltes, er ist Historiker und Poet. Von seinen trefflichen historischen Schriften sind zu nennen: »Frankreichs moderne Literatur« (1856); »Charaktere der deutschen Literatur« (1859, 2 Bde.); »Frankreich und die Franzosen« (1868, 2 Bde.); »Ueber Heinrich Heine« (1857); die vorzüglichen Biographien von Friedrich von Gentz (1859); Fürst Metternich (1860); Ferdinand Freiligrath (1877); »Rahel und ihre Zeit« (1857); »Preussische Landtagsmänner« (1862); »Der Herzog von Gotha und sein Volk«, »Französische Porträts« (1881). Von seinen Novellen sind hervorzuheben: »Polignac« (1866); »Pascal Paoli« (1868); »Die schöne Gefangene« (1869); »Wogen des Lebens« (1870); »Der Carneval von Rottweil« (1876); »Prinz Erdmann« (1877); »König Null« (1879), abgesehen von den zahlreich in Zeitschriften und Zeitungs-Feuilletons zerstreuten. Auch auf dramatischem Gebiete versuchte er sich. (»Um die Ehre«, Schauspiel, 1872). Die jüngste Publication Schmidt's, der eine regsame und bedeutende Kraft in unserer Literatur bildet, ist die »Deutsche Handwerkerbibliothek« (1878—83, 16 Bde.).

Stuttgart, 9. September 1884.

Sehr geehrter Herr!

Ich bin Ihnen noch den Ausdruck verbindlichsten Dankes für Ihre liebenswürdige Zuschrift vom 27. August und Mitsendung Ihrer äusserst anregenden Broschüre über die Judenfrage schuldig. Da Sie auch von mir ein Urtheil darüber wünschen, so nehme ich nicht Anstand, in der Kürze eines Briefes wenigstens meine Auffassung von der Sache Ihnen mitzutheilen. — Als eine religiöse wie auch als eine besonders nationale Frage ist die jüdische in unserer Zeit wohl nicht Ursache der hässlichen Agitation eines grossen Theiles des deutschen Volkes und es scheint mir falsch zu sein, dieselbe auf eine dem Mittelalter, jedenfalls einer durchaus hinter uns liegenden Zeit eigen gewesenen Unduldsamkeit zurückzuführen. In der Gegenwart erachte ich die auferstandene Judenfrage vielmehr als eine durchaus sociale. Man sieht überall in Deutschland, das ich im Auge behalte, den bis vor einem Menschenalter noch von mittelalterlicher Barbarei vielfach bedrückten, vervehmten und verachteten Volksstamm die ihm gewordene sociale Gleichheit und Freiheit in einer eigenartigen, typisch ausgeprägten Förderung des Capitalismus ausnutzen. Dieser aber ist als eine neu aufgekommene, die Gesellschaft beherrschende und theilweise umwälzende, an sich rohe Macht instinctiv von der ungeheuren Mehrheit des Volkes gehasst, die arm ist und bleibt und mehr oder weniger sich in Abhängigkeit von dem modernen Baal fühlt und sieht. Umsomehr richtet sich dieser Hass gegen die Juden, als sie nicht bei der eigentlich productiven Arbeit der Nation zu finden sind, sondern wesentlich bei deren Ausnutzung, die oft einer rücksichtslosen geschäftigen Ausbeutung gleicht. Eine solche wird bei der allgemeinen Masse der jüdischen Mitbürger seitens des deutschen Volkes vorausgesetzt, weil sie in täglichen Beispielen, die alle ein und denselben Charakter haben, sich immer wieder offenbart, und gerade in den intimsten Beziehungen des Kleinverkehres und gegenüber den Nothlagen des productiv arbei-

tenden Bürger- und Bauernstandes. Andererseits zeigt auch der erworbene Reichthum der Juden sowohl als speculativer Capitalismus wie als Mittel zu einer socialen Vornehmheit all dieser volksthümlichen Scheelsucht und Erbitterung gewöhnlich nichts Versöhnliches.

Insofern nehmen die Juden noch heut unter uns eine exclusive Stellung ein. Die ehemaligen Parias sind als die rührigsten und eifrigsten Vasallen des Capitalismus zu einer vom Volke feindselig betrachteten Kaste geworden, die sie ihrerseits auch sein wollen. Allerdings, die Gesellschaft, die sie einst in Ghettos von sich abgesperrt hatte, kann sich nicht wundern, dass dieser jüdische Kastengeist, welcher wieder gemeinsame Charakterzüge bewirkt hat, noch fortarbeitet, und dass die Bedrückten von sonst durch die Macht des Capitalismus in der Gegenwart eine starke, unabhängige und selbst herrschende Stellung in einer ihnen abholden Gesellschaft zu erringen suchen. Die Humanität, die ihre Ghettos brach, um sie in der grösseren Nationalität aufgehen zu lassen, welche sie so viele Jahrhunderte lang von sich abgesondert gehalten, konnte eine solche Wirkung nicht plötzlich erwarten. Sie lässt sich auch durch die Rohheit, die der Antisemitismus aufbot, um ein in der Nation noch immer fremd erscheinendes Volkselement womöglich gewaltsam auszustossen, nicht beirren. Da die deutsche Nation die stärkere Macht sein muss, so wird mit der wachsenden Ausbildung der deutschen Nationalität die jüdische sociale Besonderheit nach und nach verschwinden, wie sie in Frankreich und in England verschwunden ist. Ist doch, wie widerwillig es auch zugestanden werden mag, der jüdische Geist für den wirthschaftlichen Aufschwung des deutschen Volkes von nicht geringem Nutzen, und es mag in Rührigkeit, Ausdauer, scharfsinnigem Erfassen der realen Verhältnisse, davon lernen, um sich mit ihm in Wetteifer zu setzen. In Bezug auf Wissenschaft, Philosophie und Künste ist die Bedeutung der Juden in der ganzen christlichen Welt, in der deutschen vor Allem, hundertfältig erwiesen. Sie haben auf diesen Gebieten zur Förderung unserer Cultur mächtig bei-

getragen, sind auf ihnen in unseren Geist und Wesen längst aufgegangen. Ihre sittlichen Vorzüge und die stillen Tugenden vieler Einzelner von ihnen sind ebenso unbestritten. Ihre mannigfachen starren Eigenheiten werden sich mehr und mehr verlieren und damit auch die Vorurtheile des deutschen Volks dagegen, die sich noch aus unglückseligen Traditionen nähren. Jede grosse Nation wird ein ihr fühlbares und in sich starkes Element besonderer Nationalität, wie das jüdische, das seine staatliche Existenz in ihr gefunden, als gleichberechtigt dann erachten, wenn es sich mit ihr in socialer Beziehung wirklich innig vermischt hat, ohne dass die religiöse Frage dabei in's Spiel käme.

Mit besonderer Hochachtung

Schmidt-Weissenfels.

Friedrich Michelis,

hervorragender Philosoph und katholischer Theologe, bekannt als einer der Führer der altkatholischen Bewegung, wurde am 27. Juli 1815 zu Münster geboren, studirte daselbst Theologie, empfing 1838 die Priesterweihe und wurde, nachdem er verschiedene andere Stellen bekleidet hatte, 1864 Professor der Philosophie am Lyceum in Braunsberg. An den freieren Regungen innerhalb der katholischen Kirche stets lebhaft theilnehmend, veranlasste er 1863 die von Döllinger geleitete katholische Gelehrtenversammlung, welche dann vom Vatican unterdrückt wurde, was die Schrift: »Kirche oder Partei, ein freies, offenes Wort an den deutschen Episcopat« (1864) hervorrief. Seine »Fünfzig Thesen über die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart« (2. Auflage, 1868) kamen auf den Index. Nach Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas, das er heftig bekämpfte (vergl. seine Schrift: »Die Unfehlbarkeit des Papstes im Lichte der katholischen Wahrheit«, 1869), wurde er vom Bischofe von Ermeland an der Ausübung seines Amtes gehindert und im October 1871 nach seinem Besuche der Münchener Katholikenversammlung excommunicirt. Von seinen hervorragenden wissenschaftlichen Schriften erwähnen wir: »Die Philosophie Platons in ihrer inneren Beziehung zur geoffenbarten Wahrheit« (1859—1860, 2 Abtheilungen); »Geschichte der Philosophie« (1865); »Kant vor und nach dem Jahre 1770« (1871); »Antidarwinistische Beobachtungen und Bemerkungen« (1877); »Die Philosophie des Bewusstseins« (1877); »Katholische Dogmatik« (1880, 2 Abth.).

Freiburg i. B., 10. September 1884.

Verehrter Herr!

Wenn Sie auch mein Urtheil in der von Ihnen mit so grossem und reinem Eifer ergriffenen brennenden Frage der Zeit über die Stellung des Judenthums verlangen, was ja nur in meiner Stellung als altkatholischer Priester motivirt sein kann, so werden Sie eben auch kein anderes als ein wahrhaftes, wie es in meiner Stellung und in meiner Ueberzeugung begründet ist, erwarten. Vollständig befriedigend wird

Ihnen dasselbe entgegenkommen in seinem ersten Theile, wonach ich in voller Uebereinstimmung mit unserem Vormanne Döllinger den jetzt wüthenden sogenannten antisemitischen Kampf unbedingt als eine inhumane und unchristliche Aeusserung eines verirrten Zeitgeistes erkenne und verwerfe, und mich in diesem Urtheile weder durch die sociale noch durch die geistige Stellung der Juden in unserer Gegenwart irre machen lasse; nicht durch die sociale, das ist nicht durch das in Händen der Juden befindliche Capital, weil ich in der jesuitisch missstalteten katholischen Kirche eine nicht mindere Herrschaft des Capitales sehe, als in den Händen der Juden, und weil ich in Erwerbung und im Gebrauche des Capitales zwischen Juden und Christen keinen Unterschied zu entdecken vermag; auch nicht durch die geistige Stellung, weil, wenn die Juden gegenwärtig in geistiger Beziehung und namentlich in der Presse einen überwiegenden Einfluss ausüben, sie da in ihrem Rechte sind, welches durch höhere Leistungen und nicht durch unmoralische Mittel überwunden werden muss. Dass eben dieses nun möglich ist, das ist der andere Theil meiner Ueberzeugung, mit dem Sie nicht so ohneweiters einverstanden sein werden.

Ich kann denselben aber mit wenigen Worten ausdrücken, indem ich mich darüber erkläre, weshalb ich oben den Kampf gegen die Juden als den s o g e n a n n t e n antisemitischen bezeichnet habe. Als gläubiger Christ nämlich und katholischer Priester, sehe ich in dem Juden nicht den Semiten, sondern den Träger der alttestamentarischen vorbereitenden Offenbarung, und wenn ich wohl weiss, dass in diesem Sinne eigentlich Israel und nicht Juden der Name des Volkes ist, so ist mir nach meiner, wie ich denke, philosophisch richtigen und stichhältigen Auffassung der Weltgeschichte und Entwicklung der Menschheit ebenso klar, dass die jetzt eingeführte Bezeichnung der Juden als Semiten den ganzen, nun auch die Sprache und die Geschichte beherrschenden Naturalismus einschliesst, der den Geist und daher das Gottesbewusstsein der Menschen zu einer Efflorescenz des Gehirns und des Or-

ganismus macht, und den wir erst gründlich und wissenschaftlich beseitigt und überwunden sehen müssen, ehe wir an eine nachhaltige und stichhaltige Lösung der sittlichen Fragen, die das Innere der Menschheit bewegen, denken können. Gerade diese Wendung der Frage meinerseits wird Ihnen verständlicher sein, wenn ich Ihnen mittheile, dass ich soeben eine Schrift unter dem Titel: »Das Gesammtergebniss der Naturforchung, denkend erfasst« im Drucke vollendet habe, welche mit vollem Bewusstsein dieser Verirrung der Naturwissenschaft den Fehdehandschuh hinwirft.

An dieser Umkehr zur wahren Wissenschaft liegt mir zunächst Alles, und in welcher Weise ich die über den jetzt geltenden geistigen Stand hinausgehenden Leistungen auf christlichem Boden verstehe, das kann ich mit einem Worte dahin aussprechen, dass mir Spinoza, der ja unbedingt das Scepter im modernen Denken führt, selbst auch nur als ein Mann des Rückschrittes gegenüber der in ihrem wahren Sinne verstandenen christlichen Lehre, zunächst Gotteslehre, ist; ein Standpunkt, über den wir ja wohl zu einer Verständigung kommen könnten, weil ja auch Spinoza vom orthodoxen Judenthume ausgeschlossen wurde.

Unter diesen Umständen kann mir eine vereinzelte Massregel, wie die Aufhebung des Ehehindernisses zwischen Juden und Christen, nur als eine verfrühte, die noch bestehende Ordnung zu gewaltsam durchbrechende und daher schwerlich von einem segensvollen Erfolge begleitete Massregel erscheinen, so sehr ich, ich wiederhole es, Ihre edlen und reinen Intentionen zu würdigen und zu schätzen weiss.

Hochachtungsvoll

Dr. Fr. Michelis.

Franz Eduard von Liszt,

hervorragender Strafrechtslehrer, wurde 1851 zu Wien geboren, habilitirte sich bald nach Absolvirung seiner juridischen Studien bereits 1875 als Privatdocent der Rechtswissenschaften an der Universität Graz, wurde 1879 als ordentlicher Professor des Strafrechtes und des Civilprocesses an die Universität Giessen, von da in gleicher Eigenschaft 1882 nach Marburg berufen. Von Liszt's hervorragenden Schriften seien hier erwähnt: »Meineid und falsches Zeugniss« (1876); »Die falsche Aussage vor Gericht« (1877); »Lehrbuch des österreichischen Pressrechts« (1878); »Das deutsche Reichspressrecht« (1880); »Das deutsche Reichsstrafrecht« (1881). Seit 1881 ist Franz von Liszt Herausgeber der von ihm begründeten »Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft«.

Marburg, den 8. September 1884.

Sehr geehrter Herr!

Gerne möchte ich die Gelegenheit ergreifen und mit dem aufrichtigen Danke für die freundliche Zusendung Ihrer verdienstvollen Schrift die Darstellung meiner Ansicht über die Judenfrage verbinden. Aber dazu würde ich mehr Raum brauchen, als Sie mir bewilligen können, und mehr Zeit, als mir zur Verfügung steht. So muss ich mich auf einige kurze Bemerkungen beschränken.

Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, dass ich die rohen Ausbrüche eines fanatischen Judenhasses, wie sie da und dort vorgekommen sind, auch nach Abzug der landesüblichen Uebertreibungen ebenso entschieden verdamme und ebenso tief beklage, wie jeder anständige Mensch. Aber mit diesem Verdammungsurtheil ist der Antisemitismus selbst in keiner Weise getroffen. Und nur so weit es sich um eine innerhalb der Schranken des Gesetzes und des Anstandes sich haltende Bewegung handelt, kann ja überhaupt von dem Aufrollen der »Judenfrage« unter Gebildeten die Rede sein.

Es freut mich sehr, in Bezug auf die Auffassung dieser Frage Ihren principiellen Standpunkt durchaus theilen zu können. Die Judenfrage ist keine religiöse, sie ist eine nationale Frage. Ich könnte das nicht schärfer betonen und schlagender nachweisen, als Sie selbst es gethan. Gestatten Sie mir nun aber, aus dieser Auffassung meine Folgerungen abzuleiten, indem ich dabei, was ich ausdrücklich betonen möchte, nur als Angehöriger des Deutschen Reiches denke und spreche. Wir haben unsere nationale Einheit eben erst gewonnen und sind daran, sie zu festigen nach aussen und nach innen. Die Juden stehen uns, nach Ihren eigenen Ausführungen, als Angehörige einer fremden, wesentlich kosmopolitisch angehauchten Nation gegenüber. Damit ist, glaube ich, der unwiderlegliche Beweis geliefert, dass wir bei der Wahl jener Männer, welchen wir den Schutz und die Pflege unserer höchsten nationalen Interessen anvertrauen, das jüdische Element in den Hintergrund zu drängen durch die Pflicht der Selbsterhaltung gezwungen sind. Ich will es nicht unterlassen, diesem Satze die Einschränkungen, welche in seiner Fassung bereits enthalten sind, zur Vermeidung aller Missverständnisse ausdrücklich beizufügen. Er gilt nicht für jene Juden, welche in Denken und Fühlen Deutsche sind. Ihre Zahl ist nach meinen Erfahrungen grösser als Sie selbst anzunehmen geneigt scheinen. Sie sind uns ebensowenig Fremde, wie die vielen in Deutschland seit langem naturalisirten französischen Familien, welchen wir manchen unserer besten deutschen Männer verdanken. Und mein Satz gilt weiter überhaupt nur so lange als die Juden als selbstständige Nation in Frage kommen. Wenn einmal die — von Ihnen auf S. 37 so lebenswahr geschilderte — internationale Solidarität der Juden aufgehört hat, eine unläugbare Thatsache zu sein, wenn der deutsche Jude dem französischen Juden so fremd gegenübersteht, wie der deutsche Christ dem Franzosen — dann, aber auch nicht früher, ist die Judenfrage gelöst. Ich zweifle gar nicht, dass diese Zeit kommen wird. Ihren Eintritt zu beschleunigen, weiss ich nur ein Mittel:

Die M i s c h e h e, nicht blos im Gesetze, sondern in der Praxis. Sie muss angestrebt werden von denjenigen, welche Antisemiten sind in m e i n e m Sinne des Wortes. Vergessen wir aber nicht, dass, wie Sie selbst hervorheben, die Mischehe gerade bei den orthodoxen Juden auf den lebhaftesten Widerspruch stösst.

Werdet Deutsche, möchte ich den Juden zurufen, und wir werden Euch mit offenen Armen empfangen. Schwer kann es Euch ja nicht werden; Ihr habt mit uns auf den Schlachtfeldern geblutet, mit uns die Einheit erstritten. Was liegt daran, wenn das Judenthum als R e l i g i o n dabei mit untergeht; aus seiner Wurzel ist das Christenthum als höhere Blüte der Menschheit emporgewachsen: warum soll sich nicht heute und im einzelnen wiederholen, was dereinst und im allgemeinen geschah? Und wenn auch das Christenthum das letzte Wort nicht ist, welches der Genius des Menschen in seinem Ringen nach dem Unvergänglichen gesprochen hat, so ist es doch die unvermeidliche Entwicklungsstufe, durch die jeder hindurch m u s s, der nicht im trüben Schlamme einer materialistischen Weltanschauung stecken bleiben will.

Genehmigen Sie die Versicherung vorzüglichster Hochachtung, mit welcher ich bin

Ihr ergebenster

F r a n z v. L i s z t.

Rudolf v. Ihering,

einer der hervorragendsten deutschen Rechtsgelehrten der Gegenwart, Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Wien, Rom und Amsterdam, wurde am 22. August 1818 in Aurich geboren, habilitirte sich 1843 zu Berlin als Docent des römischen Rechtes, ging 1845 als ordentlicher Professor nach Basel, 1846 nach Rostock, 1849 nach Kiel, 1852 nach Giessen, 1868 nach Wien, von wo er 1872 einem Rufe an die Universität Göttingen folgte, wo er noch gegenwärtig als eine der ersten Zierden der Hochschule thätig ist. Seine beiden Hauptwerke, welche sich — wie alle seine Schriften — durch Originalität der Auffassung und Neuheit der Ideen auszeichnen, sind: »Der Geist des römischen Rechtes auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung« (Leipzig 1852—65, 3 Theile, in 4 Abthlg.; 4. Aufl. 1881 ff.; in's Französische, Italienische und Russische übersetzt) und »Der Zweck im Recht« (2 Bde., 2. Aufl. 1884). Ausserdem schrieb er noch: »Abhandlungen aus dem römischen Recht« (1844); »Civilrechtsfälle ohne Entscheidungen« (1847, 4. Aufl. 1881); »Der Lucca-Pistoja-Actienstreit« (1867); »Das Schuldmoment im römischen Privatrecht« (1867); »Ueber den Grund des Besitzschutzes« (2. Aufl., 1869); »Die Jurisprudenz im täglichen Leben« (1870, 4. Aufl. 1880); »Der Kampf um's Recht« (1872, 7. Aufl. 1884), welche Schrift in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde; »Vermischte Schriften juristischen Inhaltes« (1879); »Das Trinkgeld« (Braunschweig, 2. Aufl. 1882). In seinen »Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechtes« lieferte er eine Reihe werthvoller Abhandlungen, von denen er einen Theil unter dem Titel: »Gesammelte Aufsätze aus den Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechtes« (1881) herausgab.

Göttingen, 9. September 1884.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben mich vollkommen richtig beurtheilt: ich gehöre nicht zu den Antisemiten; ich würde vor mir selber erröthen, wenn ich mich auf der geringsten antisemitischen Regung ertappte. Liegt Ihnen daran, auch meinen Namen der Zahl Derjenigen anzureihen, die ihr öffentliches Verdammungsurtheil

über eine Bewegung ausgesprochen haben, welche unserer Zeit und unserem Vaterlande zur höchsten Unehre gereicht, so gebe ich Ihnen gerne die Autorisation dazu, und ich freue mich, die Gelegenheit zu erhalten, öffentlich für eine Ueberzeugung einzutreten, die ich bisher nicht blos durch Worte ausgesprochen, sondern mein ganzes Leben hindurch durch die That bewährt habe. Ich habe bei meinen persönlichen Beziehungen und bei den amtlichen Vorschlägen zur Besetzung von Professuren nie gefragt, ob Jemand Christ oder Jude ist, ich habe mir den Mann angesehen, nie habe ich der Verschiedenheit der Confession den mindesten Einfluss auf meine Urtheile und Entschliessungen eingeräumt.

Besässen Sie nicht, wie Sie mir mittheilen, schon eine Menge eingehender Aeusserungen über die Judenfrage, so könnte ich in Versuchung gerathen, meine Anschauungen ausführlicher zu entwickeln, und Sie könnten sicher sein, dass dieselben an Deutlichkeit und Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig lassen würden. Aber ich frage mich: wozu das? Es wäre schade um die gute Zeit, ich würde nur wiederholen, was viele Andere schon vor mir gesagt haben. Um so weniger mag ich mich dazu verstehen, als ich in dem 3. Bande meines Zweckes im Recht die Nöthigung haben werde, die Frage im systematischen Zusammenhange mit der dort zu entwickelnden Idee der Menschlichkeit zu berühren. Ich mag mich nicht selber ausschreiben; wer sich dafür interessirt, wie ich über die Frage denke, wird dort Gelegenheit haben, dies zu erfahren. Für die gegenwärtige Veranlassung mag die Andeutung genügen, dass ich an jener Stelle die geschichtliche Entwicklung des Gedankens der Menschlichkeit verfolge und den Nachweis führe, dass dieser Gedanke, zu dem sich die Griechen und Römer in ihrem Rechte noch nicht erhoben hatten, das vielmehr den Fremden als rechtlos behandelte, in dem Rechte des Alten Testamentes (3. Mos. 19, 34; 5. Mos. 10, 19) mit aller Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen worden ist, womit ich dann das Auftreten von Christus und den Grundgedanken seiner Lehre: die Liebe, in Verbindung bringe; ich

erblicke in ihm den Abschluss einer nur auf dem Boden des Judenthums vorbereiteten Entwicklung. Dem Volke, das unserer modernen Welt den Gedanken der Menschlichkeit und der an keinen Unterschied des Glaubens geknüpften Liebe gebracht hat, lohnt der Antisemitismus dadurch, dass er beide ihm gegenüber verläugnet — gottlob, dass dieselben in der heutigen Welt bereits zu feste Wurzeln geschlagen haben, um diesem Unterfangen einen Erfolg in Aussicht zu stellen.

Indem ich Sie ersuche, mit diesen wenigen Worten vorlieb zu nehmen, verharre ich mit grösster Hochachtung

Ihr

R. v. Ihering.

Albert Hänel,

hervorragender deutscher Jurist und Politiker, wurde am 11. Juni 1833 als der Sohn des in demselben Jahre verstorbenen Professors der Medicin, Albert Friedrich Hänel (eines Bruders des berühmten Juristen Gustav Friedrich Hänel) geboren, studirte in Wien, Leipzig und Heidelberg die Rechte und Staatswissenschaften, habilitirte sich 1857 als Privatdocent in Leipzig und folgte 1860 einem Rufe als Professor nach Königsberg, 1863 nach Kiel, wo er noch gegenwärtig wirkt. Hänel entfaltete neben seiner akademischen Wirksamkeit, von welcher zahlreiche gediegene Arbeiten Zeugniss ablegen, auch eine sehr lebhafte politische Thätigkeit. Wie er in Königsberg ein thätiges Mitglied und Mitbegründer des Nationalvereines und der deutschen Fortschrittspartei gewesen war, so trat er in Kiel 1864 entschieden für die Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark ein in seinen Schriften: »Die Garantie der Grossmächte für Schleswig« (1864) und »Das Recht der Erstgeburt in Schleswig-Holstein« (1864), verweigerte Christian IX. den Eid und wurde einer der Führer der schleswig-holsteinischen Landespartei, sowie 1866 der sich von dieser lösenden liberalen Partei. Seit 1867 gehört Hänel dem preussischen Abgeordnetenhause und dem Reichstage an. In der Fortschrittspartei, zu deren Führern er zählte, nahm er im Gegensatz zu Eugen Richter eine mehr vermittelnde Stellung ein und suchte namentlich die Fühlung mit den benachbarten liberalen Gruppen stets aufrecht zu erhalten. Seinen Bemühungen vornehmlich gelang es, beim Beginne der Frühjahrssession des Reichstages 1884 die Fortschrittspartei mit den sogenannten Secessionisten zu der »Deutsch-Freisinnigen Partei« zu verschmelzen. Im Abgeordnetenhause war Hänel einige Zeit (1876) erster, im Reichstage während der drei ersten Sessionen der zweiten Legislaturperiode zweiter Vicepräsident. Er vertritt im Abgeordnetenhause den 15. schleswig-holsteinischen Wahlkreis (Segeberg), im Reichstage den Wahlkreis Kiel-Rendsburg. — Von Hänel's wissenschaftlichen und publicistischen Arbeiten sind zu erwähnen: »Das Beweissystem des Sachsenspiegels« (1858); »Decisiones consulum Goslariensium« (1862); »Zur Frage der stehenden Gefälle in Schleswig-Holstein« (Kiel 1870. 1873); »Studien zum deutschen Staatsrecht« (1873. 1880). Im Vereine mit Lesse gab er heraus: »Die Gesetzgebung des Deutschen Reiches über Consularwesen und Seeschifffahrt« (1878).

Kiel, den 10. September 1884.

Verehrter Herr!

Sie legen Werth darauf, auch von mir einen Beitrag zu erhalten zu den »Briefen berühmter Zeitgenossen über die Judenfrage«. Ich bin Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie dies begründen, sehr dankbar. Allein ich bin nicht in der Lage, Ihnen Neues sagen zu können. Ich habe meine Stellung zu der Judenfrage in meiner Eigenschaft als Abgeordneter zu wiederholten Malen sehr bestimmt gekennzeichnet. Als ich vor vier Jahren (20. November 1880) meine Interpellation über die Judenfrage im Preussischen Abgeordnetenhause begründete, sagte ich etwa Folgendes:

»Es ist unbestreitbar, dass in jüdischen Kreisen vielfach eine gewisse Sucht nach schnellem Reichthum, ein gewisses nervöses Andrängen nach äusseren Ehrenstellen sich geltend macht, dass sie sich zusammendrängen in den grossen Städten, dass sie einen Zusammenhang, ein gegenseitiges Abschliessen in gewissen Kreisen aufrecht erhalten, welches sie uns fremder stellt. Es ist vollkommen richtig, dass damit in gewissen jüdischen Kreisen Charakterzüge aufrecht erhalten bleiben und fortgepflanzt werden, die uns subjectiv nicht angenehm und die objectiv durchaus nicht lobenswerth sind. Allein wir fragen diesen Anklagen gegenüber: verlangt man denn Wunder vom Himmel? Wie, wir sollen die Juden mehr als ein Jahrtausend geknechtet, mit Füssen getreten, wir sollen sie nach Bedarf todtgeschlagen, wir sollen sie ausgestossen haben aus unserer nationalen Gemeinschaft, aus unserer Ehegemeinschaft, wir sollen sie gezwungen haben, gewisse bürgerliche Erwerbszweige ganz ausschliesslich zu betreiben — und dieser mehr als tausendjährigen Vergangenheit gegenüber will man die Forderung aufstellen, dass die Rückwirkung derselben mit einem Schlage beseitigt sei! Die Emancipation der Juden in Deutschland datirt seit kaum einem Lebensalter, ja die volle Emancipation derselben kaum seit einem Jahrzehnte. Welches Wunder der Welt sollte es denn bewirkt haben, dass die

Rückwirkung jener elenden, jener verächtlichen Lage, in die unsere Gesetzgebung sie hineingestossen hatte, nicht in gewissen Kreisen auch noch heute ein gewisses Leben weiter führt? Eine derartige Anforderung geht schlechterdings gegen die Natur der Sache. Kennen wir nicht die Lage der Griechen im Orient, die Geschichte des Fanar in Constantinopel, wissen wir nicht, dass nicht etwa die Herrscher und Unterdrücker derselben, dass objective Beobachter dieser griechischen Race genau die nämlichen Untugenden, genau die nämlichen Missstände und Aergernisse Wort für Wort, Zug um Zug nachsagen, die heute gewissen Kreisen der jüdischen Gesellschaft nachgesagt werden? Vor allen Dingen, es verstösst dies gegen jede Billigkeit. Und weil diese Anforderungen und leidenschaftlichen Angriffe gegen alle Billigkeit und gegen die Natur der Sache verstossen, darum konnte die Bewegung nicht auf dem Punkte festgehalten werden, der voraussetzt, als ob es sich um eine Bewegung gegen Missstände und Aergernisse, die hier oder dort im Judenthum hervortreten, handele, sondern die Bewegung hat sich ganz einfach und rund gegen das Judenthum als solches gerichtet.«

»Verlangt man Beweise dafür? Nun, was enthalten die Statuten der Antisemitenliga? Nichts als die überall durchgeführte Tendenz, die Juden ohne jeden Unterschied des Verdienstes, der Ehrenhaftigkeit, der Leistung, des Charakters, ohne jeden Unterschied von unseren gesellschaftlichen und von unseren geschäftlichen Beziehungen auszuschliessen. Haben bei den communalen Wahlen, die wir in Berlin, den politischen, die wir in Breslau, in Magdeburg u. s. w. vor einigen Jahren erlebt haben, diejenigen Personen, die jene Bewegung förderten, danach gefragt, ob der Betreffende verdienstvoll sei oder nicht? ob er dieser oder jener politischen Partei angehöre? was er bisher geleistet habe oder nicht? welchen ehrenhaften oder nicht ehrenhaften Charakter er gehabt habe? Nein, die rothen Placate, die wir selbst vor dem Berliner Rathhaus und an allen Strassenecken — ich muss sagen, ich unter Erröthen — gesehen haben, lauteten ganz einfach: »Wählt keine Juden!««

»Im Anfange der Bewegung konnte man vielleicht glauben, dass es sich um eine religiöse Bewegung handelt. Man betonte von mancher Seite, dass die jüdische Religion, wenn sie orthodox sei, eine abgestorbene Religion, ein überlebter Geist, ein verknöchertes Gesetz sei; stelle sie aber die reformirte Religion dar, so sei sie nur ein dürftiges Ueberbleibsel der Aufklärungsperiode, in beiden Fällen aber ein intolerantes und sich überhebendes Glaubensbekenntniss. Wenn man mich vor die Wahl zwischen zwei Uebeln stellen wollte, dann sage ich ganz offen: dass mir dann die religiöse Betonung der Frage die liebere ist. Die Religion ist eine Angelegenheit, die sich discutiren lässt, die man abthun und die man annehmen kann, die auf der inneren Ueberzeugung beruht, für die man verantwortlich ist. Diese nach meiner Meinung leichtere Färbung hat die Bewegung nicht innegehalten, sie ist rund und voll übergeleitet in die Frage der Rasse.«

»Das ist nach meiner Ueberzeugung die aufreizendste, die tiefgreifendste, — ich scheue mich keinen Augenblick zu sagen, die perfideste Wendung, die diese Sache nehmen konnte; denn die Nation, der ich angehöre, die Rasse, in der ich geboren bin, das ist ein Fatum, welches über mich verhängt ist; das kann ich nicht abschütteln, da kann ich mich nicht corrigiren, da bin ich nicht verantwortlich. Die Feindschaft, der Hass, welcher gegen die Rasse erregt wird, richtet sich nicht gegen die einzelnen Untugenden, nicht gegen den einzelnen Mangel, sondern er richtet sich gegen den ganzen Menschen!«

»Diese Erregung von Hass und Feindschaft gegen die Rasse ist die Läugnung, sie ist die praktische Untergrabung der Fähigkeit, sich zum allgemeinen Menschenthum und zum nationalen Bürgerthum auszubilden.«

»Keine Wendung der Sache konnte mehr jener ursprünglichen religiösen Färbung widersprechen als gerade diese. Sie ist meiner festen Ueberzeugung nach geradezu ein Schlag ins Gesicht gegen das oberste und vornehmste, gegen das königliche Gebot des Christenthums, welches dasselbe gleichwerthig erklärt mit dem Gebot der Gottesliebe, mit jenem

Gebot, dessen Anwendung auf die vorliegende Frage jedem schlichten Verstande und jedem einfachen Herzen zweifellos ist — dem Gebot, welches lautet: liebe deinen Nächsten wie dich selbst.«

»Im Anfange der Bewegung schien es, als ob dieselbe ihre Bestrebungen auf dem Boden des Gesetzes und auf dem Boden der gegebenen Verfassung festhalten wollte. Auch diese Voraussetzung hat sich nicht bewahrheitet. Psychologisch und logisch liegt die Nothwendigkeit vor, jene Bewegung mit der Forderung zu unterstützen, die verfassungsmässige und gesetzliche Gleichberechtigung der Juden zu beseitigen. Mit dieser Wendung, die ich für die letzte Erfüllung, für den nothwendigen Ausgang der Bewegung betrachte, hat die antisemitische Bewegung den Boden socialer und religiöser Erörterungen verlassen und den politischen, den legislativen Boden betreten.«

»Zu den sichtbaren Folgen der antisemitischen Bewegung gehören die turbulenten Volksversammlungen: der Cynismus und die Rohheit der Presse in dieser Frage. Weit eingreifender als die sichtbaren Folgen der antisemitischen Bewegung, sind die unsichtbaren. Mit welchen Gefühlen müssen unsere jüdischen Mitbürger in den mit dem Antisemitismus behafteten Landeskreisen ihre Kinder in die öffentliche Schule, in die öffentlichen Unterrichtsanstalten schicken; denn sie sind keinen Augenblick sicher, dass sie dort nicht der Injurie, der Beleidigung ausgesetzt sind. Doch das Gefährlichste sind nicht solche Beleidigungen und Injurien, die unter die Möglichkeit der Disciplin fallen, sondern jene Absonderung, jene Zurücksetzung, die vollkommen unfassbar ist. Vor allen Dingen sehe man sich diejenigen unserer jüdischen Mitbürger an, die mit dem vollen Einsatz ihres Geistes, ihrer Kraft, ihres Talents gewirkt haben in der Schule, in der Gemeinde, in den Parlamenten, in allen möglichen Lebensstellungen und Lebenskreisen! Man sehe sich gerade diese Juden an, die das nämliche volle Verdienst für sich in Anspruch nehmen können, welches jeder für seine Arbeit im öffentlichen und privaten Leben in Anspruch nimmt.

Glaubt man nicht, dass diese jetzt unter einem Drucke stehen, der ihnen das Gefühl der Sicherheit entziehen, der ihnen die Freudigkeit ihres Schaffens rauben muss?«

Ich schloss damals meine Rede mit dem Satze, dass ich die antisemitische Bewegung als einen Feind der europäischen Civilisation und unserer nationalen Ehre betrachte. Heute habe ich Dem nichts hinzuzufügen und Nichts abzubrechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Hänel.

Lorenz Segelke Dietrichson,

hervorragender norwegischer Dichter und Kunsthistoriker, wurde zu Bergen am 1. Jänner 1834 geboren, studierte von 1853 an in Christiania Theologie und machte durch witzige Studentenlieder, die er später unter dem Titel: »Samfunds Viser og Sange af Jörgen Latiner« (1859) drucken liess, frühzeitig von sich sprechen. 1858 besuchte er die Bibliotheken von Upsala, Stockholm und anderen schwedischen Städten, um die schwedische Literatur und Poesie zu studieren, nachdem er früher schon die dänische kennen gelernt hatte. Die literar-historische Schrift: »Om Läredigtet Nordens Literatur« (1859) war eine Frucht dieser Studien, und er erhielt in Folge derselben die Ernennung zum Docenten an der Universität Upsala. Grosse Reisen nach Deutschland (1860), Finnland (1861), Italien, wo er 1862—65 als Consulatssecretär in Rom fungirte, Dänemark und Frankreich (1867—68), Ungarn, Türkei, Kleinasien und Griechenland (1869—70), Palästina und Aegypten (1880—81), das innere Russland und England (1884) bildeten seinen feinen Kunstsinn und brachen ihm auch in Schweden Bahn, wo er anfangs viel zu kämpfen hatte, da er in seinen Vorlesungen über schwedische Literatur eine scharfe Kritik an deren Grössen geübt. In Griechenland machte er für das königliche Museum grosse Erwerbungen, und wurde in Folge dessen als Conservator an demselben angestellt, von welchem Posten er 1873 zurücktrat. Er war 1868—69 Lehrer der schwedischen Kronprinzessin; seit 1867 war er Lehrer, seit 1869 Professor an der Kunstakademie. Durch seine Vorlesungen an derselben hat er sehr befruchtend auf die Künstler, durch die, welche er vor einem gemischten Publicum in Stockholm und anderen Städten Schwedens hielt, bildend auf den Kunstsinn des Landes gewirkt. Nicht minder war er literarisch thätig. Nachdem er von Kopenhagen und Rom aus die »Nordisk Tidskrift for Literatur og Kunst« redigirt hatte (1862—1863), erschienen seine ersten Arbeiten: »Indledning i Studiet of Danmarks Literatur«, »Indledning i Studiet af Sveriges Literatur« (Einleitung in die Literatur Dänemarks und Schwedens), eine Biographie des finnischen Dichters J. L. Runeberg (1865), welchen ein »Omrids af den norske Literaturhistorie« (Umriss der norwegischen Literaturgeschichte 1866—69, 2 Bde.) folgte. Sein Hauptwerk aber, in dem sich alle seine Studien concentriren, ist: »Det Skönas Werld« (Die Welt des Schönen, 1867—79), eine Aesthetik und Kunstgeschichte umfassende Arbeit, welche ebensosehr die Forschungen Anderer verwerthet, wie das System auf eigener Grundlage aufgebaut

hat. Namentlich ist die bildende Kunst in hervorragender Weise berücksichtigt worden. Anziehende Bilder aus seinen grossen Reisen im Dienste der Kunst bieten seine »På Studieresor« (1875, 2 Bde.), welche mit Illustrationen von seiner Frau (der norwegischen Malerin Mathilde Bennevie) geschmückt sind. Endlich hat er zum »Nordisk Konstnäralbum (1878—79) mit Andern den Text geliefert und redigirte mehrere Jahre die »Tidskrift för bildande Konst och Konstindustri.« Auch als Dichter hat er einen trefflichen Versuch mit dem Drama »Madonnabilden« in gereimten Versen gemacht, das 1870 mit Beifall in Stockholm aufgeführt wurde; auch das Schauspiel »En Arbetare« (1872) hat sich längere Zeit mit Erfolg auf dem Repertoire erhalten; endlich ist 1874 noch »Karl Folkunge« aufgeführt worden. »Hesperische Nächte« (1873) ist eine Reihe von Novelletten. Im Jahre 1875 folgte Dietrichson einem Rufe nach seinem Vaterlande, indem eine persönliche Professur der Kunstgeschichte für ihn an der Universität Christiania errichtet wurde. Als Mitglied einer königlichen Commission zur Grundlegung einer norwegischen Kunstschule besuchte er 1876 die bedeutenderen Kunst- und Gewerbeschulen Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs und Englands. 1878 war er Vorstandsmitglied der Jury für Malerei bei der Weltausstellung zu Paris und fungirte als solches bei dem internationalen Architekten-Congresse daselbst. Dietrichson wurde 1882 Ehrenmitglied der schwedischen Kunstakademie und ist einer der hervorragendsten Gründer der schwedischen und norwegischen Kunst- und Industrie-Museen. Ebenso ist er als Mitglied der Directionen der norwegischen Gemälde- und Sculpturgallerien für die Hebung des Kunstsinnes in seinem Vaterlande lebhaft thätig. Von Dietrichson's neueren Werken erwähnen wir: »Die norwegische Holzschnitzerei« (1878); »Der Gesang der Bergnixen« (1879); »Das Christusbild«, Studien über die Entstehung, Entwicklung und Auflösung der typischen Christusdarstellung (1880) und endlich »Antinoos«, eine kunstarchäologische Untersuchung (deutsch erschienen 1884).

Christiania,*) d. 12. September 1884.

De hår önsket at höre en Röst fra det fjerne Norden udtale sig i Deres »Völkerstimmen über Juden und Judenthum« om det Folk, De tilhörer og om den Bevägelse, man har

*) Christiania, den 12. September 1884.

Sie wünschten für Ihre »Völkerstimmen über Juden und Judenthum« †) eine Stimme aus dem fernen Norden zu hören, die sich über

†) So sollte ursprünglich der Titel des Buches lauten.

behaget at betegne som Antisemitisme, denne den brutaleste og vort Aarhundrede uvärdigste Agitation, hvortil vor Tid har väret Vidne. Skjöndt mit Navn — vistnok ukjendt for de Allerfleste af Deres Läsere — ialfald udenfor mit eget Land ingen Vägt har ved Siden af de glimrende Personligheder, som have smykket disse Blade med sine Bidrag, har jeg paa Deres gjentagne Opfordring ikke villet nägte den gode Sag min ringe Bistand.

Mit Fädreland — i enhver anden Henseende et af de frieste og liberaleste i Europa — havde länge i sin Grundlov en Skamplet, som först efter stärke Kampe blev udslettet: ingen Jöde maatte beträde Norges frie Jord. Vort Folks förste Digter og en af dets ädleste Naturer, Henrik Wergeland, tilkommer väsentlig Ären for at denne Lovparagraf, rigtignok först da hans Grav grönnedes, blev strögen af vor Grundlov

---

das Volk, welchem Sie angehören und über die Bewegung, die man die antisemitische zu bezeichnen beliebte, vernehmen liesse, — über jene brutalste und unseres Jahrhunderts ganz und gar unwürdige Agitation, deren Zeuge unsere Zeit gewesen ist. Obwohl mein Name sicherlich dem grössten Theile Ihrer Leser unbekannt sein dürfte, jedenfalls aber ausserhalb meines Vaterlandes kein Gewicht neben den glänzenden Persönlichkeiten in Anspruch nehmen darf, welche diese Blätter mit ihren Beiträgen geschmückt haben, bin ich trotzdem Ihrer Aufforderung gefolgt; denn ich wollte der guten Sache meine geringe Unterstützung nicht versagen.

Mein Vaterland — in jeder anderen Beziehung eines der freiesten und liberalsten in Europa — hatte lange in seinem Staatsgrundgesetze einen Schandfleck, welcher erst nach harten Kämpfen aus demselben getilgt wurde: Kein Jude nämlich durfte den freien Boden Norwegens betreten. Dem ersten Dichter unseres Volkes und einem der edelsten Charaktere desselben — Henrik Wergeland ist sein Name — gebührt hauptsächlich die Ehre, dass jener Gesetzesparagraph, freilich erst, als bereits der Grabhügel sich über ihn gewölbt hatte, am 13. Juni 1851 aus unserem Staatsgrundgesetze gestrichen wurde. Die Furcht, die man vor einer Invasion der Juden um der eigenen Landeskinder willen gehegt hatte, erwies sich als vollständig unbegründet. Denn die Juden, welche sich hierauf in unserem Lande niederliessen, leben unter uns als nützliche, rechtschaffene Mitbürger, und es findet sich wohl in ganz Norwegen kaum Jemand, der nicht bei dem Gedanken an jenen

d. 13. Juni 1851. Den Frygt, man havde näret for en Invasion af Jöder til Forträngsel for Landets egne Börn, viste sig aldeles ugrundet, og de Jöder, som virkelig indvandrede, färdes iblandt os som nyttige, häderlige Medborgere, og der findes nu i hele Norges Land neppe en Mand, der ikke enten smiler eller harmes ved Tanken paa den gamle Lov og de Fordomme, som havde kaldt den tillive.

I vort Naboland Sverige staa Jöderne i Regelen i höj Anseelse som ikke blot vindskibelige og foretagsomme, men ogsaa som retsindige, fredelige og intelligente Medborgere: i Sveriges videnskabelige Verden har et Navn ikke mindre god Klang fordi det er jödisk, og sjelden har jeg seet en Medborger saa höjagtet og elsket af Alle, der kom i Beröring med ham som den ärvärdige, nylig afdöde Finantsmand Samuel Warburg — sjelden om nogensinde har jeg kjendt en Präst, af en

---

Paragraphen im norwegischen Staatsgrundgesetze und an die Vorurtheile, die denselben ins Leben gerufen hatten, zürnen oder doch wenigstens — lächeln würde.

In unserem Nachbarlande Schweden stehen die Juden in der Regel in grossem Ansehen, nicht blos als fleissige und unternehmende Leute, sondern auch als rechtschaffene, friedliche und intelligente Mitbürger; in der wissenschaftlichen Welt Schwedens hat ein Name deswegen nicht weniger guten Klang, weil er jüdisch ist, und selten habe ich einen Mitbürger so hochgeachtet und so geliebt gesehen von Jedem, der mit ihm in Berührung kam, als den ehrwürdigen; neulich verstorbenen Finanzmann Samuel Warburg. Selten, ja wohl nie, habe ich einen Priester gekannt von so erhabenem, reinem Charakter, so milde, liebevoll und ernst, wie einen jetzt verstorbenen jüdischen Priester in Gothenburg.

Ich nenne speciell diese, weil sie in weiteren Kreisen bekannt waren; die Achtung aber, welche den Juden in Schweden entgegengebracht wird, ist allgemein und reicht sehr weit. Die Juden in diesem Lande haben sie ausschliesslich den eigenen socialen Tugenden und Vorzügen zu verdanken.

Und während die Juden so in Norwegen eine bescheidene, unbemerkte Rolle spielen, in Schweden dagegen eine sehr hervorragende, so drängt sich das Geschrei des Antisemitismus und der Judenverfolgungen zu uns über das Meer hinüber, das uns von Mitteleuropa trennt.

saa ophöjet, ren Karakter, saa mild, kjärlighedsfuld og alvorlig som en nu afdöd jödisk Präst i Göteborg. Jeg nävner specielt disse, fordi de have väret kjendte i videre Kredse, men den Agtelse, hvormed Jöderne omfattes i Sverige er almindelig, gaar langt tilbage — og skyldes udelukkende Jödernes egne sociale Dyder og Fortrin i dette Land.

Og medens Jöderne saaledes i Norge spille en beskeden, ubemärket og i Sverige ligefrem en fordelagtigt fremragende Rolle — tränger Skriget fra Antisemitismen og Jödeforföl-

---

Dass es aus Russland kam, hat uns nicht gewundert. Der Graeco-Katholicismus kann leicht Fanatismus und Rohheit erzeugen. Als aber das Geschrei das nächste Mal ertönte, wollte man ungern seinen eigenen Ohren glauben — es kam nicht nur aus Ungarn, es kam aus dem Lande her, welches in Wahrheit stolz darauf sein kann, sich den Mittelpunkt der Civilisation nennen zu dürfen, es kam aus dem Herzen des Protestantismus, aus demselben Deutschland, das es liebt, von seiner »christlich-sittlich-germanischen« Mission zu sprechen. Die Mission, welche ein Theil des deutschen Volkes bei den Judenverfolgungen und dem Antisemitismus übernommen hat, ist weder germanisch, weder sittlich, noch christlich.

Sie ist nicht germanisch; denn das besondere Kennzeichen der Germanen war unter den Nationen zu allen Zeiten das, Andersdenkenden und Andersgläubigen offen und frei entgegenzutreten und auf dem geistigen Kampfplatze mit den Waffen des Geistes zu kämpfen. Während Spanien die Araber, Juden und Niederländer mit dem Hasse der Inquisition verfolgte, Italien die Ketzer-Scheiterhaufen für Giordano Bruno und Arnold von Brescia, sowie für Savonarola errichtete, während Frankreich die Guillotine für seine besten Söhne zimmerte, war das protestantische Deutschland immer das Land, wo die wahre Toleranz gewohnt hat, wo der klare Gedanke und das freie Wort eine Stätte oder jedenfalls einen Widerstand gefunden hat, welcher mit gleichen Waffen kämpfte. Nein, germanisch, deutsch ist der Antisemitismus nicht.

Er ist auch nicht sittlich, dieser Antisemitismus; die Verfolgung des Schwächeren durch den Stärkeren, ausgeübt mit den Waffen, die Rassenhass und Vorurtheil dem Menschen in die Hände drücken, kann, selbst wenn der Schwächere sich versündigt hätte, nicht vertheidigt werden. Ich bin kein Freund des frechen, verneinenden Tones, welcher einen grossen Theil der Literatur durchzieht und den die modernen Juden unserer Zeit geschaffen haben, ich liebe weder Lassalle

gelserne op til os over det Hav, som skiller os fra Mellemeuropa. At det kom fra Russland forundrede os ikke. Gräsk-Katholicismen har let ved at afföde Fanatisme og Raahed. Men da Skriget nästegang löd, vilde man nödig tro sine egne Ören: det kom ikke blot fra Ungarn, men fra det Land, der med Rette er stolt af at kalde sig Civilisationens Middelpunkt, — det kom fra Protestantismens Hjerte, fra dette Tydskland, der elsker at tale om sin »christlich-sittlich-germanische« Mission. Den Mission, en Del af det tydske Folk har overtaget i Jödeforföl-

---

noch Heine, weder Lasker noch Brandes. Das falsche Geistreichthun und der freche Witz soll durch wahren Geist und gesunden Humor bekämpft werden. In diesem Kampfe werde ich mitthun, aber nicht mit mittelalterlicher Rohheit, welche ihre infamen, nächtlichen »Hepp-Hepp« Rufe mitten im vollen Tageslichte des 19. Jahrhunderts ruft. Deutschland war stets der Herd des wahren Humanismus, es war das Land, wo die Humanität Zuflucht und Nahrung fand. Der Antisemitismus hat bei diesem Satze ein schlimmes Fragezeichen gesetzt; rein sittlich ist er nicht.

Und nun zum Schluss: christlich! Das ist er am wenigsten von Allem, obwohl er im Namen des Christenthums auftritt. Nie wurde der heilige Name des Christenthums ärger verhöhnt als damals, da der Antisemitismus ihm seinen beschmutzten Schild zur Vertheidigung reichte. Das Christenthum will sich nicht von Hass und blindem Vorurtheil vertheidigen lassen. Das wahre Christenthum, die religiöse, die Persönlichkeit ganz durchdringende Liebe, deren Ideal der göttliche Wanderer bei Genezareth ist, das will keinen Hass, dass kann nicht vergessen, dass das Liebesgesetz ihr erstes Gebot ist und dass dieses Gebot von einem — Juden ausging. Es will wohl im Namen der Wahrheit gegen die Unwahrheit kämpfen, aber es kann nie eine ganze Nation, ein ganzes Geschlecht für die Fehler der Einzelnen verantwortlich machen, es kann den Hass gegen das Böse wohl auch in einen Hass gegen die Bösen wandeln, aber nie wird es die Unschuldigen hassen. Von der Liebe Christi ist also im Antisemitismus nichts enthalten. Christlich ist der Antisemitismus am wenigsten von Allem.

So fasse ich diese traurige Bewegung auf als einen der ärgsten Auswüchse der Zeit, und meine Hoffnung ist, dass sie jedenfalls im Lande Luther's und Melanchthon's, Goethe's und Schiller's, Lessing's und Kant's ihre Rolle bald für beständig wird ausgespielt haben.

L. Dietrichson.

gelserne og Antisemitismen er hverken germanisk, sädelig eller christelig.

Den er ikke germanisk; thi Germanernes Särkjende har til alle Tider mellem Nationerne väret dette, at träde Anderledestänkende og Anderledestroende aabent og freidigt imöde, paa aandelige Valpladse at kjämpe med Aandens Vaaben; medens Spanien forfulgte Araber, Jöder og Nederländere med samme Inquisitions Had, medens Italien rejste Kjäter-Baalet for Giordano Bruno og Arnold af Brescia som for Savonarola, medens Frankrige tömrede Guillotinen for sine bedste Sönner, har dit protestantiske Tydskland altid väret det Land, hvor den sande Tolerance har boet, hvor den klare Tanke og det frie Ord har fundet et Sted eller ialfald en Modstand, der kjämpede med lige Vaaben. Nej germanisk, tydsk er Antisemitismen ikke.

Den er ikke »sädelig«, denne Antisemitisme: den Stärkeres Forfölgelse af den Svagere med Vaaben, laante fra Racehadet og Fordommen, kan, selv om denne Svagere maatte have forsyndet sig, ikke forsvares. Jeg er ingen Ven af den fräkke, fornägtende Tone, der gaar igjennem meget af den Literatur, som Tidens moderne Jöder har skabt, jeg elsker hverken Lassalle eller Heine, hverken Lasker eller Brandes, men maa den falske Aandrighed og det fräkke Vid bekjämpes med den sande Aandfuldhed og det sunde Humor: i den Kamp skal jeg väre med, men ikke i den middelalderske Raahed, der raaber sit infame natlige »Hep hep« midt ind i det 19. Aarhundredes fulde Dagslys: Tydskland var altid det sandt Menneskeliges, det Humanes Arnested, hvor det fandt Ly og Näring. — Antisemitismen har sat et slemt Spörgsmaalstegn ved denne Sätning, nej — sädelig er den ikke.

Og nu endelig christelig! Det er den mindst af Alt, sköndt den väsentlig opträder i Christendommens Navn. Aldrig er dennes hellige Navn bleven värre forhaanet, end da Antisemitismen rakte den sit tilsmudsede Skjold til dens Forsvar. Christendommen vil ikke forsvares af Had og Fordom. Den sande Christendom, den religiöse, Personligheden helt gjennem-

trängende Kjärlighed, der har sit Ideal i den guddommelige Vandringsmand ved Genesareth, — den vil intet Had, den kan ikke glemme, at Kjärlighedsbudet er dens förste Bud og at dette Bud udgik fra — en Jöde: den vil vel i Sandhedens Navn kjämpe mod det Usande, men den kan aldrig gjöre en hel Nation, en hel Slägt ansvarlig for de Enkeltes Fejl, den kan aldrig lade Hadet til det Onde slaa over i Had ikke blot til den Onde, men endog til den Uskyldige; af Christi Kjärlighed er Intet tilbage i Antisemitismen; christelig er Antisemitismen mindst af Alt.

Saaledes opfatter jeg denne sörgelige Bevägelse som en af Tidens värste Udväxter og mit Haab er, at den ialfald i Luthers og Melanchtons, i Göthes og Schillers, i Lessings og Kants Land maa have udspillet sin Rolle for altid.

L. Dietrichson.

Ludwig Steub,

hervorragender Novellist und Schriftsteller, wurde am 20. Februar 1812 zu Aichach in Oberbayern geboren, kam mit seinen Eltern 1822 nach Augsburg und 1823 nach München, wo er nach Absolvirung des dortigen Gymnasiums auf der Universität zuerst Philologie, sodann Jurisprudenz studierte. 1834 begab er sich nach Griechenland, wo er erst eine Stelle im Bureau der Regentschaft zu Nauplia, dann in dem Staatskanzleramt zu Athen bekleidete und zwei Jahre blieb. Eine Frucht seines dortigen Aufenthaltes waren die vortrefflichen, geistvollen »Bilder aus Griechenland« (1841). Seinen Heimweg nahm er über Italien, wo er Rom, Florenz und Venedig besuchte. Darauf liess er sich in München nieder, wo er 1845 zum Anwalt und 1863 zum Notar ernannt wurde und noch gegenwärtig weilt. Steub's schriftstellerische Thätigkeit beschäftigt sich vorzüglich mit der Physiognomie der Alpenländer und der Alpenvölker und hat das eigenthümliche Gepräge, dass sie die gelehrte Forschung in angenehm unterhaltende Form zu kleiden weiss. Zwar hat Steub auch rein Wissenschaftliches in der strengwissenschaftlichen Form veröffentlicht (so das gründliche Werk: »Zur rhätischen Ethnologie« Stuttgart. Gebrüder Scheitlin 1854), ebenso rein Belletristisches. Wir nennen nur die herrlichen »Novellen und Schilderungen« (1853), den schönen Roman »Deutsche Träume« (1858), die Tiroler Erzählung »Der schwarze Gast« (1863), »Die Rose der Sewi« (1879), »Gesammelte Novellen« (1881), die »Lustspiele« (1873), den »Sängerkrieg in Tirol« (1882) u. a. — Aber was Steub zu einer sonderartigen, literarischen Erscheinung stempelt, liegt nicht an dem einen oder andern dieser Pole, sondern in ihrer Verschmelzung. Hieher gehören die Schriften: »Drei Sommer in Tirol« (1846); »Das bayerische Hochland« (1860); »Wanderungen im bayerischen Gebirge« (1862); Herbsttage in Tirol« (1867); »Altbayrische Culturbilder« (1869); »Lyrische Reisen« (1878); »Aus Tirol« (1880) u. a. Steub ist nicht der einzige in der das Geographische und Ethnographische zur lebendigen Anschauung, zum poetischen Bild gestaltenden Richtung; aber er steht in vorderster Reihe. Eine Sammlung seiner »Kleineren Schriften« erschien 1873—75 in 4 Bdn.

München, den 14. September 1884.

Hochverehrter Herr!

Ihr Schriftchen, das Sie mir mit Brief vom 27. v. M. sandten, habe ich seinerzeit erhalten und jetzt auch gelesen

Ich habe mich mit der Judenfrage früher insofern beschäftigt, als ich einmal den Judenmord zu Deggendorf etwas näher untersuchte und dann das Ergebniss in meinen »Altbayerischen Culturbildern« (Leipzig 1869 bei Ernst Keil) veröffentlichte. Was ich damals geschrieben, kann ich nur wiederholen — ich finde die gegenwärtigen Verfolgungen abscheulich, allein ich glaube, es liegt ihnen mehr Rassenhass zu Grunde als religiöser Fanatismus. Es gibt keine Verfolgungen mehr, sobald es keine Juden mehr gibt. Deswegen begrüsse ich mit Freuden alle Massregeln, die sie verschwinden machen können, wie z. B. die Ehefreiheit. Dass den Juden noch Aufgaben gestellt sind, welche nicht auch von Christen gelöst werden können, glaube ich nicht und insofern sehe ich keinen grossen Verlust darinnen, wenn sie von der Bildfläche abtreten. Sie werden erst Ruhe erhalten, wenn sie nicht mehr sind.

Die Frage ist übrigens so weittragend, dass ich, um nicht zu weit fortgerissen zu werden, für heute lieber schliesse.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Ergebenst

Ludwig Steub.

Friedrich Meyer von Waldeck,

hervorragender Dichter und Literarhistoriker, wurde am 15. Mai 1824 zu Arolsen geboren, besuchte das Gymnasium in Wetzlar und studierte in Cassel und Clausthal Bergwissenschaften, die er später verliess, um sich in Berlin unter Lachmann der Germanistik zu widmen. Nach beendigten Studien folgte er einem Rufe nach Russland, in dessen Hauptstadt er 22 Jahre als Chefredacteur der »St. Petersburger (deutschen) Zeitung« fungirte und 21 Jahre an der dortigen Universität den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur innehatte. Im Jahre 1874 kehrte er in die deutsche Heimat zurück, wo er sich zunächst in Bonn, darauf (1875) in Heidelberg niederliess. Im Sommer 1880 habilitirte er sich an der dortigen Universität als Privatdocent für die germanistischen Wissenschaften und wirkt noch heute als Professor in rüstiger Kraft an genannter Hochschule. Ausser zahlreichen hervorragenden wissenschaftlichen Werken (»Studien über deutsche Geschichte, Art und Kunst« (1851); »Hero und Leander« (1858); »Formenlehre der deutschen Dichtung« (1868); «Goethe's Märchendichtungen« (1879); »Russland, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche« (1884) u. A.) veröffentlichte Friedrich Meyer während seiner Studentenjahre unter dem Pseudonym Fredrik Montan die beiden poetischen Versuche: »Der Paria« [aus dem der Dichter die wenigen Verse zu Beginne seines Schreibens citirt hat] (1843) und »Bilder aus dem Bergmannsleben« (1844), später unter seinem rechten Namen »Poetische Schriften. I. Aus dem Gedenkbuche eines Bergmannes« (1854); ferner die lebenskräftigen Dramen: »Der Feind vor Odessa« (1854); »Die Erbin von Glengary« (1867); »Childerich« (1872); das vortreffliche Lustspiel: »Der Pathe des Cardinals« (1872); »Ganz was Apart's« (1856) und die »Russischen Erzählungen in deutscher Uebersetzung« (1878), die uns einen tiefen Einblick in die russischen Verhältnisse gewähren. Auch gab Friedrich Meyer neben verschiedenen anderen auf Russland bezüglichen Schriften die Sammelwerke: »Magazin für die Kunde des geistigen und sittlichen Lebens in Russland« (1853—1855, 3 Bde.) und »Belletristische Blätter aus Russland« (1853—1855) heraus.

Heidelberg, 20. September 1884.

Hochgeehrter Herr!

Die Schlusszeilen einer poetischen Jugendarbeit, mit welcher ich vor einundvierzig Jahren an die Oeffentlichkeit trat, lauten:

»— Doch wird das Licht den Scepter sich erstreiten
Und kommen wird ein sonnenklarer Tag,
Der in dem Menschen nur den Menschen findet,
Wenn Jud und Christ ein Menschenrecht verbindet.«

Ich habe seitdem meine Anschauungen nicht geändert, und wenn ich in meinem jüngsten Werke über Russland, in welchem Lande ich ein Menschenalter verbrachte, das jüdische Volk in seiner tiefsten moralischen und socialen Verkommenheit geschildert, habe ich seinen guten Eigenschaften, die es zum Teil anderen Nationalitäten voraus hat, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. So hatten Sie allen Grund, auf meine Sympathie zu zählen, als Sie mir Ihr Buch: »Sollen die Juden Christen werden?« zusandten. Empfangen Sie meinen besten Dank. Für das Gefühl, aus dem es entsprang, hege ich volles Mitempfinden; seine Argumente und Erwägungen billige ich im Grossen und Ganzen. Für das Einzelne habe ich bald Uebereinstimmung, bald Widerspruch. Sie werden mir gestatten, hier nur einige der vornehmsten Punkte zu berühren.

Die, fast möchte ich sagen, ewige Fortdauer des jüdischen Volkes im Exil, ohne Vaterland, dankt es der unerschütterlichen Kraft seines Glaubens und der Stärke seines Absonderungstriebes, seines Hasses gegen alles Fremde. Beide Momente wollen Sie mit der Zeit aufhören lassen, die Juden sollen unter gewissen, von dem Christentum zu erfüllenden Bedingungen Christen werden, ihren Separatismus aufgeben, dabei aber ihre Nationalität, die Sie in Geschichte und Literatur begründet sehen, beibehalten. Sie sollen fortdauern als Christen jüdischer Nationalität.

Das letztere halte ich weder für heilsam, noch für möglich. Die weltgeschichtliche Mission des Judentums hat mit seiner Existenz als Volk ihr Ende erreicht. Eine Nationalität ohne Heimat lässt sich auf die Länge nicht bewahren; sie muss mit der Zeit von dem Volkstum, in dessen Mitte sie existirt, aufgezehrt werden. Wie die französischen, die englischen Juden nichts anderes sein wollen, als Franzosen und Engländer, so kann der deutsche Jude nur in Zukunft

als Deutscher fortleben, sei es nun jüdischen oder christlichen Glaubens. Die Basis einer Fortdauer als Nation fehlt dem jüdischen Volke mit der Heimat, und ich sehe für dasselbe keine andere Mission der Zukunft, als in den gebildeten Völkern der Welt aufzugehen als Salz der Erde, dieselben befruchtend durch seine enorme geistige Begabung, seinen Familiensinn, seinen Fleiss, seine Ausdauer und Mässigkeit.

Ihre Ansicht von der nahen Verwandtschaft des jüdischen und christlichen Glaubens erscheint mir stark optimistisch. Der Gegensatz liegt tiefer als Sie meinen, und die Kluft ist noch lange nicht ausgefüllt, wenn man auch alle Auswüchse des späteren Christentums in dieselbe versenkt. Auch wäre mit der Taufe des gesammten jüdischen Volkes wenig erreicht, wenn es sich nicht von allen den Absonderlichkeiten und abstossenden Eigentümlichkeiten frei macht, welche den Judenhass schon vor der Entstehung des Christentums erzeugt haben und immer wieder erzeugen. Jene bedauerlichen Eigentümlichkeiten sind von Ihrem »Getauften Juden«, dessen Worte ich höchst beherzigenswerth finde, auf das Treffendste bezeichnet.

Meine Ansicht wurde durch die jüngsten Erfahrungen in Russland nur bestätigt. Nicht der Glaube des Juden ist die Quelle des Hasses bei den Russen, denn es gibt kein religiöstoleranteres Volk als diese; ebensowenig die Nationalität und der Rassenunterschied — denn der Russe lebt unter den verschiedenartigsten Völkerstämmen ohne Hass und Ueberhebung, stellt sich ihnen vollkommen gleich und vermischt sich gern mit ihnen. Es ist die gewissenlose Exploitation des russischen Volkes durch den jüdischen Scharfsinn, durch fein berechnenden Wuchergeist ohne Arbeit, welchem der plumpe russische Bauer, häufig auch der Gutsbesitzer, widerstandslos zum Opfer fällt. Sie hat den tiefwurzelnden Hass gegen das jüdische Volk genährt und bis zum erbarmungslosen Mord gesteigert.

Und alle die Flecken, die an dem jüdischen Wesen haften und ihm die Abneigung der Völker vom Altertum bis auf die Neuzeit erwarben, sie werden grossgezogen durch

jenen engherzigen Absonderungstrieb, jenen eingewurzelten Separatismus, jene selbstgefällige Ueberhebung, die in dem jüdischen Volke fast unheilbar erscheint. Ich führe einen Fall aus unseren Tagen an. In einer Stadt Süddeutschlands musste der jüdische Gottesacker, seiner gesundheitsschädlichen Lage wegen, geschlossen werden. Die liberale Stadtverwaltung, welche bereits alle christlichen Confessionen wenigstens nach dem Tode in einem Kirchhof vereinigt hatte, trug der jüdischen Gemeinde die gleichberechtigte Mitbenutzung des gemeinschaftlichen Begräbnissplatzes an. Es waren die Juden, welche das humane, freundliche Anerbieten zurückwiesen und sich einen neuen gesonderten Gottesacker errichteten.

So muss denn zuerst die Selbstabsonderung der Juden fallen, wenn dem Antijudaismus die Grundlage entzogen werden soll. Dann beginne die innere Arbeit, die Ihr »Getaufter Jude« scharf und deutlich geschildert hat. Ist dieselbe gethan, so hört nach meiner Ueberzeugung der sehr unchristliche Judenhass von selbst auf, mögen die Juden am mosaischen Gesetze festhalten oder sich taufen lassen. Mit dem Judenhasse wird dann aber gleichzeitig das Judentum als Nationalität erlöschen.

Das ist meine Meinung, die zwar von der Ihrigen wesentlich abweicht, nichts destoweniger aber Ihre Bestrebungen mir höchst ehrwürdig und sympathisch erscheinen lässt. Ich fürchte jedoch, dass dieselben nur von einer ganz kleinen Anzahl Ihrer Glaubensgenossen geteilt werden.

In vorzüglicher Hochachtung

Friedrich Meyer von Waldeck.

Otto Franz Gensichen,

hervorragender Dramatiker und Lyriker, wurde 4. Februar 1847 zu Driesen in Brandenburg als der Sohn eines Superintendenten geboren, besuchte bis 1865 das Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, dann die Universität daselbst, wo er sich zuerst den Naturwissenschaften, später der classischen Philologie zuwandte und wurde 1874 zum Dramaturgen des Wallner-Theaters berufen. Seit dem Jahre 1878 lebt er unabhängig als Schrifsteller in Berlin. Der Schwerpunkt seiner literarischen Thätigkeit liegt auf dem dramatischen Gebiete. Von seinen kraftvollen, durch Adel der Gedanken und der Sprache ausgezeichneten Dramen seien hier genannt: »Gaius Gracchus« (1869); »Der Messias«, Trilogie (1. Jesus von Nazareth, 2. Judas Ischarioth, 3. Die Zerstörung Jerusalems, 1869); »Danton« (1870); »York« (1871); »Robespierre« (1874); »Aias« (1874); »Erloschene Geschlechter« (1874); »Phryne« (1878); »Euphrosyne« (1878). Seine vortrefflichen Lustspiele: »Minnewerben« (1871); »Blitzableiter« (1872); »Der Leuchter« (1879); »Die Märchentante« (1881); »Frau Aspasia« (1883) etc. erfreuen sich eines bedeutenden, wohlverdienten Erfolges. Aber Gensichen weiss auch die Saiten der Leier mit kundiger Hand zu rühren; seine »Spielmannsweisen« (Lieder und Gedichte, 1876), die bereits mehrere Auflagen erlebten; seine »Felicia« (1882) und seine eben erschienene Gedichtsammlung: »Frauenlob« (1884) beweisen dies in hohem Grade; sein Märchenstrauss: »Aus sonnigen Fluren« (1874) zeugt von reger und sinniger Phantasie. Dem kritischen Gebiete gehören an: »Berliner Hofschauspieler«, Silhouetten (1872) und die »Studienblätter« (1881).

Berlin, 1. October 1884.

Sehr geehrter Herr!

Verzeihung, wenn ich auf Ihren freundlichen Brief und die Uebersendung Ihrer Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« erst heute dankend erwidere. Aber ich wollte Ihnen gern umstehendes Gedicht, welches in meinem soeben bei Eugen Grosser hierselbst erscheinenden Werke: »Frauenlob« veröffentlicht wird, im Aushängebogen übersenden, — Sie werden daraus meine Stellung zu der beregten »Frage« deut-

licher erkennen, als ich brieflich darzulegen vermöchte. Das Gedicht, das ich zum 14. April 1883, als dem Tage, an dem vor hundert Jahren zum ersten Male Lessing's »Nathan« über die Berliner Bühnen ging, verfasst habe, lautet wie folgt:

Wie, wann des Wetters wilde Wuth zerstoben,
Sich sanft des Friedens Regenbogen spannt
Und durch der Schönheit Glanz den Blick nach oben
Anbetend lenkt zu der Verheissung Land,
So wölbte sich nach grimmen Sturmes Toben,
Drin Lessing siegreich gegen Goeze stand,
Nach heissem Streit mit düstren Theologen
Des weisen Nathan lichter Friedensbogen.

Denn hier sind alle Kämpfe ausgerungen,
Und fernabdonnernd grollt das Wetter nur,
Das reinigend die schwüle Luft durchdrungen
Und neu verklärt den lächelnden Azur.
Wie Dankgebet, das sich emporgeschwungen
Zum Himmelsdom von sturmentwölkter Flur,
Jauchzt jubelnd hier, frei jeder Dogmenschranke,
Sein hohes Lied der reine Gottgedanke.

Doch der, gebeugt von Alter und Beschwerde,
Den Nathan schuf, er wähnte fern die Zeit,
Da einst aus Künstlermund ertönen werde
Dies Evangelium der Duldsamkeit;
Er wusste wohl, ihn decke längst die Erde,
Bevor die Scene für sein Werk bereit,
Doch segnend schrieb er: »Heil und Glück dem Orte,
Der ihm zuerst erschliesst die Bühnenpforte!«

Und dieser Segen ist dir zugefallen,
Dir, der Gedankenfreiheit Hort, Berlin.
Hier war es. hier, wo einst zuerst vor Allen
Verkörpert Nathans Lichtgestalt erschien.
Ein Abglanz aus den Philosophenhallen
Von Sanssouci umleuchtet magisch ihn,
Der furchtlos hier vor heute hundert Jahren
Der Duldung Mahnwort durfte offenbaren.

Zwar hatte zu der Mitwelt grösstem Sohne
Der grosse Fürst nie seine Huld gewandt,
Doch wie der Siegesglanz von Friedrichs Krone
Den schönsten Widerschein in Tellheim fand,

So schlingt vom Philosophen auf dem Throne
Zum weisen Nathan sich ein Zauberband,
Das unzertrennbar eint die beiden Namen,
Die hier gestreut der Glaubensfreiheit Samen.

Wohl ward das »Heil und Glück«, das Lessings Segen
Dereinst erfleht, Berlin, dir reich bescheert:
Darfst du doch jetzt in deiner Obhut hegen
Die Kaiserkrone und das Kaiserschwert.
Doch wolle nun auch treu der Lehre pflegen,
Die von der Bühne du zuerst gelehrt!
Ja, bleib' des Segens werth, der dir beschieden:
Sei allzeit Freistatt wahrem Glaubensfrieden!

Hochachtend ergeben

Otto Franz Gensichen.

Jacob Moleschott,

einer der berühmtesten Physiologen der Gegenwart, wurde am 9. August 1822 zu Herzogenbusch geboren, studierte 1842 in Heidelberg Medicin und Naturwissenschaft, liess sich 1845 als praktischer Arzt in Utrecht nieder, habilitirte sich zwei Jahre später zu Heidelberg als Privatdocent für Physiologie und Anthropologie. Nachdem er 1854 in Folge einer Verwarnung, die er wegen seiner materialistischen Richtung vom Senate der Universität erhielt, sein Amt niedergelegt hatte, folgte er 1856 einem Rufe als Professor der Physiologie an die Universität zu Zürich und ward 1861 an die Universität zu Turin berufen. Moleschott wirkt gegenwärtig als Professor der Physiologie und Arzt in Rom und ist Mitglied des italienischen Senates. Moleschott ist einer der Hauptvertreter der Lehre von der seit Ewigkeit bestehenden und unzertrennlichen Einheit von Kraft und Stoff. Ihm ist die Materie nicht ein blosses mechanisches Bewegungs-Phänomen, sondern selbst in ihren ersten Anfängen unmittelbar Geist, Leben und That; alles ist ihm Geist und Stoff zugleich. Von seinen Schriften, die sich insgesammt durch dialektische Schärfe, Klarheit, reiches Wissen und meisterhafte Darstellung auszeichnen, nennen wir hier: »Physiologie der Nahrungsmittel« (2. Aufl. 1859); »Lehre der Nahrungsmittel« (3. Aufl. 1857); »Physiologie des Stoffwechsels« (1851) und sein erfolgreichstes und berühmtestes Buch: »Der Kreislauf des Lebens« (5. Aufl. 1877); ferner: »Georg Forster, der Naturforscher des Volks« (2. Aufl. 1862); »Physiologisches Skizzenbuch« (1861) und eine grosse Reihe von geist- und gehaltvollen Antritts- und Eröffnungsreden zu seinen Vorlesungen, wie: »Zur Erforschung des Lebens«, »Die Grenzen des Menschen«, »Licht und Leben« (3. Aufl. 1879), »Die Einheit des Lebens«, »Eine physiologische Sendung«, »Natur- und Heilkunde«, »Pathologie und Physiologie«, »Ursache und Wirkung«, »Von der Selbststeuerung im Leben des Menschen«, »Rath und Trost in Cholerazeiten«, »Ueber den Wassergehalt einiger Horngewebe«. Seine neuesten Schriften sind: »Einheit der Wissenschaft«, »Ueber die allgemeinen Lebenseigenschaften der Nerven«, »Ein Blick ins Innere der Natur«, »Karl Robert Darwin«. Endlich mögen die beiden in der nachfolgenden Epistel erwähnten Schriften: »Hermann Hettner's Morgenroth« (Giessen 1883, ein Beitrag zur Biographie seines Freundes, des berühmten Literarhistorikers Hettner) und »Chi è il Dottor Simone Fubini?« (Rom 1880, Verlag von Fozzani) hier genannt werden.

Rom, den 3. October 1884.

Verehrtester Herr!

Diese Nacht habe ich endlich Ihre Schrift: »Sollen die Juden Christen werden?« gelesen, in Einem Zuge gelesen. Das mag genügen, um Ihnen zu beweisen, dass ich, so weit es sich um Empörung über Judenhass und Judenverfolgung handelt, aus tiefster Ueberzeugung mit Ihnen übereinstimme.

Im Jahre 1883 ist von mir eine kleine Schrift erschienen, »Hermann Hettner's Morgenroth«, in der Sie auf S. 60—63 meine Anschauung über die Stellung und Verfolgung der Juden ausgesprochen finden. Es wäre mir nicht möglich, dies zu einem besonderen Zwecke wirksamer zu thun, als es mir damals bei einer natürlichen Gelegenheit aus der Seele quoll.

Man hat die Schmach auf sich geladen, dass man mit menschenfeindlicher Unduldsamkeit die Juden auf ein enges Gebiet der Thätigkeit begrenzt hat. Und wie der Hass immer blind macht, so ist man nicht klug genug gewesen, vorauszusehen, dass das ansehnliche Talent, welches in begabten Juden wohnt, dazu führen würde, dass die Sammlung ihrer Kräfte auf beschränktem Felde Hervorragendes leisten müsste. Wissen, Geld, Einfluss, Macht und Menschenliebe sind den armen Märtyrern in den Schooss gefallen. Ueberall zählen die besten Aerzte, die einflussreichsten Schriftsteller, die reichsten und gebildetesten Kaufleute Juden in ihren Reihen, und nachdem man sie dahin gedrängt hatte, sich auf diesen Gebieten und nur auf diesen Gebieten hervorzuthun, wundert man sich über die vielen ausgezeichneten Aerzte und Journalisten, grämt man sich über die reichen Juden, schmäht und beneidet die orientalische Pracht, und man geberdet sich, als wäre die Religion in Gefahr, weil Ein geflügeltes Wort eines witzigen Juden tausend abergläubige Worte der Herren Stöcker und Treitschke leuchtend versengt. Ja, man scheut sich häufig nicht, die schnödeste Ungerechtigkeit zu begehen, um einen talentvollen Juden aus einflussreicher Stellung zu wehren. Da aber die Juden zu ihrem und der Gerechtigkeit Glück über

die Presse, die vierte Macht im Staate verfügen können, so bleibt das Unrecht nicht ungeahndet. Nun werden sie den Machthabern unbequem, und man stützt sich behufs einer Judenhetze so gern auf den Pöbel aller Volksclassen, wie man sich zu andern Gewaltmassregeln auf die Bajonnette stützt. Dabei muss das Betrübende in den Kauf genommen werden, dass unendliche Zeit verschwendet wird, um längst gelöste Fragen zu erörtern. Und statt der Lehre der Liebe zu huldigen, wird man aus Furcht und Neid in doppelter Weise ein Menschenfeind.

Als Drucksendung übermittle ich Ihnen eine kleine Schrift, in der ich für einen vortrefflichen jüdischen Physiologen eine Lanze gebrochen und den Sieg davon getragen habe. Fubini ist jetzt wohlbestallter Professor der Physiologie in Palermo.

Mit den besten Wünschen für die gerechte Sache, die Sie verfechten,

Ihr ganz ergebener

Jac. Moleschott.

Franz von Holtzendorff,

einer der berühmtesten deutschen Criminalisten und Rechtslehrer der Gegenwart, wurde am 14. October 1829 zu Vietmannsdorf in der Uckermark geboren, erhielt seine Gymnasialbildung zu Schulpforta und widmete sich seit Ostern 1848 zu Berlin, Heidelberg und Bonn juristischen Studien. Nachdem er 1852 promovirt, trat er in die Gerichtspraxis ein, der er vier Jahre hindurch angehörte. Seit 1857 lehrte er dann als Privatdocent, seit 1861 als ausserordentlicher, seit 1873 als ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin. Im Herbst desselben Jahres folgte Holtzendorff einem Rufe als ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft nach München. Den Mittelpunkt seiner Bestrebungen bildet die Bekämpfung der Todesstrafe, sowie die Reform des Strafwesens und der Gefängnissanstalten, deren Zustände er auf vielfachen Reisen ins Ausland kennen zu lernen suchte. — Von Holtzendorff's wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: »Französische Rechtszustände« (1859); »Die Deportation als Strafmittel in alter und neuer Zeit« (1859); »Das irische Gefängniss-System« (1859); »Die Kürzungsfähigkeit der Freiheitsstrafen« (1861). Später erschienen: »Die Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland« (1864); »Die Umgestaltung der Staatsanwaltschaft vom Standpunkte unabhängiger Strafjustiz (1865) und »Kritische Untersuchungen über die Grundsätze und Ergebnisse des irischen Strafvollzuges (1865). Mit den kleineren Schriften: »Gesetz oder Verwaltungsmaxime« (1861); »Die Brüderschaft des Rauhen Hauses« (1.—4. Aufl., 1861) und der »Bruderorden des Rauhen Hauses und sein Wirken in den Strafanstalten« (1862), griff Holtzendorff die unter Leitung Wichern's stehende Gefängnissverwaltung Preussens unmittelbar an und veranlasste dadurch den Beschluss des Abgeordnetenhauses vom 2. October 1862, durch welchen die Regierung aufgefordert wird, die Verträge mit dem Curatorium des Rauhen Hauses bei deren Ablauf nicht wieder zu erneuern. Von seinen grösseren literarischen Arbeiten sind noch hervorzuheben: »Die Principien der Politik« (2. Aufl. 1879); »Die Encyklopädie der Rechtswissenschaft« (4. Aufl. 4 Bde. 1882); Das »Handbuch des deutschen Strafrechtes« (4 Bde. 1871—77); »Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe« (1875); »Handbuch des deutschen Strafprocessrechtes« (1877 f.); »Ein englischer Landsquire« (1877); »Schottische Reiseskizzen« (1882); »Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes« (1884). Von 1861—74 gab er die »Allgemeine deutsche Strafrechtszeitung«, seit 1866 in Gemeinschaft mit Rudolf Virchow die

»Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge«, seit 1872 mit Wilh. Oncken die »Deutschen Zeit- und Streitfragen« und seit 1871 das »Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reiches« heraus. An der Begründung des deutschen Juristentages (1860), der Berliner Volksküchen, des Lette-Vereines für Förderung der Erwerbsfähigkeit und höheren Bildung des weiblichen Geschlechtes, des deutschen Protestantenvereines und des Vereines zur Verbreitung von Volksbildung, der Bluntschli-Stiftung für allgemeines Staatsrecht und Völkerrecht hat Holtzendorff hervorragenden Antheil. H. war einer der Präsidenten des internationalen Gefängniss-Congresses zu London (1872) und des Völkerrechts-Institutes in München (1883). Im December 1874 trat er als Vertheidiger des deutschen Botschafters Grafen Harry von Arnim auf, 1883 als Anwalt der rumänischen Regierung gegenüber dem Londoner Tractat vom 10. März 1883 (in einem Gutachten »Rumäniens Uferrechte an der Donau« 1883). Holtzendorff ist Mitglied der Akademien von Rom, Mailand, Paris und Brüssel, sowie zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften des Auslandes.

München, den 4. October 1884.

Sehr geehrter Herr!

Sie wünschen von mir ein Schlusswort über die Judenfrage, um damit Ihre Sammlung von Meinungen zu beenden. Das ist für mich eine ziemlich bedenkliche Ehre. »Mostrich zum Nachtische!« könnte man rufen. Nachdem so viele angesehene Namen vor mir geschrieben und geredet, werde ich kaum etwas vorbringen, was nicht bereits von anderer Seite ebenso gut oder noch besser gesagt worden wäre.

Und doch: Je mehr ich über den Gegenstand nachdenke, über den ich mich bereits in aller Kürze einmal in den »Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes« (1883) geäussert habe, desto deutlicher wird mir seine Unerschöpflichkeit, desto klarer die Wahrscheinlichkeit, ihn in lauter gleich wahre Antithesen aufzulösen, ohne jemals zu einem einheitlich wahren Gesammturtheile über das Judenthum zu gelangen.

Hier haben Sie nun eine Reihe solcher mehr oder minder richtiger Antithesen: In dem Judenthume der Gegenwart steckt gleichzeitig: hochgradige Zähigkeit der denkbar stärksten Ueber-

lieferung, treueste Anhänglichkeit an den Glauben der Väter neben kühnster kritischer Voraussetzungslosigkeit in der Auseinandersetzung aller modernen Dinge; gleichzeitig ausserdem kosmopolitischer Geist, der eine Verbrüderung zwischen den Juden in Rumänien und den Glaubensgenossen in New-York ermöglicht, neben nationaler Färbung, vermöge welcher sich der Jude in Galizien, Polen oder Marokko von dem Juden in Amsterdam, Brüssel und Köln unterscheidet, also ein kosmopolitisches Rassenmoment auf israelitischer historischer Grundlage und eine moderne Mischung mit nationalstaatlichen Factoren neuerer Zeit; gleichzeitig ferner wirthschaftliche Grossmacht in der industriellen Berechnung der Production und Consumtion, in der Beherrschung des internationalen Geldmarktes an der Börse und — Ohnmacht in der Verkümmerung eines ost-europäischen Juden-Proletariates, das verfolgt wird; sodann orientalischer Luxus in der Pracht von Palästen, die durch ihre Kostbarkeit den alten Adel in Wien, Berlin, Warschau und anderwärts überflügeln — orientalischer Schmutz in dem Widerwillen erregenden Kaftan, der sich auf der Brunnenpromenade in Karlsbad bewegt, endlich fürstliche Wohlthätigkeit und Grossmuth in milden Stiftungen bethätigt, und wucherischer Geist, geübt in der Ausbeutung der Unerfahrenheit und Dummheit ländlicher Bevölkerungen.

Das Eigenartige des Judenthums beruht nicht auf dem Vorhandensein solcher auch in den christlichen Bevölkerungen bestehender Antithesen der Gesellschaft, sondern vielmehr auf der Schroffheit und Stärke ihrer jeweiligen Erscheinung.

Von der zufälligen Berührung mit diesen Gegensätzen hängt das Alltagsurtheil der meisten Menschen ab. Der Gelehrte, der, wie ich, eine Anzahl geistig hervorragender, gastfreier, mildthätiger, gemeinsinniger und in mannigfachster Weise ausgezeichneter Juden in Berlin, Wien oder Brüssel kennen lernte, urtheilt aus seinem Erscheinungskreise anders, als der Landbauer in den östlichen Provinzen Preussens, in Oesterreich oder Ungarn, anders, als der unbeholfene Hand-

werker, der die capitalistische und industrielle Ueberlegenheit jüdischer Nebenbuhler kennen lernt.

Die Frage bleibt: Welches Urtheil praktisch in der Gegenwart das ausschlaggebende sei?

Die Erscheinungen des Antisemitismus geben darüber einigen Aufschluss.

Der rohe, pöbelhafte Antisemitismus der gewaltsamen Judenhetze, die zu Misshandlungen, Beschimpfungen, Plünderungen, Verläumdungen schreitet, braucht nicht mehr gerichtet zu werden. Er ist gerichtet und scheitert an den Machtmitteln des Staates und einer unumstösslich gewordenen Rechtsordnung.

Viel gefährlicher aber ist der latente Antisemitismus jener höher gebildeten Gesellschaftskreise, die die Ausschreitungen des Pöbels zwar missbilligen, aber selbst Abneigung Missgunst oder Hass in ihrem Innersten verschliessen. Und dieser latente, stille Antisemitismus ist — nicht blos in Deutschland — im Wachsen begriffen.

Unser Zeitalter hat aufgehört, nach grossen ethischen Principien zu denken, es richtet und handelt nach dem Stande materieller Interessen. Unter den allgemein fühlbaren Interessen-Verletzungen der Gegenwart wird das Judenthum — mit Recht oder Unrecht — als die mächtigste überall da empfunden, wo es, wie in Osteuropa, in starkem Percentsatze gesellschaftlich wirkt.

Diesen latenten Antisemitismus zu überwinden, gilt mir als die oberste, schwierigste und für die Zukunft der Juden bedeutsamste Aufgabe der nächsten Epoche. Aber diese Ueberwindung kann nicht durch Moralpredigten, durch Schaustellungen sittlicher Entrüstung oder durch Verherrlichung der dem Judenthume innewohnenden Vorzüge bewerkstelligt werden. Es gilt, durch That und Beispiel vor allen anderen Dingen den allgemeinsten Vorwurf des jüdischen Wuchers zu entkräften und mit dem jüdischen auch den christlichen Wucher durch Vereinigung jüdischer Capitalskräfte zu beschränken. Im Gegensatze zu Lassalle, der gährende Un-

zufriedenheit in den Arbeitermassen nährte, so haben nunmehr andererseits die grossen jüdischen Capitalmassen an den Börsen von London, Paris, Wien und Berlin die Aufgabe, nach gesunden wirthschaftlichen Principien den Bedürfnissen des ländlichen Volkscredits gerecht zu werden, also nicht blos an den Millionen der grossen Staatsanleihen Percente zu verdienen, sondern ländliche Creditbanken mit der ehrlichen Absicht zu organisiren, den »kleinen Mann« vom Wucher zu erlösen.

Die Besitzer dieser jüdischen Capitalmassen müssen darnach trachten, dass der Pfennig des armen Volkes geschont und der Kleinwucher thatkräftig bekämpft werde.

Geschieht dies nicht, so wird die Geissel des Zornes, wie ehemals im Tempel zu Jerusalem, über die Geldwechsler von jener öffentlichen Meinung geschwungen werden, zu welcher der gegenwärtig noch latente Antisemitismus sich umgestalten kann. Zwar wird auch dann noch Leben und Eigenthum jüdischer Mitbürger durch die Macht des Culturstaates aufrecht erhalten bleiben. Aber das Judenthum würde durch zunehmende gesellschaftliche Isolirung der Möglichkeit einer geistigen Selbstentwicklung seiner Culturkraft beraubt werden. Dies müssen sich die »geldgelehrten Pharisäer« gesagt sein lassen, wenn ihnen das Wohl der Juden am Herzen liegt. In einer scheinbar stillstehenden Zeit, wie im frühen Mittelalter, konnte das Judenthum in seinem Ghetto oder in eigenen Stadtquartieren eingesperrt bleiben oder sich selbst abgeschlossen halten. In dem jetzigen Strome der Zeitbewegungen bleibt ihm keine andere Wahl, als entweder seinen Antheil in der Führerschaft sittlicher Probleme geltend zu machen oder allmälig zugrunde zu gehen. Nicht Beraubung oder Austreibung, sondern sociale Verkümmerung ist die wirkliche Gefahr, mit welcher das folgende Jahrhundert das Judenthum bedroht und die nur vom Judenthume selbst abgewendet werden kann.

Franz von Holtzendorff.

Inhalt.

BM 648 .S56 C.1
Briefe beruhmter christlicher
Stanford University Libraries
3 6105 039 130 385

BM
648
S56